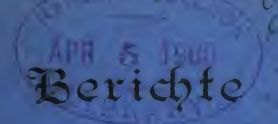
BERICHTE DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTES ZU FRANKFURT...

Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt am Main, ...




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



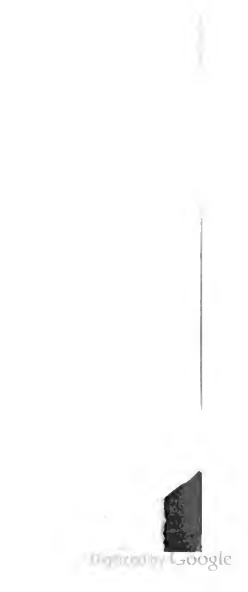
Neue Folge. Neunter Band.

Jahrgang 1893. Heft 2.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhalt.



I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

3. Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und zum Leben unserer Zeit.[1])

Von Herrn Privatdozent Dr. Eugen Wolff in Kiel.

(13. November 1892.)

In Friedrich Schillers Namen treten wir zusammen, von seines Geistes Nähe fühlen wir uns weihevoll umweht. Und seine Muse schwebt aus einer schönern Welt zu uns hernieder:

„Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur."

So haben wir Jahr für Jahr in unserm Kreise das Angedenken an den edlen Sänger erneut. Aber das Jahr gleicht nicht dem Jahre, und jedes bringt sein eigenes Geschehen. Auch unser letztes Schillerjahr — wenn ich so sagen und die zwölf Monde von einem Geburtstag unseres Dichters bis zum nächsten für seine Verehrer als geschlossenen Zeitraum betrachten darf — auch unser letztes Schillerjahr hat sein Ereignis in der Geschichte des fortwirkenden Schillerischen Geistes: „Ist Schiller noch lebendig?" Diese von einer Wiener Litteratur-Zeitung aufgeworfene Preisfrage ist zu charakteristisch für unsere Zeit, um von Schillers Freunden stillschweigend übersehen zu werden. Zwar was

---

[1]) Eine erschöpfende Behandlung des Stoffes erscheint binnen kurzem in Buchform.

uns selbst betrifft, so bedarf es der Antwort nicht; wir fühlen, wie er in uns lebt: Ja! Schiller ist noch lebendig! Und doch, ist die Frage damit aus der Welt geschafft? Bekundet nicht schon das Aufwerfen einer solchen Frage, daß es Zweifler giebt? Und hören wir nicht allerdings in dem verworrenen Treiben der heutigen Kunst und Wissenschaft Stimmen verlauten: Nein! Schillers Zeit ist vorüber und Goethes auch; die neue Zeit braucht eine neue Poesie! Oder: Nein! wir stehen im Goethischen Zeitalter, Schiller ist überholt! Denn das bringt ja der neuere Parteigeist zuwege, daß man den einen unserer beiden größten Dichter unablässig am anderen abmißt, daß den einen rühmen für viele noch immer den andern schmähen bedeutet, trotz des erhebenden Beispiels von Selbstentäußerung, mit welcher die befreundeten Dichter einander Gerechtigkeit widerfahren ließen. Von diesem Gesichtspunkt erscheint das Aufwerfen der Frage als ein Verdienst, als Ausfluß des Strebens, einer in manchen litterarischen und wissenschaftlichen Kreisen bestehenden Unsicherheit so oder so ein Ende zu bereiten. Und wenn auch die preisgekrönte Antwort in verständiger knapper Weise die Frage natürlich bejaht, wird man einstweilen noch oft auf sie zurückkommen müssen, wenn sie nicht, zu Nutz und Frommen der Skeptiker, einseitig beantwortet oder für ein zuständigeres Forum vertagt erscheinen soll.

Das Problem ist nämlich mit dem bloßen Hinweis auf eine Reihe von Momenten, in denen sich Schiller augenscheinlich noch lebenskräftig erweist, nur dem Prinzipe, nicht aber dem Grade nach beantwortet. Der Dichter kann „noch“ lebendig und doch in seinem Einflusse bereits so stark zurückgetreten sein, daß es nur eine Frage weniger Jahre oder Generationen ist, bis er gänzlich aus seiner Wirksamkeit im geistigen Leben der Nation verdrängt erscheint; es kann andererseits des Dichters Stern erst im Aufgehen begriffen und in weiten Kreisen die Empfindung verbreitet sein: erst eine fernere Zukunft werde ihm voll gerecht werden können. So hoffen es ernste Männer heute von Goethes Geist, daß sein rechter Tag erst kommen soll.

Auch hat die Frage ihre zwei Seiten. Ein Dichter kann lebendig sein im Streite der litterarischen Schulen, in Fortbildung

seines Stiles, wie mancher Schriftsteller shakespearisiert, heinisiert, oder wie erhabene Verse dantesk heißen, oder wie ein Maler rembrandtisiert, obgleich es doch nur paradoxen Schwärmern beifällt, einen Rembrandt als Vorbild unseres Lebens, als geistigen Führer unserer Zeit hinzustellen. Umgekehrt wirkt manch eines Dichters Geist im Leben der Nation heilsam fort, obgleich die litterarische Entwickelung längst über sein Muster hinausgeschritten ist oder doch seinen Stil fort- und umgebildet hat, wie vielleicht Lessing, so teuer sein Geist uns ist, so unerreicht er in seiner Eigenart als Prosaschriftsteller noch immer dasteht, in rein dichterischer Beziehung, wenigstens für den Augenblick, nicht recht sichtlichen Einfluß auf die litterarische Strömung und Entwickelung mehr ausübt.

Inwieweit also wirkt Schillers Vorbild in der Litteratur der Gegenwart fort? Inwieweit beherrscht sein Geist noch das Leben der Nation? Und steht wirklich das Steigen und Sinken des Goethischen Einflusses in umgekehrtem Verhältnis zur Wertschätzung seines großen Freundes? Sind wir damit vor die Untersuchung von Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit gestellt, so werden wir nicht blos unmittelbar den Spuren ihres Geistes in der Gegenwart nachgehen dürfen: die charakteristische Beziehung gerade unseres Geschlechtes zu den beiden großen Dichtern wird sich nur dann klar abheben, wenn wir sie in Vergleich zu den verschiedenen Generationen setzen, die vor uns Schillers und Goethes Einwirkung erfahren haben. Unsere Aufgabe erweitert sich so zu einer **Nachgeschichte des Schillerischen und Goethischen Geistes**, zur geschichtlichen Verfolgung der **Wirkungen**, welche sie auf Mit- und Nachwelt ausgeübt haben. Erst auf derart gefesteter historischer Grundlage wird sich eine Antwort auf unsere Frage, subjektivem Gutdünken entrückt, wissenschaftlich objektiv erteilen lassen: wodurch **charakterisiert** sich die Stellung der Gegenwart zu den beiden großen deutschen Klassikern?

Goethe als der ältere trat zuerst hervor, sein Einfluß hatte bereits das erste Stadium durchlaufen, bevor Schiller in die Öffentlichkeit gelangte. Ich schweige von Goethes persönlich bezauberndem Eindruck, obgleich auch dieser das seine beitrug, dem jungen Genie die Herzen entgegenflammen zu lassen. „Götz“ und „Werther“,

die beiden Großthaten des Vorweimarer Lustrum, prägten sofort dem Leben ihren Stempel auf. Das waren nicht bloße Bücher, das waren Griffe wie aus dem Leben so in das Leben. Man kennt die Wetzlarer Tafelrunde, in welcher Goethe als Ritter Götz Zug um Zug lebte und dichtete; man kennt die noch weitergreifende Wirkung „Werthers", welcher ja nicht blos empfindsame, schwache Seelen in Selbstmordgedanken bestärkte, sondern das ganze junge Geschlecht mit Empfindungsfeinheit und Seelenschönheit erfüllte, wie es sich von „Götz" zu Kraft und Freiheitsdrang wachgerufen fühlte. Rein litterarisch ist der Ausdruck dieser Werke jener Sturm und Drang der Genieperiode, die in ihrer ersten Etappe sich nahezu in eine Gruppe „Goethe und sein persönlicher Kreis" (Lenz Klinger, H. L. Wagner) zusammenfassen läßt. Es sollte bald anders kommen. Dürfen wir schon nicht übersehen, wie leidenschaftlich ein „Werther", eine „Stella" vom konventionellen theologisch-moralischen Standpunkt angefeindet, wie perfid das Weimarer Treiben Goethes verdächtigt wurde, so müssen wir vollends das Schweigen der Kritik von der Mitte der siebziger bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als nur zu beredtes Urteil dahin deuten, daß er in Vergessenheit zu geraten begann, daß nun die Tage gekommen, da „das deutsche Publikum nichts mehr von ihm wußte".

In diese Zeit fällt Schillers erstes Auftreten, die mächtige Wirkung seiner „Räuber", nicht nur auf die Genossen von der Karlsschule, deren Leben zeitweise schier darin aufging, nein, in die weitesten Schichten drang das Gefühl: von hier beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters. Auch Schiller hat den philiströs-moralischen Abscheu erfahren, wie er keinem erspart bleibt, der die ewige Moral in neuen Formen verkündet. Am berüchtigtsten ist das Verdikt des Schriftstellers und Schulrektors Karl Philipp Moritz über „Kabale und Liebe": „Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen! . . . Ich wasche meine Hände von diesem Schillerischen Schmutze." Wenn man bedenkt, wie eng sich Goethe mit diesem Moritz auf und nach der italienischen Reise befreundete, wird man ungefähr ermessen können — auch wenn es nicht sonst feststände — mit welchem Mißbehagen Goethe auf diese

wilden Jugendprodukte Schillers blickte, deren Erfolg von vornherein für Goethes neue idealistische Richtung, wie sie namentlich in „Iphigenie“ und „Tasso“ hervortrat, die Teilnahm- und Verständnislosigkeit des Publikums zu weissagen schien. Freilich hatte Schiller eben erst mit „Don Carlos“, der ja aus dem naturalistischen Stil herauswuchs, den unbedingten Beifall der Nation erlangt, welche hier ihr eigenstes Wesen aussprechen hörte. Aber es kam zu keiner Annäherung mit Goethe, der seinerseits aus dem Gesichtspunkt, von welchem sein „Egmont“ in Schillers Rezension betrachtet wurde, den Abstand beider deutlich genug wahrnahm. Mußte doch Goethe durch die kalte Aufnahme seiner nun gesammelt erschienenen Schriften noch mehr verhärtet werden; die Glut und hinreißende Gewalt seiner Jugendwerke vermißte man an den neuen zarten Schöpfungen seiner Muse: das Publikum war dasselbe geblieben, aber der Dichter hatte sich entwickelt. Goethes eigne Schule war im Schauspiel wie im Roman durch die vergröbernde Manieriertheit der Ritterstücke und Rührseligkeiten überboten und verdrängt. Nur einer wirbt unentwegt und freilich still für sich gerade in dieser Zeit um Goethes Freundschaft: kein anderer als unser Schiller. Erst 1794 schließt sich ihr Bund; erst jetzt ist Schiller an der Hand seiner philosophisch-ästhetischen Studien zu einer geklärten künstlerischen Auffassung durchgedrungen, wie sie Goethe an den Kunstschätzen Italiens erworben hatte; erst jetzt wird ihr Zusammenwirken möglich und ersprießlich.

Begann sich so auch das Bild der wiedergeborenen und vereinten Dichter dem Auge der Nation wohlthätig einzuprägen, in engeren litterarischen Kreisen gaben die „Xenien“, wie Sie wissen, das Signal zu den erbittertsten Ausfällen gegen beide. Und das Verständnis für die schönste Goethische Frucht dieses Bündnisses, für „Hermann und Dorothea“, ist genügend durch den herabsetzenden Vergleich des großartigen Werkes mit Vossens biederer „Luise“ gekennzeichnet. Indessen war für Schiller jedes neue Drama vom „Wallenstein“ bis zum „Tell“ eine neue, im Bühnenerfolg zu greifbare Eroberung, als daß persönliche Verbissenheit oder rationalistischer Dünkel daran drehen und deuteln konnten: nur „Die Braut von Messina“ mutete fremdartig an.

Während Schiller immer breiteren Boden im Volk gewann, fand sein großer Nebenbuhler zunächst nur in den exklusiven Kreisen der Romantiker rechtes Verständnis und werkthätige Begeisterung. Werkthätige Begeisterung: denn nicht genug, daß sie Goethe, namentlich im Hinblick auf „Wilhelm Meister", als „wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" und seine Dichtweise als „rein poetische Poesie" feierten, nicht genug, daß sie schriftstellerisch seinem Beispiel nacheiferten, — selbst das Leben suchten sie durch den künstlerischen Hauch der „Lehrjahre Wilhelm Meisters" zu beseelen. Auch sie waren — wie einst jene Schwärmer, die nichts als den Knall der Pistole aus dem „Werther" heraushörten —, auch sie waren nicht die starken Geister, die den Roman in seinem tiefsten Angelpunkte erfaßten, auch ihnen winkte in gewisser Hinsicht Werthers Schatten:

„Sei ein Mann und folge mir nicht nach."

Aber wenn die Kunstjünger nun auch Goethes Weltanschauung in nur halbem Verständnis mehr von der leichten beschaulichen Seite bethätigten, unermeßlich war dennoch die Bedeutung eines solchen Übersetzens künstlerischer Gestaltung ins wirkliche Leben. Das Reich der Schönheit in dieser Welt zu suchen, sie und unser Erdenleben in ihr daher mit künstlerischem Griff zu gestalten, den Kern unseres Daseins im Streben nach Bildung und Entwickelung zu suchen, das wurde nun als ihres Meisters Botschaft von den romantischen Jüngern in die Lande getragen. Rein dichterisch gelang es den Brüdern Schlegel nicht, sich als Schüler Goethes auszuweisen: dazu fehlte ihnen die erste Vorbedingung, eigene schöpferische Phantasie. Wohl nirgends kläglicher tritt dieser Abstand zwischen Wollen und Können zutage als in der „Lucinde", die man nicht treffender denn als totgeborenes Kind charakterisieren kann. Aber Ludwig Tieck, aber Clemens Brentano! Hier ist unverkennbare Goethische Kunstschule, in Liedern, Farcen und Romanen. Diese hervorragenden Künstlernaturen sind bei aller romantischen Verzerrung Gebilde Goethischen Blutes. Und zu Clemens gesellt sich seine Schwester Bettina, beide im weiteren Sinne bezeichnenderweise Frankfurter Kinder, die von Goethes Geist am vollsten und tiefsten „einen Hauch verspürt".

Die gegenseitige starke Abneigung, welche bei alledem zwischen den Romantikern und Schiller genährt wurde, könnte Wunder nehmen, wenn Sie der theoretischen Übereinstimmung der beiden Klassiker im Kunststil und andererseits der katholisierend-romantischen Elemente in Schillers späteren Dramen gedenken: aber das Reich Schillerischer Poesie war „nicht von dieser Welt", seine Muse blieb „das Mädchen aus der Fremde" und

„eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit".

Aber freilich, sie begeisterte nicht nur künstlerische Naturen — weiter erstreckte sich die lebendige Wirkung Goethischer Dichtung zunächst noch nicht —, sie

„teilte jedem eine Gabe".

Und als die Stunde der Prüfung unseres Volkes nahte, da fanden viele der besten deutschen Herzen nur in ihrem Schiller Trost. Schillers Werke im Tornister und im Herzen marschierten die Freiwilligen in den Befreiungskampf, unsichtbar sichtbar schwebte der Geist der „Jungfrau von Orleans" dem preußischen Heere von 1813 voran. Dieser Fleisch gewordene Einfluß Schillers verkörperte sich in der tragischen Gestalt Theodor Körners, der litterarisch und lebendig, „zugleich ein Sänger und ein Held", die Lehre Schillers bethätigte. Wenn nunmehr dieser als der deutschere und ernstere Dichter galt, Goethe aber seitdem als der kalte teilnahmslose Egoist verschrieen ward, so wollen wir in unserm Kreise gewiß am wenigsten Goethe verkennen, gewiß nicht vergessen, daß der 64-jährige nicht leisten konnte, was Aufgabe der Jugend war, daß Kriegslieder im Zimmer schreiben am wenigsten Goethes Sache war, daß ihn schließlich auch seine, des Ministers, Kenntnis der deutschen Kabinette trostlos genug stimmen durfte; aber gern werden wir unserm Schiller zugestehen, daß in diesem Zeitlauf er, der körperlich nun schon Dahingeschiedene, ein lebendiger Führer der deutschen Nation gewesen ist.

Auch im zweiten Drittel des Jahrhunderts bewährte er sich als solcher, in den geistigen Kämpfen um innere Freiheit und Einheit; im Marquis Posa verkörpert sich urbildlich die Seele jener Tage: berauscht an den erhabensten Idealen, sie bekennend mit

Mannesmut und Jugendungestüm, für ihre Verwirklichung ringend mit schwärmerischer Begeisterung, doch auch mit schwärmerischer Überhast und Unerfahrenheit. Wie die einen vergessen hatten, daß Goethe nicht völlig Werther und noch weniger Jerusalem sei, so vergaßen die anderen jetzt, daß Marquis Posa nicht Schillers letztes Wort geblieben war.

Von der Unreife und Einseitigkeit auch seiner, nur halb verstehenden Jünger legt ihr schnöder Goethehaß beredtes Zeugnis ab. Obgleich sich beide Dichter während ihrer Reifezeit auch in der politischen Anschauung eng berührten, wurde jetzt von liberalen Fanatikern Goethe in Acht und Bann gethan. Seit Anfang der dreißiger Jahre schüren der Meister und der Judas des Jungen Deutschland, Ludwig Börne und Wolfgang Menzel, gleichmäßig leidenschaftliche Erbitterung gegen den Dichter und Menschen Goethe, der inzwischen auf seine Weise die Welt erobert hatte! Aus Wien ließ sich Börne schreiben: „Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit ... Goethe war immer nur ein Despotendiener ... Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper." Und Börne setzt hinzu: „Wie wahr, wie wahr das Alles! ... Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt." An Goethes Todestag, meint er, „müsse die Freiheit geboren werden", „die alte deutsche Zeit" werde „mit Goethe begraben". Menzel wagte den kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, wenn er seine Abstrafung Goethes in das Bild einer „Theaterprinzessin" zuspitzte: „Man kann ihn mit nichts besser vergleichen, als mit einer unabhängigen, reichen, launenhaften, putzsüchtigen, koketten, empfindsamen und zugleich sinnlichen, in tausend Kleinigkeiten verliebten, an tausend Kleinigkeiten sich stoßenden, höchst anspruchsvollen und bequemen Dame ... Daher sein geheimer Haß gegen die neue Zeit, die wieder Männer verlangte und fand." Diese komischen Wutausbrüche wirkten aber um so gefährlicher, als sie die in erster Linie ästhetische Frage zu einer moralischen umstempelten. Seitdem galt Goethe, der Dichter des Lebens, im öffentlichen Urteil gebrandmarkt, der Ideendichter Schiller dagegen als der allein Erhabene. Es giebt ja gewiß, wie Menzel betont, „keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungs-

vollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten", und es sei keine keuschere, heiligere Liebe denkbar, als sie Schiller seinen Liebenden in die Seele haucht. Aber diese und andere schöne und treffende Worte zur Verherrlichung Schillers erhalten den bitteren Beigeschmack beschränkter, ja schiefer Einseitigkeit, wenn wir bedenken, daß damit die konventionelle Moral zur Richtschnur der Poesie erhoben und mehr der Gesinnungstüchtigkeit von Schillers Helden als der Künstlerkraft des Dichters ein Kranz geflochten war.

Gutzkow, Laube und Wienbarg suchten zwar bald ein Verhältnis zur Goethischen Kunst zu gewinnen, aber Schiller blieb doch für die litterarische Produktion des Jungen Deutschland der oberste Leitstern. Denken Sie nicht nur an Laubes „Karlsschüler", denken Sie überhaupt an das, was diesem jungen Geschlechte die Feder in die Hand drückte: Ideen, und zwar die Ideen und Tendenzen der Freiheit, zu verfechten. Doch lebte freilich in den naturalistischen Zügen des Kreises ein Stück Schulung an Goethischen Jugendelementen, trotzdem die schöpferische Kraft und die naive Gesundheit fehlte. Nur Heinrich Heines reine Stimmungslyrik liegt ganz von Schiller abseits offenbar auf der Goethischen Linie, aber auch hier weht nicht recht gesunde, reine Natur: die Luft ist mit Parfüm, freilich oft berauschend, gebeizt.

Außer Achim von Arnim bekunden auch die romantischen Nachzügler Eichendorff und Wilhelm Müller, von den Schwaben besonders Justinus Kerner und Mörike Goethische Schule nach Seiten der Lyrik und teilweise auch des Romans; und auf Rückert wirkt der „Westöstliche Divan" nebst den tiefster Weisheit vollen Sprüchen Goethes bestimmend ein. Dagegen werden wir aus den beiden romantischen Generationen Hölderlin und Chamisso der Schillerischen Linie naherücken dürfen, ebenso von den Schwaben Gustav Pfizer, auch wohl im wesentlichen die österreichische Dichtergruppe, nur teilweise mit Ausnahme Lenaus. Fand dadurch die sentimentalische Ideendichtung Schillers noch immer ihre sympathischen Vertreter, so konnten die Leistungen seiner dramatischen Nachbeter — denn wahre Jünger hat er auf der Bühne bis heute nicht gefunden — desto weniger befriedigen: Raupach und andere Dutzendschreiber

traten seine Geleise recht breit, jagten seine Ideen und Bilder tot, ertränkten, mit einem Worte, seinen Wein in ihrem Wasser. Im Gegensatz dazu suchen die Kraftdramatiker Grabbe, Büchner vollen Anschluß an die gährende, stürmische Jugendperiode Goethes und Schillers.

Mußte indes schon unter der einen oder anderen genannten Erscheinung die Wage bedenklich schwanken, so werden Sie keinen Augenblick im Zweifel sein, Gestalten wie Ludwig Uhland nicht einseitig der Machtsphäre des einen zuzurechnen, der des andern sie aber zu entrücken: erweist sich doch seine Balladen- und Romanzendichtung als ein besonders deutliches Beispiel, wie in einem beträchtlichen Teile des litterarischen Nachwuchses der Einfluß unserer beiden Klassiker fruchtbar ward, untrennbar zu verschmelzen. Denken Sie besonders auch an Grillparzer, an Immermann.

Die so von Weimar ausgegangene litterarische Bewegung blieb nicht auf Deutschland beschränkt. Im Auslande gelangte Goethe zur Vormacht: Byron, Walter Scott und Carlyle in England, Manzoni in Italien und die Romantiker in Frankreich sind deß Zeugen. Aber Madame de Staels Buch „De l'Allemagne" verkündet den Ruhm auch gerade des Schillerischen Deutschlands, und Schillers Dramen hielten Einkehr auf den europäischen wie den amerikanischen Bühnen, womit ihm seine eigentliche Domäne gesichert war. Namentlich auch nach Dänemark wirken beide hinüber.

Zweimal bot sich um die Mitte unseres Jahrhunderts der zivilisierten Welt Gelegenheit, ihre Verehrung für unsere Dichterheroen demonstrativ zu bekennen: die Feier der 100. Geburtstage hätte unter sonst gleichen Umständen zum Gradmesser werden können, in welchem Maße jeder die Liebe der Nation, die Achtung der Menschheit erworben. Aber der Goethetag fiel in die politisch aufgeregten Verfassungskämpfe, so daß für litterarische Jubiläen nicht allzuviel Interesse übrig blieb. Immerhin wurde gefeiert, und aus der „Aufforderung zu einer allgemeinen deutschen Goethefeier" lugt wirklich tieferes Verständnis hervor als sonst wohl aus dergleichen Manifesten: „dem Geiste der Ordnung, der Mäßigung, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit", hieß es, solle das Fest gelten. Aber „Ordnung, Mäßigung, Besonnenheit" — und das Jahr

1849, wo die Ereignisse sich überstürzten und die Geister mit ihnen! In welchem Umfang Goethe unsere Sitte milde veredelt, auf unser Gemütsleben besänftigend und beseligend eingewirkt, wie seine Weisheit kühn die Weisen des Orients in die Schranken fordert, wie er unsere Sprache mit schöpferischer Gewalt ausgebaut, wie er die webende, wallende, wirkende Natur mit fast kongenial anmutender Geisteskraft beseelt und künstlerisch neugeboren hat — das alles war, von anderem zu geschweigen, für weitere Volkskreise zu wenig ermeßlich, als daß am 28. August 1849 schon ein millionenstimmiger Jubelruf zum Himmel hätte emporklingen können, wie er mit Recht am 10. November 1859 ertönte. Der begeisternde Schwung Schillerischer Verse, ganz auf die Massenwirkung gestellt, riß an diesem Tage alles, was deutsch oder mit Deutschen zu fühlen vermochte, schier über den ganzen Erdball zur frohen Feier hin. Nicht eine Gemeinde auserwählter Geister, nein, alle Stände, Lebensalter und Geschlechter vereinten sich; das deutsche Volk erkannte sich selbst in ihm, „Deutschlands liebstem Sohne“, und darüber hinaus las man aus seinem Geiste:

„Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!“

Freiheit, Einheit, Ideal! Dieser Dreiklang durchbrauste allüberall den Festjubel: keine Frage, man benutzte das Schillerjubiläum zu einer politischen Demonstration großen Stils; aber trotzdem steht diese alles fortreißende Feier eines toten Dichters in der Geschichte einzig da.

Noch in den sechziger Jahren, unter den schweren Waffen- und Geisteskämpfen, die der deutschen Einigung vorangingen, blieb diese Begeisterung für Schiller unter Vernachlässigung Goethes wach und lebendig. Wie verschiebt sich aber das Bild mit einem Schlage, sobald das nächste Ideal verwirklicht ist, sobald mit der Einheit und dem Frieden eine Periode des Besitzes, der Befriedigung, des Behagens, aber auch des Ausbaues, der friedlichen Arbeit beginnt! Der Umschwung stellt sich selbst zahlenmäßig überraschend: In der Zeit von 1862—67 wurden von Schillerischen Werken 17 Gesamtausgaben und 62 Einzelschriften gegen 7 Gesamtausgaben und 37 Einzelschriften von Goethe neugedruckt. Von 1868—74

aber stehen, entsprechend dem erhöhten Lesebedürfnis, den 17 Gesamt- und 96 Einzelausgaben Schillers 27 bezw. 162 von Goethe gegenüber; 1887—90 tritt Schiller mit 7 bezw. 82 Schriften gegen Goethe mit 10 bezw. 108 in die Schranken. Doch nicht Zahlen allein will ich zu Ihnen sprechen lassen, sonst hätte ich vor allem auch auf die Register der wissenschaftlichen Zeitschriften zu verweisen, um zu veranschaulichen, wie nunmehr beflügelter Eifer sich Goethe zu- und oft recht geflissentlich von Schiller abwendet.

Denn das charakterisiert die Lage noch besonders, daß sich nun die Wissenschaft der neuern deutschen Litteratur bemächtigt und bald zu einem wesentlichen Faktor in der Abschätzung des Verhältnisses zwischen den Klassikern und unserm Volke anwächst. Zwar hat es schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, unsere klassischen Dichtungen wissenschaftlich zu erklären, aber ohne feste Methode war der Phantastik Thür und Thor geöffnet. Namentlich die allegorischen Ausdeutungen des „Faust" wucherten in wilder Willkür, bis Friedrich Theodor Vischer das Unwesen ausrottete. Mit der Ästhetik wetteifernd, bemächtigte sich die Geschichtschreibung in Deutschland und England der beiden großen Klassiker: die Schillerbiographie von Hoffmeister, die Goethebiographie von Schäfer sind solche, für ihre Zeit recht achtbare Leistungen. Auch wurden einzelne Weimaraner, wie Kanzler von Müller und Adolf Schöll, und selbst Fernerstehende wie hier in Frankfurt A. Clemens, nicht müde, als Sprecher der stillen Goethe-Gemeinde in die Schranken zu treten. Selbst an Kämpfen zwischen den Vertretern beider großen Geister fehlte es nicht: Hoffmeister charakterisiert Schiller als den Mann der neuen Zeit, während Goethe die alte Zeit, die Kulturperiode seit Luther abschließe! Man kann absolut nichts Widersinnigeres behaupten. Von der anderen Seite wird stark der auf unserm Volke lastende Fluch des Idealismus ins Feld geführt: da wir doch über dem Ideenstreit unsere Provinzen verlören. Es wird der Abstand der landläufigen Moral von Goethes Ethik bezeichnet, die für den Menschen keine Hilfe kennt, als die von innen aus der Persönlichkeit und aus der Pietät für das Ehrfurchtgebietende fließt, doch resigniert die Frage aufgeworfen, ob Goethischer Geistesfrieden und das Zeitalter der

Maschinen, der Eisenbahnen nicht unversöhnliche Gegensätze seien. Daneben begannen Männer wie Heinrich Düntzer nach philologischer Methode Goethes Werke und Leben zu durchmustern, mit Bienenfleiß, reiches Material herbeischaffend, indes nicht immer anmutend in Form und Geist, überdies viel Kuriosität weckend.

Bald regte sich gegen diese bei alledem verdienstvollen und im Grunde unerläßlichen Bemühungen böses Blut. Gewiß wollten mit Recht schon seit Jahrzehnten die Seufzer über endloses Aufstöbern von Goethes Garderobestücken, Weinbestellungen u. dgl. nicht verstummen; richten sich aber solche Klagen an die Adresse der Wissenschaft? Schon auf der Schillerfeier des „Freien Deutschen Hochstiftes" 1865 nahm Düntzer Gelegenheit, die Vorwürfe gegen „Goethes angebliche Vergötterung" zurückzuweisen und umfassende Kleinarbeit als unumgänglich für rechtes Verständnis mancher Dichtung hinzustellen. Solche bis heute forthallenden Entrüstungsrufe gegen einen Goethekult lehren wohl am eindringlichsten, wie weit die Anschauungen über diesen Dichter noch immer auseinanderklaffen, wie wenig die Nation zu einem geklärten Urteil über ihn gelangt ist. Und wenn die Goethe-Wissenschaft es ist, welche heute den Zielpunkt jener Angriffe darstellt, so wird schon dadurch offenbar, daß sie nunmehr die Führung im Eifer und auch im Kampf um die Klassiker übernommen hat.

Die heutige Goethephilologie engeren Sinnes ist wohl wesentlich durch das Zusammenwirken von Salomon Hirzel und Michael Bernays aus der Taufe gehoben. Hirzels reichhaltige Sammlung Goethischer Originaldrucke bot die Grundlage für textkritische Arbeiten, deren Ergebnisse in Bernays' Abhandlung „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" (1866) sowie in der von Bernays mit weitem Blick eingeleiteten historisch-kritischen Sammlung Hirzels „Der junge Goethe" (1875) zutage trat. Von Bernays rührt auch das plastische Lebensbild Goethes in der „Allgemeinen deutschen Biographie" her. Die klassischen Dichterwerke so „in reiner, unverletzter Gestalt der Nachwelt zu überliefern", sie von Irrtümern, Druckfehlern, Entstellungen zu säubern, den vom Dichter selbst gewollten Wortlaut wieder herzustellen, hieß nicht nur eine nationale Ehrenpflicht gegen den Dichter erfüllen,

sondern namentlich auch den Genuß des Publikums von Störungen durch Sinnentstellung freihalten, somit vermannigfaltigen, ja vertiefen.

Weitere Kreise aber ergriff diese neue Goethephilologie erst durch die rastlose Betriebsamkeit Wilhelm Scherers, der von der Berliner Universität aus eine Schule junger Forscher heranzog, deren Interessenmittelpunkt Goethe blieb. Es bildete sich allmählich eine litteraturgeschichtliche Forschung auf philologischer Grundlage: welche poetischen Motive waren zur Zeit des Dichters gegeben, und welche hat er selbst geschaffen? welche Kompositionsformen, Stilformen, poetische Wendungen und Wörter fand er in der Poesie fertig vor und welche hat er neu gebildet? was an ihm ist ererbt, was erlernt, was erlebt? So war es möglich, das Verdienst, den Umfang der schöpferischen Thätigkeit des Dichters mit wissenschaftlich objektiver Präzision festzustellen; wir traten aus dem bloß subjektiven, naturgemäß widerspruchsvollen Meinen oder Behaupten heraus, und es bahnt sich seitdem eine feste geschichtliche Würdigung Goethes an. Nur zu natürlich bei einer jungen Disziplin, daß noch manche unbewiesene Hypothesen die ruhige Atmosphäre der Wissenschaft durchschwirren, wie sich denn auch diese und jene ja thatsächlich schon als unzutreffend erwiesen haben. Mit der allmählichen Ausdehnung der Goethephilologie auf alle Kreise der germanistischen Forscher ist jedoch ein wirksames Korrektiv für Heißsporne der einen oder anderen Seite geboten. Wenn sich nur alle, die hier sich um Goethe tummeln, bewußt blieben, daß Goethes Geist auf ihrem Werke nicht anders ruht als in der Fülle und Tiefe des Bewußtseins von seiner ganzen geschlossenen Persönlichkeit, daß jede Einzelforschung notwendig irregeht, so lange sie nüchtern an der Materie haften bleibt, so lange sie nicht aus Goethes Wesen geboren, an Goethes Wesen sich emporrankt!

In ein neues, vorerst letztes Stadium trat die Goetheforschung mit der Erschließung des Goethe-Archivs. Als 1885 der letzte Nachkomme Goethes, sein Enkel Walther von Goethe, starb, ging das bisher vor fremden Augen ängstlich gehütete Archiv des Dichters, mit seinem litterarischen Nachlaß, einem Teil seiner Manuskripte, seinen Briefschaften testamentarisch in den Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar über. Sie erschloß

diese Schätze der Wissenschaft, ermöglichte so eine umfassende kritische Ausgabe von Goethes Gesamtwerken mit vielen neuen Funden aus den Handschriften, und erhob damit Weimar noch einmal zum Mittelpunkt, von dem Goethes Geist in neuen Ausstrahlungen über die Lande geht.

Und nicht nur Goethes Geist. Darf die Weimarer Sammlung doch seit 1889 den stolzen Namen „Goethe- und Schiller-Archiv“ führen, nachdem Schillers Enkel und Urenkel, die Freiherren von Gleichen-Rußwurm, noch bei Lebzeiten dem Beispiel der Goethischen Schenkung gefolgt waren. Auch blieb Schiller durchaus nicht unberücksichtigt von der neueren philologisch-historischen Wissenschaft. So wenig er eigentlich im Vordergrunde der Forschung und der wissenschaftlichen Bewegung steht, in so vollem Maße wird ihm zuteil, was Goethe als Schuld an des Freundes Andenken bezeichnete:

„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Was für die umfassendere, wunderbar verschlungene Thätigkeit Goethes nur durch Zusammenwirken einer ganzen Forschergeneration möglich erscheint, spinnt sich für Schiller durch hingebungsvolle Arbeit einzelner ohne vieles Aufheben an und ab: eine historisch-kritische Ausgabe seiner Werke, die 1867 unter Karl Goedekes Leitung begann, liegt seit 1876 vollendet vor; und was für Goethe erst auf Grund einer ähnlichen kritischen Gesamtausgabe nach Abschluß der jetzt von Weimar ausgehenden Sammlung möglich sein wird, eine dem neueren Stande der Wissenschaft entsprechende Biographie, ist für Schiller seit einigen Jahren von drei Gelehrten gleichzeitig unternommen, von denen auf Grund der vorliegenden Anfänge jeder in seiner Art für die herrliche Aufgabe gerüstet erscheint: Richard Weltrichs Werk verspricht am meisten vom Wehen des Schillerischen Geistes, Otto Brahms Buch die gewandteste Darstellung, Jakob Minors Schiller-Biographie die umfassendsten Einzelstudien. Und schon seit den fünfziger Jahren ist Kuno Fischer glücklich bestrebt, uns einzelne Seiten des Schillerischen Wesens kongenial zu vermitteln.

Wenn ich schließlich der liebevollen Pflege gedenke, welche namentlich das Goethe-Studium auch außerhalb der litterar-

historischen Fachkreise fortgesetzt gefunden hat, so führe ich Sie schon halb aus der Wissenschaft ins Leben, aus dem Verhältnis der Forscher zu dem des Publikums. Ich meine, es bekundet ein Weiterwirken des Goethischen Geistes, wenn Kreise, welche der litterarischen Betrachtung eines Dichters berufsmäßig fernerstehen, sich von ihm zu einer solchen eingeladen fühlen. Hier wäre vor dem Überschreiten der Grenze an die Schätzung zu erinnern, welche Goethe in naturwissenschaftlichen und philosophischen Kreisen gefunden hat; hier wäre der wissenschaftlich wertvollen Bemühungen zu gedenken, welche der Kunsthistoriker Hermann Grimm und der Geh. Oberregierungsrat Gustav von Loeper diesem Genius zuwandten. Und doch stehen wir mit Nennung eines Namens wie Hermann Grimm bereits mitten in der Bewegung, welche sich als „Kampf um unsere Klassiker“ charakterisieren läßt. Die eigentlichen Philologen zeigten sich grundsätzlichen Auseinandersetzungen meist abgeneigt. Hermann Grimm nimmt 1874 in seinen geistreichen Goethe-Vorlesungen den alten Kampf auf, vielleicht unbewußt, jedenfalls ohne Absicht zu verletzen. Mochten schon Auslassungen über Goethe, wie: „Er gehört zu den vornehmsten Gründern der deutschen Freiheit“ herausfordernd klingen, so mußten Auffassungen wie die, als sei mit Goethes späteren Äußerungen über Schiller dessen „Rhetorik abgethan“, notgedrungen im anderen Lager verstimmen. Lange verhaltener Groll hat sich denn dieses Jahr in leidenschaftlichem Ungestüm gegen das vermeintliche Geschwisterpaar „Goethekult und Goethephilologie“ Luft verschafft. Ein schwäbischer Landsmann Schillers erhitzt sich hier — ebenfalls bei bester Absicht, beiden Dichtern gerecht zu werden — bis zu einer unerhörten Schmähung Goethes: „Was wäre, fragen wir, aus Deutschland geworden, wenn die Liebesdichtung Goethes die einzige Nahrung des deutschen Volkes gebildet hätte, wenn die Gretchen, Clärchen &c., seine mark- und rückgratlosen Männer seine einzigen Vorbilder, seine einzigen Ideale gewesen wären? Heute noch wäre Deutschland der Vasallenstaat Frankreichs, der Hohn und Spott der Nationen.“ Erkennen Sie schon an diesen beiden Stimmen, wie die unbedingte Verehrung für einen unserer Dioskuren gerade auch heute noch oft mit hyperkritischer Schärfe gegen den andern

sich gattet, so wird die verblüffende Selbstblosstellung, mit welcher Otto Brahm das Geleitwort seiner Schillerbiographie anhebt: „Als Student war ich ein Schillerhasser", Ihnen noch klarer zu Bewußtsein bringen, daß sich in Bezeigung unbedingter oder doch wachsender Verehrung das Verhältnis unserer Zeit zu den Klassikern keineswegs zum Ausdruck bringt. Aber sowohl Otto Brahm wie vor ihm Kuno Fischer und nach ihm der preisgekrönte Beantworter der Frage: „Ist Schiller noch lebendig?", Franz Guntram Schultheiß, geben übereinstimmend einen Schlüssel für das Verhalten der verschiedenen Lebensalter zu Schiller: auf die unbedingte Verehrung folgt im allgemeinen eine Periode, welche den idealen Schwung als Rhetorik verwirft, weil sie dahinter blutvolle Charakteristik vermißt, bis man mit weiser Reife zu Schiller zurückkehrt, „nicht mehr als dem einzigen Dichter, wohl aber als demjenigen, der uns eine ewige Form der Menschennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch seine Dichtungen offenbart hat". Begann in der Abkehr von Schiller das lebhaftere Interesse für Goethe, so weiß der zu Schiller Zurückgekehrte oft sehr wohl die Begeisterung für beide gemeinsam zu nähren.

Und doch ist dieser Verlauf unserer Beziehungen zu den Klassikern nicht allgemein giltig. Wir hörten ja eben, wie einzelne selbst wissenschaftlich umfassend durchgebildete Männer den verschiedenen Grad ihrer Wertschätzung beider nicht bergen können. Und es hieße auch meiner Aufgabe als objektiver Berichterstatter untreu werden, wenn ich stark zu betonen unterließe, daß in der That ein sehr beträchtlicher Teil hervorragendster Männer der Gegenwart, bei Bewahrung eifriger Pietät für Schiller, doch in Goethe lebt und lehrt, daß die Überzeugung in weiten Kreisen zum Durchbruch gelangt: Goethes Stunde, nein, Jahrhundert sei nun gekommen. Klingen nicht aus seinem Grabe wie eine heilige Mahnung gerade an unser Geschlecht die Verse, welche der Altmeister an die Spitze seiner „Zahmen Xenien" stellt?

„Warum willst du dich von uns allen
Und unserer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

*

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!“
Erwachs'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und sollst auch Du und Du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen:
Was ich dem Enkel zu Liebe thu,
Thu ich euch allen.

So hebt ihn denn Adolf Schöll aus allen heraus: „Wie dem Griechen Homer das positive Fundament und Instrument seiner Kulturentwickelung, ist es Goethes Poesie der Kultur unseres Jahrhunderts geworden.“ So feiert ihn Michael Bernays: „Wir lieben in Goethe den Dichter, wir erkennen bewundernd den Forscher an; aber noch teurer ist uns der Mann, welcher, fessellos strebend, in seinem Dasein die wahre Freiheit des Menschengeistes verkündete und bethätigte; der Mann, welcher der Menschheit das Beispiel gab, wie man in unablässigem Thun seine Kräfte vermannigfaltigen und doch eine erhabene Einheit unter ihnen herstellen kann.“ Wie machtvoll er auch auf seine Zeit gewirkt, so möchte man doch fast glauben, „erst jetzt trete sein Geist die Weltherrschaft an, und die Prophezeiung Carlyles, der in ihm den Herrscher der Zukunft begrüßte, müsse sich nun erfüllen“. Um die Wertschätzung des Menschen Goethe, gerade der geschlossenen einheitlichen Persönlichkeit, hat sich denn auch die Goethe-Wissenschaft unlängbare Verdienste erworben, indem sie aus den Schachten gewissenhafter Einzelforschung die weit über alle philisterhafte Mäkelei hinausgewachsene ethische Größe Goethes in seinem Dichten und Leben zu Tage förderte. Epochemachend in der Geschichte des Goethischen Geistes zu unserer Zeit muß ich hier Victor Hehns kongeniale „Gedanken über Goethe“ anreihen: wie er in den Dichtungen seines Helden die Naturformen des Menschenlebens und die Naturphantasie aufweist, wie er scharf und rücksichtslos, oft selbst zu bitter, den Gegensatz zwischen Goethes Geist und dem Zeitgeist zeichnet, soll diesem Originalschriftsteller übers Grab hin unvergessen sein.

Selbst die Theologie ist in der Gegenwart bestrebt, ihren Frieden mit Schiller und Goethe zu schließen. Zwar ultramontane

Schmähungen dauern gegen beide fort. Aber wir müssen es dem Geiste der neueren Theologie wirklich hoch anrechnen, wenn sich Paul Kleinert (schon 1867) über „Schillers religiöse Bedeutung" dahin ausspricht: die Kirche hätte das Andenken der deutschen Klassiker auch dann im Segen zu halten, wenn sie Heiden wären; der Glaube sei im Verdorren, der sich vor allem auf den ersten Anblick Fremden scheu verschließt. Im übrigen wird es ihm natürlich leicht, Schillers übersinnliche Poesie als eine „Erziehung zur Religion" nachzuweisen. Schwereren Stand hatten schon die theologischen Verteidiger Goethes, der in den sechziger Jahren von der Hengstenbergischen Richtung noch radikal befehdet wird. Gewiß konnte ja auf die im Grunde christliche Idee der „Iphigenie", auf religiöse Momente im „Faust" u. dergl. verwiesen werden; gewiß läßt sich die höhere Einheit einer so eminenten ethischen Größe wie Goethe mit den sittlichen Lehren Christi feststellen, — aber ob eine solche Abfindung nicht einseitig bleibt, ob sie nicht die wissenschaftliche und lebendige Charakteristik durch Schematismus verwischt, wenn man der Friedensakte die Form eines Bundesschlusses giebt, sie wie den selbstverständlichen Ausdruck bestehender Wesensgleichheit hinstellt? War und bleibt doch das Reich Goethischer Dichtung immer von dieser Welt, war und bleibt er doch immer der „große Heide", stellt er doch immer das Wirken im thätigen Leben als „der Weisheit letzten Schluß" hin: mit einem Worte, Gegensätze lassen sich nicht leugnen, und die protestantische Theologie kann nur ewigen Frieden mit Goethe schließen, wenn sie anerkennt, daß seine Thatlehre und Weltfreude eine heilsame Ergänzung der wesentlich auf den Glauben und das Jenseits gestellten Lehre Luthers beibringt. In dieser Richtung hat Christian Semler „die Weltanschauung Luthers und Goethes" 1890 wirksam gegenübergestellt.

Inzwischen dringen unsere beiden Dichter immer tiefer in den Schulunterricht ein, und hier steht Schiller unbestritten voran; seine Romanzen, Lieder und Dramen wirken durch ihren Ideengehalt von klein auf unmittelbar erziehlich. Goethe fordert größere Reife zum Verständnis; aber mindestens „Iphigenie", „Tasso" und die Balladen haben sich einen festen Platz im höheren Unterricht

errungen. Seit 1887 ist die Kenntnis der deutschen Klassiker sogar in das allgemeine Bildungsexamen für alle preußischen Kandidaten des höheren Schulamtes aufgenommen. Vielfach scheint Schiller fast bis zur Übersättigung auf Schulen traktiert zu werden: das ist für ein späteres lebendiges Verhältnis zu ihm nicht heilsam.

In anderer Weise begreiflich wird es, wenn Schiller in Oesterreich heute mit ganz besonderem Nachdruck lebendig wirkt. Dort muß er zur Erhaltung des Deutschtums noch Dienste thun, ähnlich wie er sie uns vor 1870 geleistet. Und er dient redlich.

Aber auch für Goethe ist das Interesse innerhalb wie außerhalb des deutschen Reiches in weitere Schichten getragen: an die um Weimar konzentrierten, wissenschaftlichen Kreise hat sich eine Goethe-Gesellschaft geschlossen, ganz wie es Bernays 1871 und wiederholt 1877 gefordert; ihr dient ein schon seit 1880 von Ludwig Geiger herausgegebenes „Goethe-Jahrbuch“ als Organ; England hat seine besondere Society und auch New-York einen Goethe-Klub zur Verbreitung des Verständnisses für seine Werke. In Denkmälern beider Dichter wetteifern die großen Städte.

Und weiter: sie leben beide täglich in unserer Mitte fort durch eine Fülle weiser Sentenzen und anmutiger Wendungen. Daß trotz allen redlichen und gerechten Eifers der Gegenwart für tieferes Erfassen des Goethischen Geistes dennoch Schiller der populärere geblieben, zeigt auch die Verteilung dieser „geflügelten Worte“. Büchmann nennt 248 von Schiller gegen 185 von Goethe, wovon freilich 110 auf den „Faust“ und zwar 98 allein auf den ersten Teil fallen. Von unseren großen politisch-militärischen Führern zitierte Moltke bekanntlich mit größter Vorliebe. Unter den Büchern, die er besonders gern wiederlese, nennt er der Reihe nach: Schiller, Goethe, Shakespeare, W. Scott und drei Historiker. Unter denen aber, die den höchsten Einfluß auf ihn gehabt, zählt er außer wissenschaftlichen Schriften nur die Bibel und Homers Iliade auf. Bismarck zitiert die deutschen Klassiker nicht so oft, am ehesten aber noch Goethe; doch stehen in seinen Reden lateinische Denksprüche und technische Wendungen aus dem Englischen im Vordergrund.

Noch ein Feld bot sich, auf dem sich die Begeisterung für unsere klassischen Dichtungen immer neu entzünden kann: das

Theater. Auch hier naturgemäß Schiller als der größere und umfassendere Theatraliker voranstehend: seine sämtlichen Dramen bilden feste Bestandteile des Repertoires. Von Goethe nur „Götz", „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" und der erste Teil des „Faust". Doch war man bemüht, ihr Gebiet zu erweitern Schillers „Demetrius" hat sich mit der Laubischen Fortsetzung auf einzelnen Bühnen lange gehalten und kehrt noch wieder, Bulthaupts „Malteser"-Fortsetzung durfte sich wenigstens ehrenvoll erproben. Den zahlreichen Versuchen um Goethe gelang zunächst die Eroberung des „Clavigo" und der „Geschwister"; doch wurden Goethe-Zyklen und Festvorstellungen Mode, die auch das übrige dramatische Inventar zeigten. Das wichtigste klassische Bühnenereignis der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aber bleibt die Inszenierung des zweiten Teiles von „Faust". Das Hamburger Stadttheater eröffnete 1854 hiermit den Reigen, die theatergerechte Zustutzung rührte von Wollheim hèr, dessen vielfache Gewaltthätigkeiten später Marcks für die Dresdener Hofbühne geschickt ausglich. Schon 1858 war Roderich Benedix am hiesigen Stadttheater dem Hamburger Beispiel in allen Stücken gefolgt. Bei der Wiederaufnahme des grandiosen Werkes 1882 legte Claar eine eigene Bearbeitung der Aufführung zu Grunde. Seit 1876 in Weimar, ferner in Leipzig, vorübergehend auch in Berlin und Breslau gab man das Stück als Mysterium in zwei Tagewerken nach der Einrichtung von Otto Devrient. Jetzt werden in der Reichshauptstadt nur kleine Teile des Dramas zerrissen vorgeführt:

„Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!"

Die bei alledem und trotz Otto Ludwigs radikaler Kritik (in den Shakespeare-Studien) dauernde Vorherrschaft Schillers auf der Bühne bekundet sich auch in der unausgesetzten Schulung der historischen Tragödie an seinem Stil. Von Halm, Mosenthal und Gottschall bis zu Heyse, Lindner, Wilbrandt und Wildenbruch tönt der Schillerische Vers wieder mit edlem Schwung, vielen lyrischen und selbst epischen Schönheiten im einzelnen sowie effektvollen Situationen, aber mit fast ständiger Abhängigkeit vom Meister, oft mit direkten Anklängen und ohne Fleisch und Blut, daher denn ohne Lebenskraft. Hebbel, der, obgleich in mancher

Hinsicht heterogen, gesteht, daß Schiller in der Jugend auf ihn gewirkt hat wie kein anderer, findet das rechte Wort, wenn ihn Schillers dramatische Schule aus sehr natürlichem Grunde nicht haltbar dünkt: „eben weil seine ungeheure Subjektivität, die eine ganze Welt von philosophischen Ideen in sich aufgenommen hatte, erforderlich war, um seine Gedichte vortrefflich zu machen.“

Indessen scheint sich auch auf diesem Gebiete gerade in jüngster Zeit ein Umschwung vorzubereiten. Zwar spreche ich nicht davon, daß auch auf der zeitgenössischen Bühne die unsterbliche Gemeinschaft Iffland und Kotzebue zweiten Aufgusses naturgemäß — wie immer die Alltagskost — äußerlich den breitesten Raum einnimmt. Was sich aber in den Tiefen der Litteraturströmungen vorbereitet, tritt Ihnen anschaulich entgegen, wenn Sie sich die Wendung Wildenbruchs von der historischen Jambentragödie zu den sozial-naturalistischen Versuchen der „Haubenlerche“ vergegenwärtigen, wenn Sie an Sudermanns und Hauptmanns stellenweise ungewöhnliche Bühnenerfolge denken.

Ob die soziale Tragödie alsbald zu den Jugendwegen Goethes und Schillers fortschreitend zurückkehrt? ob ihr vielmehr Ibsen oder Zola Muster und Meister werden? — das sind Fragen, die über meine Feststellung des augenblicklichen Thatbestandes hinausgreifen. So viel wage ich zu behaupten: die Zukunfts-Blüte einer national-deutschen Dichtung wird nicht im Ausland, wird zunächst auch nicht auf den Wegen von Weimar, — wird vielmehr auf dem geistigen Boden von Frankfurt und Stuttgart heranreifen, gewiß nicht im Stillstand, aber im Fortschritt von hier aus. Wir wollen kein Stück der Entwickelung unserer Klassiker preisgeben; aber die einmal vielleicht notwendige Abschwenkung gilt nicht als Marschroute für alle Zukunft. Erst Verjüngung, dann Reife! erst Frankfurt-Stuttgart, dann auf geradem Wege zu einem neuen, organisch-deutschen Weimar!

Es stimmt hoffnungsvoll, und doch auch bedenklich, daß sich die jüngstdeutsche Gruppe mit Vorliebe auf Goethes Jugendgenossen Lenz beruft. Jedenfalls suchen diese neuen Stürmer nur zum jungen Goethe und Schiller ein Verhältnis; später seien die Klassiker durch den „Kultus der Form abgeirrt“. Bekämpft wird

namentlich ihre Neigung für die Antike: des Dramatikers Gerhart Hauptmann kritischer Entdecker Otto Brahm spricht in seiner Biographie Schillers sogar von dessen „zum Aberglauben gesteigerter Pietät für die Antike“. Aber selbst ein so besonnener Forscher wie Karl Goedeke — damit übrigens in wissenschaftlichen Kreisen nicht alleinstehend — sieht in der litterarischen Entwickelung den Beweis, daß Goethes und Schillers spätere Richtung „weder nach ihrem Ausgangspunkt, dem klassischen Altertum, noch nach ihren Zielpunkten, der klassischen Idealisierung, die Richtung war, in welcher die Gesamtheit des Volkes ihre volle Befriedigung finden konnte“.

In schroffem Gegensatz dazu, trotz geringer Neigung zum Antikisieren, knüpft die bedeutendste Bühnenerscheinung unserer Zeit, Richard Wagner, nebst seiner Schule gerade an die künstlerisch-stilvolle Periode der vereinten Klassiker, speziell Schillers an. Wie Schiller will er ästhetisch erziehen und auch direkt ethisch genommen sein, wie Schiller durch anspannende und schmelzende Schönheit wirken, wie Schiller baut er seine Theorie auf Grund seiner eigenen künstlerischen Begabung aus, — und schließlich ist in manchen späteren Ansätzen Schillers, namentlich in der „Braut von Messina“, die Verwandtschaft mit Wagners Kunstideal unverkennbar.

Blicken wir weiterhin auf die bei aller vorherrschenden Seichtheit ins Unermeßliche anschwellende Flut unserer Romandichtung, so läßt sich doch zwischen all dem Wust zu höchstem Genuß noch eine Goethesche Ader verfolgen. Spielhagen spricht sicher vielen seiner engeren Zunftgenossen aus dem Herzen, wenn er sich durch Goethes Dramen und Romane als Erzähler beeinflußt bekennt. Und Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, die beiden Züricher Romankünstler, alsdann in seiner nordischen Weise Theodor Storm, sind sie nicht vollgiltige Zeugen für Fortwirken Goethischer Künstlerschaft im Stil der Prosaerzählung? Gern erkennt man solche Spuren neuerdings vereinzelt bis in Sudermanns „Frau Sorge“.

Das modische Versepos freilich hat sich von Goethe abgewandt; doch noch lebt uns als Fortpflanzer des Goethischen Idyllenstils der Dichter des „Heisterkrog“ und der „Hanne ut

Frankrik", mit einem Wort, der Dichter des köstlichen „Quickborn": Klaus Groth.

In der Lyrik sind ebenbürtige Genossen der frühen Goetheschule neuerdings nicht hervorgetreten. Doch wären vom alten Geschlecht auch hier Keller und Storm zu nennen, und von den Jüngsten hätte mancher vielleicht das Zeug dazu, wenn er sich zur Klärung durcharbeiten wollte. Geibel, Lingg u. A. werden wir der Schillerischen Linie zurücken. In Bodenstedt und Graf Schack ist, wie einst in Rückert, die Saat Goethischer Spruchweisheit und des „Westöstlichen Divan" aufgegangen; Schack schult sich schließlich auch an Goethes satirischen Lustspielen und namentlich an dessen Idee eines geistigen Völkerverkehrs in der Weltlitteratur. —

Meine Umschau ist beendet, und ich brauche ihr allgemeines Ergebnis kaum herauszuheben. Schiller und Goethe sind beide noch lebendig, und jeder wirkt in seiner Weise mannigfaltig fort. Aber in dem Auf- und Abfluten ihres Einflusses ist offenbar eine Zeit gekommen, die neben dem festen, unverlierbaren Besitz an Schillerischem Geiste die Domäne Goethes zu erweitern strebt. Höchst heilbringend! Keine Menschenkraft kann den in Leben umgesetzten Schillerischen Geist aus der Welt votieren, kein Edler wird es wünschen! Doch wie die Besonnenen nicht eine Alleinherrschaft Goethes werden begründen wollen, so ist vom deutschen Volke zu verlangen, daß es sich nicht einseitig an Schiller auf Kosten Goethes emporrankt, daß es das ihm verheißene Erbe der Enkel im anderen Sinne aufnimmt, als im Epigonensinne. Das Stöhnen ohnmächtiger Resignation:

„Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

werde abgelöst durch die frohe Botschaft:

„Ich muß nun an die Enkel denken".

Ist Schillers Geist heute ohne Rest Gemeingut der deutschen Nation, so muß es Goethes Geist in gleichem Maße werden. Wird die Jugend immer an Schiller zu Begeisterung und Mut erflammen, so möge doch auch das tröstliche, erhebende Bewußtsein in alle Schichten der Nation dringen, daß Goethes Geist für uns noch ungehobene Schätze birgt. Wie er, über seine Zeit hinauswachsend, besonders am Schluß des zweiten „Faust" und der

„Wanderjahre“, die Zukunft unseres Volkes in Abwendung vom beschaulichen, im thätigen Leben sah; wie er die politische und soziale Energie der deutschen Nation ahnt und weckt, so steigt sein Bild vor unserm Auge zur Prophetengröße auf; aber der Herzenskündiger, der Naturgeist wird uns fort und fort veredeln, und wenn das deutsche Volk einst beginnen wird, mit Goethes Künstlerseele, seiner Naturseele, seiner Griechenseele, seiner Menschenseele unser Leben zu durchtränken, dann erst wird der Umkreis seines Wirkens der Vollendung nahen.

Auf dem Kriegs- und Siegeszug zu diesem hehren Ziele scheinen mir Goethes Landsleute, Goethes fränkische Blutsgenossen in die vorderste Reihe gestellt: aus diesem Boden ist er entsprossen, — sollte diese Atmosphäre nicht die Keime bergen zu einer Verjüngung Deutschlands in seinem Geiste?

Schiller aber halten wir fest im Herzen auch in dieser kommenden Goethe-Zeit. Wir wollen uns nicht selbst berauben, wir wollen unser innerstes Wesen nicht verleugnen, wir wollen „das stolze Wort“ Goethes zu Schillers Andenken nachsprechen und erweitern: „Denn er war unser!“ und er ist unser! er wird immerdar unser bleiben!



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. R. Heß, Referendar, hier;
„ Dr. med. W. Hanauer, prakt. Arzt, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. W. Jordan, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Rehorn und als Schriftführer Herrn Dr. E. Böcker.

In der Sitzung vom 9. November wurde ein von Herrn Dr. Wasserzieher, Flensburg, eingesendeter Vortrag „Ein nordfriesischer Kalender“ verlesen.

Am 7. Dezember sprach Herr Dr. Sulzbach über
„Louvier: Goethe als Kabbalist“.

Am 21. Dezember sprach Herr Prof. Dr. V. Valentin über
1. „Herr Professor Minor und die Goethe- und Schillerlitteratur in den Hochstiftsberichten; 2. Die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte; 3. Die Widmung „Zum 8. Oktober 1892“.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Herr Professor Minor und die Goethe-Schillerlitteraturberichte des Freien Deutschen Hochstiftes. Von Herrn Professor Valentin.

In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, (Heft 10, S. 902—903) zeigt Professor J. Minor in Wien die „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes“ an. Nachdem wir seiner Schilderung der Einrichtungen des Hochstiftes ergänzend hinzugefügt haben, daß jede Fachabteilung jährlich einen Vorsitzenden und einen stellvertretenden Vorsitzenden wählt, und daß die aus diesen Vorsitzenden der Fachabteilungen gebildete Vereinigung den „Akademischen Gesamtausschuß“ darstellt, dürfen wir zunächst der Genugthuung über die den Arbeiten des Hochstiftes gestellte Beurteilung Ausdruck geben. Im übrigen ist zu unterscheiden zwischen den bei größeren Anlässen, wie den regelmäßig satzungsgemäß gefeierten Geburtstagen Goethes und Schillers, gehaltenen Vorträgen in den Gesamtsitzungen und den im kleineren Kreise der Fachabteilung gemachten Mitteilungen oder da gehaltenen Vorträgen, die keineswegs alle in ausführlicher Form abgedruckt werden. So ist der Aufsatz über Schillers „Ideal und Leben“ ein Festvortrag, die Mitteilungen über Humboldts Einfluß auf Schiller sowie über die Loreleysage Fachabteilungsvorträge: der erste ist von Karl Rehorn, die beiden letzteren sind von Fritz Rehorn, nicht aber alle drei von demselben Verfasser.

Wir würden indessen alle diese Punkte hier nicht besonders berühren, wenn nicht der Schlußabsatz der Besprechung einen indirekten, aber darum nicht minder schwer wiegenden Angriff auf das Hochstift, bezw. auf den Akademischen Gesamtausschuß, der die „Berichte“ herausgiebt, enthielte. Professor Minor wendet sich gegen die von Professor Max Koch in Breslau im Auftrage des Akademischen Gesamtausschußes verfaßte Besprechung der neueren Schiller- und Goethelitteratur: „Sie ist mit viel Fleiß, aber auch mit sehr viel Absicht gemacht. Aufsätze aus seiner Zeitschrift zitiert der Rezensent auch wohl zweimal in einem Hefte, die Seuffertsche Vierteljahrsschrift ignoriert er grundsätzlich. Wer sich einer solchen Arbeit unterzieht, der muß sich selbst verleugnen können. Koch aber besitzt dazu weder das reife, ruhige Urteil, noch die nötige Sachlichkeit, ja auch nur die nötige Wahrheitsliebe. Er verteilt, mitunter an dieselbe Person und an dasselbe Buch, blind ausschüttend seine Gnaden und seine Strafen, mit der

anderen Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat, in Lob und in Tadel gleich unbesonnen, unvorsichtig und parteiisch befangen. Zum Rezensenten gehört in erster Linie eine feste Überzeugung, und in zweiter Linie eine sichere Hand: beides fehlt dem Berichterstatter des Freien Deutschen Hochstiftes." Wenn dies alles zutrifft, so hat sich das Hochstift in unbegreiflicher Verblendung von allen denkbaren Berichterstattern den möglichst ungeeigneten herausgesucht: nachdem es über seinen verblendeten Zustand von Professor Minor aufgeklärt worden ist, wird es sich natürlich beeilen die ehrenvolle und dornenvolle Aufgabe sofort einem anderen zu übertragen. Nun treffen aber die Vorhaltungen Minors nicht zu, und das Hochstift bedauert der in Minors Beschuldigungen notwendigerweise mitenthaltenen Folgerung nicht stattgeben zu können. Das Hochstift weist vielmehr derartige gegen seinen Beauftragten gerichtete und es selbst treffende, beweislos vorgebrachte Beschuldigungen mit aller Entschiedenheit als sachlich unwahr zurück. Das Hochstift verlangt von seinem „Rezensenten" gerade die Tugenden, die Minor bei Koch vermißt, ohne auch nur eine Spur von Beweis für seine harten Beschuldigungen zu geben. Aber es läßt auch seinem Berichterstatter freie Hand, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Es verlangt nicht, daß er diesen oder jenen Schriftsteller lobe, weil er einer bestimmten Richtung angehört, verwehrt es ihm aber auch nicht, Ausstellungen an diesem oder jenem Schriftsteller zu machen, obgleich er einer bestimmten Richtung angehört. Das Hochstift steht den verschiedenen Strömungen in der Litteraturwissenschaft durchaus unparteiisch und frei gegenüber und bindet sich nach keiner Seite. Es weiß dabei sehr wohl, daß jedes Urteil durch den besonderen Studiengang, durch bestimmte litterarische Beziehungen, durch die persönliche wissenschaftliche Entwickelung des einzelnen Schriftstellers beeinflußt ist: es identifiziert sich daher durchaus nicht mit dem Urteile seines Berichterstatters, sei es wer es wolle; wohl aber verlangt es für seinen Berichterstatter die Freiheit des Urteils, ohne die die wissenschaftliche Freiheit überhaupt nicht bestehen kann; es verlangt aber ganz besonders, daß das litterarische Urteil nicht mit dem moralischen zusammengeworfen werde. So, wie es den Bericht des Bericht-

erstatters zurückweisen würde, wenn er, durch sein Urteil über den moralischen Charakter seines Objektes verleitet, den litterarischen Charakter seines Urteiles beeinflussen ließe, ebenso bestimmt muß es Anschuldigungen zurückweisen, die statt die litterarische Thätigkeit zu treffen, den Schein sittlicher Entrüstung zu erringen suchen, indem sie ihr Urteil d. h. hier ihre Anklagen auf die moralische Seite hinüberspielen. Besitzt Koch „weder das reife, ruhige Urteil noch die nötige Sachlichkeit“, so beweise Minor seine Behauptungen: dadurch, daß er sie drucken läßt, sind sie noch nicht wahr und können solchen, die die Thatsachen reden zu lassen gewöhnt sind, durchaus nicht imponieren. Wenn Koch „mitunter an dieselbe Person und an dasselbe Buch blind ausschüttend seine Gnaden und seine Strafen, mit der anderen Hand zurücknehmend, was er mit der einen gegeben hat“, verteilt, so ist, bis zum Beweise, daß er „in Lob und Tadel gleich unbesonnen, unvorsichtig und befangen“ verfährt, das Gutes und Verfehltes ruhig gegeneinander abwägende Verfahren ein Kennzeichen echt wissenschaftlicher Kritik: nur der Fanatiker verurteilt und lobt ohne weiteres; der echte Kritiker, der das Wahre der Sache zu ergründen sucht, wird das Gute eben so gerne anerkennen, wie er bereit ist das Schlechte zu verwerfen — und was wäre so schlecht, daß es nicht auch gute Seiten, was so gut, daß es nicht auch Minderwertiges hätte? Und wenn der Kritiker, unbekümmert um Beifall oder Tadel, an demselben Objekte lobt und tadelt, wie es die Sache nach seiner Überzeugung verlangt, ist er deshalb ein Achselträger? Wenn Minor Schillers Werke beurteilt, macht er es etwa anders? Scheidet er nicht selbst vortrefflich, z. B. bei seiner Beurteilung der Räuber, zwischen dem was zu loben und dem was zu tadeln ist, und scheut er sich zu tadeln, weil er daneben lobt, oder scheut er sich zu loben, weil er daneben auch tadelt? Wenn nun Koch die Vorzüge der Schillerbiographie von Minor, die er aufs entschiedenste anerkennt, und die Vorzüge der Schillerbiographie von Weltrich, die er Minor zu liebe abzuleugnen gar kein Recht hätte, vorsichtig und maßvoll gegeneinander abwägt, jeder ihre Vorzüge zuerkennt und bei keiner der beiden seine Aussetzungen verschweigt, und wenn das Ergebnis den Zorn Minors erweckt, folgt dann

daraus, daß dieses Ergebnis auf geistiger Impotenz oder gar moralischer Verderbtheit beruhe? Hat der Berichterstatter Falsches gesagt, so möge der Betroffene es richtig stellen — der Raum soll ihm zu sachlichen Berichtigungen nicht fehlen. Aber gegen die Methode solche in ganz allgemeinen Sätzen gehaltene Anklagen, die in keiner Weise bewiesen werden, mit dem Tone der unfehlbarsten Sicherheit auszusprechen, muß in entschiedenster Weise Einsprache erhoben werden: ein solches Verfahren schädigt nicht nur den Einzelnen, gegen den sie erhoben werden, nicht nur die Anstalt, die sie angeblich geschehen läßt oder veranlaßt, es schädigt den guten, vornehmen Ton, der einer wissenschaftlichen Kritik von Seiten derjenigen zukommt, die in der Wissenschaft eine hervorragende Stellung einnehmen und daher die geborenen Wächter des guten litterarischen Tones sein sollten, es schädigt die Freiheit der Untersuchung und des Urteils, weil es den Charakter angreift statt bei der Sache zu bleiben, weil es die Person verunglimpft, um ihr Urteil aufzuheben.

Aber Minor begnügt sich nicht damit: er erhebt nicht nur allgemeine Klagen, sondern eine ganz bestimmte. Koch besitzt nach ihm nicht „die nötige Wahrheitsliebe". Zur Bekräftigung eines so schweren Vorwurfs ist er gerecht genug den Beweis der Wahrheit anzutreten, d. h. er macht wenigstens den Versuch dazu. Daß dieser kläglich ausfällt, ist für Minor bedauerlich, bleibt aber darum nicht weniger Thatsache. Koch hat des Schillerbiographen Minor Polemik gegen den Schillerbiographen Weltrich nicht „für taktvoll" erklärt und behauptet, Minor habe Weltrichs Arbeit bei ihrem ersten Erscheinen „durch maßlos übertreibenden Tadel" herabzusetzen gesucht (Berichte Bd. 6, S. 547 und 554). Demgegenüber erklärt nun Minor, er habe „Weltrichs Buch nur im „Anzeiger für deutsches Altertum" XII, S. 274 ff. besprochen und dort als „die beste wissenschaftliche Biographie Schillers, welche wir besitzen" bezeichnet". So hätte Koch also wirklich nicht wahrheitsgemäß berichtet und besäße demnach, wie Minor hier wieder verallgemeinert, nicht die „nötige Wahrheitsliebe"? Nun steht aber Minors Rezension jedermann zur Verfügung, und jeder kann sich somit von den Thatsachen überzeugen. Koch, dem hier

zunächst das Wort gebührt, schreibt selbst über diese Angelegenheit folgende Erwiderung, die in ungefähr gleichem Wortlaut auch in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ erscheinen wird.[1])

Entgegnung.

Herr Professor Dr. Jakob Minor in Wien hat in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ manches Lobende von den Berichten des Hochstiftes gesagt, damit sich von dem hellen Hintergrunde mein dunkles Bild um so abscheuerregender abhebe. Hätte der Akademische Gesamtausschuß nicht einem Menschen, wie Herr Minor mich zu schildern für gut findet, seit 1889 den Bericht über die neuere Goethe-Schillerlitteratur anvertraut, die Leitung des Hochstiftes würde dann auch für die übrigen besseren Beiträge nur eingeschränktes Lob verdienen. Daß meine, zwar von dem Verbrechen zweimaligen Zitierens in meiner eigenen Zeitschrift erschienener Aufsätze von O. Francke und M. Landau befleckten Berichte, gerade weil sie von jeder Parteistellung und Kameraderie sich gewissenhaft freihalten, den nur nach Parteirücksichten Urteilenden zum schweren Ärgernis gereichen, will ich Herrn Minor gerne glauben. Seine dreiste Anmaßung, über meine Befähigung den Richter spielen zu wollen, brauche ich bei unbefangenen Lesern der „Berichte“ nicht erst zurückzuweisen. Was ich geschrieben habe, möge selbst für oder gegen mich zeugen. Ich habe von den verschiedensten Seiten und berufenen Beurteilern wiederholt so freundliche Beistimmung gefunden, daß ich auf Herrn Minors oberherrliche Billigung ohne Herzweh verzichten kann. Herr Minor hat persönliches Schimpfen und Drohen beliebt und sich dadurch einer sachlichen Besprechung für entbunden erachtet. In einem aber, und dies möge sein ganzes Verfahren kennzeichnen, muß ich mich doch auf eine Erwiderung einlassen. Sein überaus zartes Ehrgefühl hat über zwei Jahre gebraucht, um sich über meine Bemerkung (Berichte VI, S. 547), er habe den überlegenen Mitwettbewerber Weltrich in wenig taktvoller Weise angegriffen, sittlich zu entrüsten. Hat er doch im „Anzeiger für deutsches Altertum“ XII, S. 289 Weltrichs Buch die beste wissenschaftliche

[1]) Diese Entgegnung ist inzwischen in dem Bande 1893 S. 94 f. erschienen.

Schillerbiographie, die wir besitzen, genannt. Allein diesem Urteile, das Herr Minor gegen mich anführt, gehen in derselben Rezension ganz andere, von denen ich nur einige herausgreife, voran.

„Auf diese Weise macht Ws. Buch weit mehr den Eindruck eines Kompendiums der Schillerlitteratur als den einer nach wissenschaftlichen und künstlerischen Grundsätzen gearbeiteten Monographie" (S. 278). Was muß das aber für ein Kompendium sein, von dem es S. 288 heißt: „Über Ws. Art, die wissenschaftliche Litteratur zu zitieren, bin ich nicht im klaren. Man weiß nicht, welche Auswahl er in seinen Zitaten trifft." — „Auch in den erzählenden Teilen macht sich indessen eine auffallende Ungeschicklichkeit in der Kunst des Disponierens geltend und Weltrich hätte in dieser Hinsicht gegen Hepp bescheidener auftreten dürfen" (S. 278). Weltrich mußte bei seiner Herrn Minor wohl bekannten Stellung zu Hepp dies als die bitterste, höchst taktlose Kränkung empfinden. „Ws. Grundsatz kann leicht zu dem kunstlosen Chronikstil verleiten . . . noch störender ist die Anordnung in den folgenden Kapiteln . . . . der Hauptfehler einer solchen Darstellung ist natürlich der, daß der Leser von der Entwickelung Schillers als Schüler und als Dichter kein bestimmtes Bild erhält. Hätte W. den inneren Zusammenhang über dem äußeren nicht vernachlässigt, ... Ich kann aber nicht sagen, daß er seine Vorgänger hierin [im Nachweis der psychischen Entwickelung] weit hinter sich zurückgelassen hätte" (S. 279). „Leider läßt uns W. in Bezug auf die Grundlage der philosophischen Bildung Schillers ganz im Stich. Zufällige Bemerkungen . . . sind alles, was er zu bieten hat" (S. 283). „Ich habe behauptet, daß W. die Erkenntnis der dichterischen Entwickelung Schillers nicht weit über das bekannte hinaus gefördert habe; und dieser Vorwurf führt mich auf einen allgemeineren Fehler, welcher das ganze Buch von W. durchzieht. Wir finden nämlich S. 163—167 einen langen, fast hätte ich geschrieben langweiligen Excurs" (S. 284). „Und so wie W. hier die Zeugnisse nicht zum Reden zu bringen versteht . . . so fehlt auch sonst zwischen dem allgemeinen und individuellen Teil der Zusammenhang." „Hier ist ein richtiges Prinzip durch ungeschickte

Anwendung förmlich parodiert" (S. 285). „Trotz der übermäßig langen Verbreitung über einen ganzen Bogen doch nicht den rechten Grund, wie er auch . . . [Schillers] Ergüsse . . . ohne den allgemeinen Ausblick auf die Sturm- und Drangperiode nicht gehörig zu beurteilen weiß" (S. 286). „Die zwei Stadien [der Räuber] hätten ausführlicher erörtert und besser begründet zu werden verdient. . . Auch hätte ihre Entstehungsgeschichte nicht so arg zersplittert werden sollen. . . . Nicht genug verwertet . . . finde ich das Erlebte" (S. 287). „Einen gebildeten, das Geschmacklose allezeit abwehrenden und überall maßhaltenden Stil besitzt er nicht. Er ist überall weit mehr Agitator, Rufer in dem Streit, den er nicht ungern sucht, auch wohl Redner, als ein gelehrter Schriftsteller, welcher zugleich volkstümlich schreibt" (S. 289).

Und wenn man solchen Tadel gegen seinen Mitbewerber in der Schillerbiographie wenig taktvoll nennt, hat Herr Minor die Stirne, von „Verdächtigung" zu sprechen, weil das von ihm allein angeführte Schlußurteil in höchst überraschendem Gegensatze steht zu der vorausgehenden Verurteilung Weltrichs nach Inhalt und Form! Nein, Herrn Minors Kunst „mit der einen Hand zurückzunehmen, was man mit der anderen gegeben hat", verstehe ich nicht zu würdigen, denke sie auch so wenig von ihm zu lernen wie die Klugheit, mich von seinen oder seiner Freunde Drohungen einschüchtern und vom geraden Wege abbringen zu lassen.

Breslau, 17. November 1892. Max Koch.

Wie maßvoll Koch geurteilt hatte, beweist die Thatsache, daß er für das wenig taktvolle Auftreten Minors gegen Weltrich Minors Verteidigung des Verfahrens Hepps und die dabei gegen Weltrich gerichteten Vorwürfe nicht erwähnte. Minor kommt in seinem Urteil über Weltrichs Auftreten gegen Hepp zu dem Ergebnis: „Um die deutsche Schriftstellerwelt unter die Waffen zu rufen, erscheint dieser Diebstahl wahrlich nicht groß genug" (S. 278): in der Litteratur also ist der Diebstahl nur dann öffentlichen Tadels wert, wenn er groß ist, und man henkt hier nur die großen Diebe, die kleinen läßt man laufen! Man sollte doch meinen, daß der Vertrauensbruch als solcher zu tadeln und zu

unterdrücken wäre, daß aber die Frage nach groß und klein hierbei ganz außer dem Spiele bliebe. Aber Weltrich muß noch einen besonderen Zweck gehabt haben, wenn er auf eine solche Kleinigkeit, wie sie es nach Minor ist, Wert legt. „Man kann bei der Lektüre des Weltrichischen Protestes das Gefühl schwer überwinden, daß hier Aufsehen gemacht werden sollte, noch ehe das Buch in den Händen der Leser war und diese selbst urteilen konnten“ (S. 278). Also wenn ein Schriftsteller merkt, daß ihm sein geistiges Eigentum, obendrein durch Vertrauensbruch, entwendet ist und erhebt Klage vor dem hier allein in letzter Instanz entscheidenden Richter, dem Publikum. so findet dies Auftreten seine Deutung dahin, daß er diesen Weg nur beschreitet um Reklame für sein Buch zu machen! Ich glaube, Minor hätte sehr gut daran gethan den milden Vorhalt des wenig taktvollen Auftretens ruhig hinzunehmen, statt die Erinnerung an Aussprüche wachzurufen, die besser in die Nacht der Vergessenheit gesunken wären.

Das ist aber sicherlich nicht seine Meinung. Er fühlt sich so sehr im Rechte, daß er seinen Angriff auf Koch mit den Worten schließt: „Sollte Herr Koch auf diese Erklärung hin seine Verdächtigung wiederholen, so wird er wissen, was er von einem zu befahren hat, der einem ehrenrührigen Vorwurf zu begegnen weiß“. Eine solche Drohung ist nicht mehr ganz neu. Sie geht auch das Hochstift direkt nichts an, für das es in erster Linie wichtig ist hervorzuheben, daß die gegen seinen Berichterstatter erhobenen Vorwürfe, die es mittreffen würden, wenn sie wahr wären, thatsächlich nicht der Wahrheit entsprechen. Dennoch gehört dieser Ausspruch hierher: er zeigt, wie notwendig es ist, zu betonen, daß in litterarischen Dingen es sich um die Klärung von wissenschaftlichen Wahrheiten handelt, und das Verlangen auszusprechen, daß Neigung und Abneigung gegen Personen aus dem Spiele bleiben müssen, daß in der Art Kritik zu üben und Kritik zu ertragen ein Ton der Vornehmheit wieder Platz greifen muß, der in der Hitze des Gefechtes vielfach verloren gegangen ist. Wenn ein Streiter bei dem Gegner die unbedingte Redlichkeit der Absicht, die Ehrlichkeit in der Handhabung der Waffen, die Ritterlichkeit in der Führung des Kampfes nicht mehr voraussetzt, dann freilich

ist es Zeit die Feder mit dem Revolver zu vertauschen: dann wäre es aber auch Zeit, daß die Wissenschaft ihr Haupt verhüllte und schwiege. Je weniger aber ein solches Verfahren als ein allgemeines oder auch nur als ein allgemeine Billigung findendes vorausgesetzt werden darf, um so entschiedener muß es da, wo es auftritt, in seine Schranken zurückgewiesen werden, zumal wenn es in seinem blinden Ungestüm nicht einmal merkt, daß, indem es vermeint eine bestimmte einzelne Persönlichkeit zu treffen, das Verfahren eines Institutes trifft, das allen Parteibestrebungen ferne steht und nicht auf Förderung von Persönlichkeiten, sondern auf Förderung der Sache der wissenschaftlichen Erkenntnis ausgeht.

Nachschrift. Professor Minor nimmt in einer „Erwiderung", die sich in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" (vgl. oben S. 64 Anm.) an die dort von Professor Koch gegebene Entgegnung anschließt, wenigstens indirekt seine gegen Koch gerichteten Vorwürfe zurück, indem er von allen seinen Kritiker verdächtigenden Behauptungen nur eine einzige zu begründen sucht. Die Gerechtigkeit erfordert es daher ihm auch hier das Wort zu geben.

Erwiderung.

Die „beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien" ist darum noch kein fehlerfreies Werk. Ihre unbestreitbaren Mängel aufzuzeigen, war die Pflicht des Rezensenten und sein Recht. Herr Koch hat meine Einwendungen zusammengestellt und man wird finden, daß sie durchaus sachlich sind, zu einem Teile gar keinen Tadel enthalten und zum andern Teile sich gar nicht auf die Schillerbiographie Weltrichs, sondern auf einen Zwist mit Hepp beziehen. Über das Werk als Ganzes habe ich in dem Schlußurteile: „die beste unter den Schillerbiographien" unzweifelhaft eine Empfehlung und ein Lob ausgesprochen, an dem sich nicht deuteln läßt. Wer ein solches Urteil als „maßlos übertreibenden Tadel" bezeichnet und dem Beurteiler die Absicht unterschiebt, sich „eines überlegenen und unbequemen Mitbewerbers zu entledigen", der spricht damit leichtsinnig eine Beschuldigung aus, die er nicht verantworten kann.

Die „Gewissenhaftigkeit“ der Kochischen Berichte will ich an einem weiteren Beispiele kenntlich machen. Er erzählt seinen Lesern, daß ich Wilhelmine Andreä als Urbild der Schillerischen Laura ausgegeben hätte. In meinem Buche steht davon das Gegenteil.

Wien. J. Minor.

Nach der oben angegebenen Darlegung kann jeder leicht urteilen, inwieweit Kochs Vorhaltung in der That ein leichtsinniges Aussprechen einer Beschuldigung ist, die er nicht verantworten kann. Merkwürdig ist bei diesem Urteil nur, daß Minor sich auf den Standpunkt stellt, ein relatives Schlußurteil, das er selbst durch Einschaltung des Wortes „damals“ („die beste unter den (damals) vorhandenen Schillerbiographien“) als relatives kennzeichnet, solle als absolutes Urteil gelten und hebe die vorher gemachten Einwendungen auf, so daß der von seinem Kritiker erhobene Tadel sich gegen das Schlußurteil als das Alleingiltige, nicht aber gegen die vorher erhobenen Einwendungen sowie den Ton, in dem sie gemacht worden sind, wendete. Wäre nun aber der Standpunkt richtig, daß ein Schlußurteil die früher gemachten Einwendungen aufhebt, so muß dieser Standpunkt nicht nur für Minor, sondern auch für Koch gelten. Neben seinen Einwendungen im einzelnen erkennt Koch Minors Arbeit in hohem Grade an: „Die durchgehende Selbständigkeit von Minors Forschung braucht man nicht eigens zu erwähnen; seine Forschung ist nicht nur selbständig, sie bringt auch manche erwünschte Ergänzung, neue Gesichtspunkte“ (V, 551). „Doch diese Bedenken gegen einzelne Urteile sollen keineswegs an der ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Arbeit Minors rütteln“ (V, 553). Nun ist der Standpunkt, das Schlußurteil hebe die tadelnde Kraft der Einwendungen gegen Einzelnes auf, entweder richtig: dann kommt er für Koch ebenso inbetracht wie für Minor, und dieser hat bei so entschiedener Anerkennung des Kochischen Schlußurteils sich über einzelne Ausstellungen nicht zu beklagen, womit sein Vorwurf leichtsinnig ausgesprochener Beschuldigung hinfällig wird; oder aber der Standpunkt ist nicht richtig und die gegen Einzelnes erhobenen Einwendungen sowie der gegen den Ton, in dem sie vorgebracht sind, erhobene Tadel behält seine Giltigkeit:

dann fällt Minors Behauptung, Koch habe durch Nichtbeachtung des Schlußurteils ihn leichtsinnig beschuldigt, erst recht dahin. Hiermit scheint uns die Angelegenheit als eine aus überreizter Empfindlichkeit entsprungene Übereilung Minors erledigt und die der Berichterstattung des Hochstiftes und indirekt diesem selbst gemachten Vorwürfe als unerwiesen dargelegt zu sein. Demgegenüber können Hinweisungen auf einzelne Irrtümer nicht inbetracht kommen, und Minor hätte recht weise gehandelt, wenn er sich den kleinen Triumph seinem Kritiker einen Irrtum nachzuweisen gespart hätte, da er den Punkt nicht zur Richtigstellung der Sache, sondern zur Herabsetzung des vermeintlichen Gegners hervorhebt, den kleinen Triumph, der sich so leicht wettmachen läßt. Wie thöricht — und zwar mit vollstem Rechte — würde es Minor erscheinen, wenn ich ihn für einen minder tüchtigen oder gar für einen nicht gewissenhaften Forscher und Kritiker halten wollte, weil er sich über die beiden Brüder Rehorn und das jedem einzelnen Zukommende geirrt hat! Unfehlbar ist niemand: schlimm aber ist es, den einzelnen Fall zu einer Charaktereigentümlichkeit zu erweitern und den ganzen Menschen zu verdächtigen, wo es sich um eine Einzelheit handelt. Eine solche kann richtig gestellt werden und wird gerne von jedem zugegeben, der sich nicht für unfehlbar hält: wer dies thut, scheidet damit aus der Reihe der wissenschaftlichen Forscher. Nur muß man beim Vorhalten solcher Dinge nicht thun, als ob der Steinwerfer nicht gelegentlich selbst im Glashause säße. Über den ihm vorgeworfenen einzelnen Irrtum schreibt uns Professor Koch:

„In seiner Erwiderung auf meine Entgegnung belegt Herr Minor meine Gewissenlosigkeit durch das Beispiel, ich hätte behauptet, er habe Wilhelmine Andreä als Urbild der Schillerischen Laura angegeben, während er an Frau Fischer festgehalten. Bei Besprechung von Minors Buch VI, 553 schrieb ich zustimmend: „Minor will neben Frau Vischer auch noch die Jungfer Andreä in Schillers Frauengalerie einführen." Minor hatte I, 384 die für Schillers Beziehungen zu Wilhelmine Andreä sprechenden Zeugnisse zusammengestellt, um S. 385 zu schließen: „dann werden wir dieser Übereinstimmung der Zeugnisse mit den Dichtungen wohl einen Zug für Schillers Jugend entnehmen dürfen". Bei der Er-

wähnung von Kuno Fischers Polemik gegen die Einführung Wil-helmine Andreäs in die Schillerische Frauengalerie habe ich aber ein Jahr nach der Besprechung von Minors Buch wirklich Minors Verteidigung der Jungfer Andreä als Schillers Jugend-geliebten neben Frau Vischer, geborenen Andreä, soweit verwechselt, daß ich irrtümlich schrieb, Minor sei geneigt, Wilhelmine Andreä als das Urbild der Laura anzunehmen VII, 415. Ob Herr Minor durch diesen litterarischen Irrtum das Recht zu einer moralischen Verdächtigung gewinnt, überlasse ich der moralischen Kritik aller derer, die niemals einen ähnlichen Irrtum begangen. Zu diesen gehört Herr Minor freilich nicht. Oder nennt es Herr Minor auch „Gewissenhaftigkeit", wenn er, der Splitterrichter selbst, z. B. in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" XXI, 214 Eichendorff in dem Fragment „Emma und Eginhard" stofflich mit Fouqué zu-sammentreffen läßt, obwohl Fouqué von Karls des Großen Tochter und Geheimschreiber, Eichendorff von Kaiser Ottos Tochter und König Eginhard von Böhmen, dem bekannten Volksbuche, gedichtet hat? Irrtümer uns einander vorzuwerfen haben wir alle das Recht, meine „Gewissenhaftigkeit" zu verdächtigen hat niemand, am wenigsten Herr Minor nach seinem gewissenlosen ersten Angriffe, ein Recht.

Breslau, 13. Februar 1893. Max Koch.

2. Jahresbericht für neuere deutsche Litteratur-geschichte. Unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creize-nach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendorffer, A. Köster, E. Kühne-mann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Roethe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner heraus-gegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Erster Band (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlags-handlung 1892. Von Herrn Professor Valentin.

Da für alle, die sich mit der deutschen Litteratur beschäftigen, sei es schaffend, sei es forschend, sei es lernend oder genießend,

nicht leicht ein anderes neueres Werk von gleicher Bedeutung sein möchte als das hier in seinem ersten Bande vorliegende, so ist es billig die Anlage und den Plan dieses Werkes etwas genauer darzulegen und in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Die Absicht der Herausgeber wird in der Vorrede dahin ausgesprochen, es solle „durch die „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" in übersichtlich angeordneten und innerlich zusammenhängenden Abschnitten festgestellt werden, welche Leistungen nicht nur in Büchern, sondern auch in Aufsätzen, Artikeln und Kritiken hervorgetreten sind, und was sie enthalten an Neuem und Wertvollem". Damit wird ein so umfassendes Leistungsgebiet in übersichtliche Zusammenfügung gebracht, daß die Hoffnung der Herausgeber wohl als berechtigt betrachtet werden dürfte, wenn sie darauf zählen, daß die Jahresberichte „nicht nur dem strengen Spezialisten ein Hand- und Hilfsbuch, ein Quellenwerk für jetzt und immer bilden werden, sondern daß sie auch dem Schulmann, dem populären Schriftsteller und dem Studenten als ein unentbehrlicher Leitfaden gelten und besonders dem gebildeten Publikum Anregung und Genuß gewähren können. Ihnen wird alljährlich ein aus der Einzelforschung zusammengesetztes, lebenerfülltes Mosaikbild der deutschen Litteraturgeschichte geboten". Diesem Bestreben dem Fachmann und dem Freunde der Wissenschaft genug zu thun sucht die formale Anlage der Berichte gerecht zu werden: es wird auf eine strenge Scheidung des zusammenhängenden Textes und der unter den Text gestellten Schrifttitel gehalten. Demgemäß kann der Text ohne Störung gelesen werden, andererseits erscheinen die litterarischen Angaben, zu denen die praktische Angabe des Preises ergänzend hinzutritt, in Übersichtlichkeit nebeneinander, da in den Anmerkungen außer diesem Materiale nichts Sonstiges Aufnahme findet.

Das zu behandelnde Gebiet der Litteraturgeschichte wird durch ihre Bezeichnung als der „neueren" abgegrenzt: es handelt sich um die Zeit von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bevor jedoch der engere Stoff zur Behandlung kommt, muß erst ein Überblick über die „Teil- und Grenzwissenschaften" gegeben werden, die für das Studium der Litteraturgeschichte

unumgänglich notwendig sind, wenn sie sich über die an ihrem Platze wohlberechtigte Kleinforschung zu dem großen und weiten Gesichtspunkte einer keine Seite des geistigen und seelischen Lebens unberücksichtigt lassenden Forschung erheben will, die sich bewußt ist, daß die Litteratur ihre Wurzeln im ganzen Umfang des Einzel- und des Gesamtlebens eines Volkes hat. So tritt neben die Darstellung der methodischen Behandlung der Litteraturgeschichte in Theorie und Praxis die Behandlung der Kulturgeschichte und der Poetik, welche letztere sich schon im ersten Bande sehr richtig zu einer Ästhetik, soweit sie irgend mit der Litteratur in Beziehung steht, ausgestaltet hat und eben darum ihre Aufgabe von weitem Gesichtspunkt aus und zwar trefflich gelöst hat, und als besonderes ergänzendes Kapitel der Poetik die Geschichte der Metrik. Die sprachliche Seite findet ihre Behandlung in der Geschichte der deutschen Philologie und in der Darstellung des Schrift- und Buchwesens sowie der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, während die litterarische Bildung ihre Darstellung in der Geschichte des Unterrichtswesens findet, an die sich das Kapitel über die Litteratur in der Schule schließt.

Auf diesen vorbereitenden Abschnitt baut sich der Hauptteil des Buches auf, der sich zunächst zeitlich in drei große Epochen gliedert: von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, dann bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und endlich bis zur Gegenwart. Innerhalb jeder dieser Epochen werden die einzelnen Werke mit den Arbeiten, zu denen sie Anregung gegeben haben, in Gruppen zusammengefaßt, deren Charakter aus Inhalt und Form der bearbeiteten Werke gewonnen wird. So wiederholen sich gleichmäßig, nachdem jedesmal an die Spitze der Behandlung eine Rubrik „Allgemeines“ getreten ist, Lyrik, Epos, Drama und Didaktik. Wo hervorragendere Persönlichkeiten in Frage kommen, finden sie Einzel- oder Gruppenbehandlung. So erscheint in der ersten Epoche Luther besonders, während die Reformationslitteratur und die Humanisten und Neulateiner in je einer Gruppe zusammengefaßt werden; die zweite Epoche bietet hierzu keine Veranlassung, umsomehr die dritte, in der Klopstock, Wieland, Lessing, Herder einzeln hervortreten, während Goethe

wiederum, gleichsam eine Epoche für sich, die Unterabteilungen einer solchen zeigt: Allgemeines, Lyrik, Epos, Drama, Didaktik: hier tritt bei dem Dichter, bei dem im höchsten Grade Leben Dichten und Dichten Leben ist, noch der besondere Abschnitt: Leben hinzu. Neben Schiller, der wieder allein auftritt, stellen sich dann die beiden Gruppen Romantik und das junge Deutschland.

Einen besonderen Wert haben die Herausgeber auf das Register gelegt und mit Recht: gerade ein solches Buch kann nur dann zu allseitigem Gebrauche gelangen, wenn alles leicht und sicher zu finden ist. Das Register teilt sich in zwei Teile: Autorenregister und Sachregister, in welch letzterem auch Stichwörter allgemeineren Charakters aufgenommen worden sind, so daß man sich auch über die Frage, ob über eine bestimmte Materie Arbeiten vorliegen, leicht unterrichten kann. Als Ergänzung kommen noch ein Verlegerregister, sowie ein Siglenregister hinzu, und endlich noch „Bemerkungen über den Gebrauch", die freilich zuerst zu lesen gut sein wird.

Die „Jahresberichte" sind darauf berechnet in je einem Bande die Litteratur je eines Jahres zu umfassen: wenn es gelingt, so wird in diesem Umstande eine Erleichterung des Gebrauches liegen. In diesem Bande war es für einige Abschnitte nicht möglich diesen Grundsatz einzuhalten, und es wäre zu verwundern, wenn sich das nicht wiederholen sollte: dazu sind die Verfasser der einzelnen Abschnitte zu sehr allem Menschlichen unterworfen. Einen wesentlichen Schaden kann man darin auch nicht sehen, zumal wenn erst einige Bände vorliegen und dadurch ein Ausgleich des in dem einen Bande Fehlenden durch den anderen Band eintritt. Viel wichtiger ist, daß die Hoffnung sich verwirklicht, die die Herausgeber selbst aussprechen, „daß fernerhin, nachdem Mitarbeiter, Redaktion und Druckerei sich dem eigenartigen Betriebe angepaßt haben, der zeitliche Abstand zwischen Erscheinungsjahr und Bericht sich mehr und mehr verringern wird".

Der Berichterstatter, der zwar nicht an diesem Bande, wohl aber weiterhin als Mitarbeiter beteiligt sein wird, enthält sich naturgemäß einer Kritik der Kritik, mit der auch, da sie doch nur einzelne Punkte treffen könnte, nicht viel gethan wäre, und begnügt sich damit hervorzuheben, daß der Charakter der Berichterstattung

der einer sachlichen ist, und daß die Kritik durchweg in dem vornehmen Tone gehalten ist, der die naturgemäße Folge einer sachlichen Betrachtung ist. Gerade nach dieser Richtung können die „Jahresberichte“ eine läuternde Wirkung ausüben, die, wenn sie zu wirken anfängt, nicht zu den geringsten Vorteilen gehören wird, die man sich von dem großgedachten Unternehmen versprechen darf.

3. Zum 8. Oktober 1892. Von Herrn Professor Valentin.

Am 8. Oktober 1892 feierten Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog Carl Alexander und die Frau Großherzogin Sophie von Sachsen zu Weimar das schöne Fest der goldenen Hochzeit. Unter den Vielen, die ihre Huldigungen darbrachten, wollten auch die Redaktoren und der Verleger der „Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen“ nicht fehlen. So widmeten sie dem hohen Paare eine besondere Schrift, die nicht im Buchhandel erschienen ist: das in hundert Exemplaren gedruckte Werk steht allein dem Großherzog und der Frau Großherzogin zur Verfügung: infolge gnädiger Anordnung hat das Freie Deutsche Hochstift ein Exemplar dieses Werkes für seine Goethebibliothek erhalten. Das Werk setzt sich aus fünf Abhandlungen zusammen, die von den Redaktoren der Goetheausgabe herrühren und zwar sind es: Leonore von Este von Hermann Grimm, Tannhäuser in Sage und Dichtung von Erich Schmidt, Wielands höfische Dichtungen von Bernhard Seuffert, Ilmenau von Bernhard Suphan, der Löwenstuhl von Carl Redlich. Indem der Berichterstatter das vortrefflich ausgestattete Buch vorlegte, verfehlte er nicht auch hier dem Dank Ausdruck zu geben, mit dem das Freie Deutsche Hochstift diese schöne Gabe erhalten hat und den es den erhabenen Spendern dauernd bewahrt.

4. „Ein nordfriesischer Kalender“ von Herrn Dr. Wasserzieher (Flensburg).

Unter dem Titel „Ferreng an ömreng Allemnack för't Juar 1893“ haben die Herren Dr. Bremer und Jürgens einen Kalender in friesischer Sprache herausgegeben (Halle, Max Niemeyer), der gar kein Schriftdeutsch enthält, sondern nur Friesisch

und zwar, wie der Titel besagt, in Föhringer (ferreng) und Amrumer (ömreng) Mundart. Ein solches Unternehmen ist mit Freuden zu begrüßen: dient es doch nicht nur zur Stärkung des schwachen Dialektes — er wird nur von etwa 30000 Menschen gesprochen —, sondern es arbeitet auch dem künftigen Sprachforscher und Liebhaber vor. Der „Allemnack" enthält zunächst einen Kalender, der mit fortlaufenden Wochensprüchen versehen ist, die Jürgens zum Verfasser haben. Ich teile den ersten nebst Übersetzung mit: Un Janniwori fu wi arken Sönnendai so'n allerdönners milj Wedder, dat'r nämen at Becken me tu Bad ha thär, wann 'r uck allianeng släpt: Im Januar bekommen wir jeden Sonntag so äußerst mildes Wetter, daß niemand die Wärmflasche mit zu Bett zu nehmen braucht, wenn er auch allein schläft. Es folgen eine Anzahl Erzählungen aus der friesischen Geschichte, teils von Bremer, teils von Jürgens u. a. verfaßt; in einer Abhandlung: Hü skell wi üssens Spriak skriw? legt Bremer Grundsätze für eine vernünftige Orthographie des Friesischen dar; den Beschluß des ganzen, 86 Seiten fassenden Büchleins bilden zwölf Rätsel.

Von den beiden Herausgebern ist Nickel Jürgens (Reggel Jirrins) Friese von Geburt: er lebt jetzt als Beamter in Kiel und wirkt schon längere Zeit in Wort und Schrift für Erhaltung seiner Muttersprache; Bremer, ein geborener Pommer, Privatdozent in Halle, hat sich so in die friesischen Mundarten eingelebt, daß er sogar die einzelnen Unterdialekte beherrscht und von den Eingeborenen als Landsmann angesehen wird. Es sei gestattet, eine der friesischen Geschichten, von Jürgens bearbeitet, in der Übersetzung hier mitzuteilen.

„Ein Otterbaanki" [1]) (Volkssage, bisher unveröffentlicht).

Einige Eltern drohen ihren Kindern mit dem Bolliman,[2]) andere mit Munbelken,[3]) noch andere mit Otterbaankin. Welches

[1]) Dürfte ungefähr dem deutschen Heinzelmännchen entsprechen.

[2]) Ein alter Mann mit verhülltem Gesicht, welcher in dunkeln Zimmern und Winkeln sein Wesen treibt und unartige Kinder mitnimmt.

[3]) Kleine gespenstische Wesen, die namentlich in mondhellen Nächten daherziehen.

von diesen drei Mitteln das beste ist, läßt sich nicht gut sagen. Daß aber die Otterbaankin, jene kleinen Männchen mit roten, spitzen Hüten, mitunter ganz absonderliche Teufeleien im Kopfe hatten und anderen Leuten oft einen Schabernack spielten, davon wissen die Alten ja manches zu erzählen.

Es scheint fast, als seien die Otterbaankin jetzt ausgestorben, wenigstens habe ich nie solche gesehen. Aber vor so und so viel Jahren, als sie noch am Leben waren und allüberall ihre Schlupfwinkel hatten, da wurde von ihnen u. a. einer Frau ein Streich gespielt, und das trug sich so zu:

Die Frau, von der ich erzählen will, Matje war ihr Name, hatte ein kleines Kind in der Wiege. Ihr Mann machte Reisen nach der Davisstreet. Nun war es gerade zur Zeit der Heuernte. Alle rüstigen Männer waren fort, um auf See Geld zu verdienen. Fremde[4]) zum Besorgen der Außenarbeit gab es derzeit noch nicht im Lande; auch hatte man damals noch nicht so viel Geld wie jetzt. Jedermann hatte während dieser Tage so viel zu thun, um sein Heu in Diemen zu setzen oder es nach Hause zu schaffen, daß der eine Nachbar dem andern nicht helfen konnte. Matje hatte einen Streifen Ackerlandes eben oberhalb des Dorfes und mußte, weil sie keine Swelsters[5]) hatte bekommen können, ihr Heu allein in Diemen setzen. Weil es ein so recht schöner warmer Tag war, nahm sie ihr Kind mit und legte es vorne am Acker hin. Nachdem sie einen oder zwei Diemen gemacht hatte, wollte sie auch einmal wieder nach ihrem Kindlein sehen. Aber wie erschrak sie, als sie an das Ende des Ackers kam! Es flimmerte ihr vor den Augen. Ihr Kind war ihr freilich nicht abhanden gekommen, es war auch nicht tot oder krank. Nein, es lag da allerliebst und blickte sie fröhlich an. Aber neben ihm lag ein ebensolches Kind und sah sie gerade so freundlich an, war auch ganz genau so gekleidet wie das andere. Eins von den beiden mußte ein Otterbaanki sein, das wußte Matje wohl, aber welches war's? Sie vermochte eins vom andern nicht zu unterscheiden.

---

[4]) Heutzutage werden die Erntearbeiten durchweg von Nordschleswigern, Jüten und Pelwormern besorgt.

[5]) Frauen, welche das Zusammensetzen des Heus besorgten.

Welch ein Geschick! Nun mußte sie mit zwei Kleinen nach dem Dorfe hin, und was würden die Leute doch wohl dazu sagen! Doch war das noch nicht das Schlimmste. Nun sollte sie in Zukunft das Otterbaanki ebenso pflegen, wie ihr eigenes Kind, weil sie sich eben sagen mußte, daß vielleicht gerade ihr eigenes Töchterchen darunter leiden möchte, wenn sie das eine oder andere weniger pflegte. Wie sollte sie es doch machen!

Im Dorfe wohnte auch eine alte Krassen. Diese war bereits gegen hundert Jahr alt, hatte in ihrem langen Leben viele Erfahrungen gesammelt und wurde deswegen von anderen auch des öfteren um Rat gefragt. Zu ihr ging Matje mit den beiden Säuglingen, erzählte ihr alles und fragte dann: „Können Sie mir jetzt nicht sagen, welches von beiden das Otterbaanki ist?“ Das konnte die alte Krassen zwar nicht; aber sie zischelte Matje doch einen Rat ins Ohr, ein sonderbarer war's, würde aber wohl helfen, meinte Krassen: denn der Großmutter ihrer Mutter war auch schon einmal Ähnliches zugestoßen, und ihr war auf diese Weise geholfen worden. Matje sollte, wenn sie nach Hause gekommen sei und die beiden Kleinen in die Wiege gelegt habe, alsbald sich daran machen, ihre Stube auszukehren, nicht jedoch, wie man stets zu thun pflegt, sondern den Besen umkehren und mit dem Stiel fegen; dann würde das Otterbaanki wohl, weil es ja schon den vollen Verstand und sich nur ein kindermäßiges Aussehen gegeben hatte, anfangen zu sprechen. Ja, wie war Krassen doch eine überaus weise Person!

Matje that, zu Hause angekommen, die Kinder schnell in die Wiege und begann mit dem Besenstiel zu fegen. So hatte sie erst einigemale über den Fußboden gestrichen, als das eine Kind in der Wiege rief: „Ich bin so alt, wie die weite Welt, habe aber niemanden derartig fegen sehen.“ Matje schleuderte den Besen fort, riß das Otterbaanki (jetzt wußte sie, welches von beiden es war) aus der Wiege und setzte es zur Straßenthür hinaus.

So bekam sie ihr eigenes Kind wieder.

5) Über F. A. Louviers „Goethe als Kabbalist“ von Herrn Oberlehrer Dr. A. Sulzbach.

„Im Auslegen seid ihr frisch und munter,
Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter."

Auf keinen ist dieses Wort wohl mit mehr Recht anzuwenden, als auf den Mann, der sich rühmt, den wahren Weg in der Goetheforschung gefunden und alle übrigen Erklärer siegreich überwunden zu haben, auf F. A. Louvier, den Verfasser der „Sphinx locuta est" (Berlin 1887) und des neuesten „Goethe als Kabbalist" (Berlin 1892). Es ist erstaunlich, was der Verfasser alles in den Faust hineingelegt und dann herausgelesen hat, und wie er es versteht, dem Leser die Anerkennung seiner Findigkeit abzuzwingen, — aber weiter auch nichts. Wenn die Prämissen nicht so durchlöchert wären, dann könnten die Resultate sich behaupten, aber dort fehlt es; abgesehen von der grundlegenden und obersten Voraussetzung, eine wahre Dichtung entströme so ganz und voll dem Dichtergemüte, quelle aus dem innersten Herzen heraus, wisse nichts von Finessen, die mit wohlüberlegter Wortvertauschung anderes sagen, als was sie sagen will, eine Voraussetzung, die hier vollkommen verneint wird: enthält das Werk solche Ungeheuerlichkeiten, die nur genannt zu werden brauchen, um als solche erkannt zu werden.

Das Faustwerk hat nach der Ansicht Louviers eine vierfache Bedeutung: eine poetische, eine philosophische, eine kulturhistorische und eine kabbalistische. Alle diese vier Bedeutungen kommen zu gleicher Zeit zur Geltung, die Erklärung muß daher auch eine vierfache, und notwendiger Weise muß daher auch die Dichtung mit Rücksicht auf diese vierfache Bedeutung entworfen sein. In seinem ersten Werk „Sphinx locuta est" war der Verfasser bis zur kabbalistischen Deutung noch nicht vorgedrungen; diese hat er erst nach schwerem Bemühen in dem vorliegenden niedergelegt. Wie ist nun seine Forschung, was sind seine Resultate?

Der Faust, so erläutert der Verfasser, ist außer einem Rätselbuch, wie es ja sein erstes Werk bewiesen habe, ein Geheimbuch; Goethe hat sich kabbalistischer Griffe bedient, um ein solches Buch zu schaffen: ein Geheimbuch ist aber, so äußert sich der Verfasser, „nicht ganz ohne Hinterlist, und seine Waffe ist ein klein wenig — Sophisterei, denn es verleitet fortwährend zu Trugschlüssen. Das Rätselbuch sagt uns offen, was es ist, und dient großen Kindern

zum geistigen Spiel; sein schlimmes Gegenstück, das Geheimbuch, ist nicht so offen: „es könnte selbst den klügsten Mann bethören“..... „Das Geheimbuch gleicht dem Wegelagerer, der sich hinter einer Statue oder einem anderen Bilde, verbirgt; es läßt den ahnungslosen Wanderer an sich vorübergehen, und niemand ahnt sein Dasein; stürzt es (?) aber einmal hervor, so fällt es (?) mit seiner Sophistik selbst den Denker an und stürzt ihn zu Boden, sodaß das arme Opfer, halb zur Besinnung gelangt, vermuten muß, entweder auf den Kopf gefallen zu sein oder geschlafen zu haben.“ Da nun Goethe ein solches Geheimbuch geschaffen, so hat er, mit anderen Worten, die Welt genasführt; ja er hat es dadurch noch ärger getrieben, daß er den Schlüssel für diese Geheimnisse mit in das Buch niedergelegt hat, nach dem man sich nur zu bücken braucht, um ihn aufzuheben: der Verfasser hat sich richtig gebückt und ihn aufgehoben und schließt nun ein geheimes Schubfach nach dem anderen auf. Wie muß sich der alte Schalk oben im Paradiese oder auf dem Sirius vor Lachen geschüttelt haben, wenn er sah, wie sich bisher die Menschenkinder von ihm haben düpieren lassen; ich fürchte, der Herr Louvier hat mit seinen Entdeckungen und Schlüsseln dem alten Herrn die Freude verdorben.

Schon in der „Sphinx locuta est“ wird der Grundsatz aufgestellt, daß Goethe für seinen „Faust“ sich eine eigene Sprache geschaffen habe. Gewöhnliche Menschen glauben, daß ein Dichterwerk nur dann einer besonderen Erklärung bedarf, wenn der Dichter sich dunkel ausdrückt, wenn der Zusammenhang unklar ist u. dgl. Die Goetheerklärung hat nun auch da eingesetzt, wo diese Schwierigkeiten sich zeigen: da aber eine Erklärung zu versuchen, wo der Dichter einfach und schlicht erzählt, das ist noch niemanden eingefallen. Wenn man z. B. vom Osterspaziergang liest, so wird man doch sicherlich nicht bei der Stadt und der fröhlichen Menge, die sich aus den Mauern ins Freie hinausdrängt, auf eine besondere Erklärung warten, was denn wohl das alles bedeuten solle. Nicht so Louvier, er will die einfache Bedeutung nicht hinwegleugnen, aber noch ein tieferer Sinn soll in den Worten liegen. Denn die Worte bedeuten nicht das, wofür sie im gewöhnlichen Leben gelten, alles ist Symbol, Allegorie, oder nenne man es, wie man wolle.

Die Stadt ist der Kopf, die Mauer die Hirnschale, die Menschen die Gedanken u. s. w. Das ist eben die Goethesprache; so geht es durch das ganze Buch hindurch, wahrlich eine schwierige Arbeit das zu stande zu bringen, aber noch eine schwierigere, das in sich aufzunehmen und ohne bedenkliche Störungen zu verdauen. Manche scharfsinnige und geistvolle Lösung wirklicher dunkeler Stellen und Rätsel heben nicht über das Unbehagen hinweg, das die Lektüre des Buches im ganzen und großen bereitet. Wenn Ludwig Geiger dieses Buch in einer Besprechung eine „Blasphemie“ nennt, so ist er, falls er damit sagen wollte, der Dichter sei durch dieses Werk verhöhnt worden, zu weit gegangen: eine Blasphemie ist es nicht; es ist eine Verirrung, die nicht für Goethe, aber für den Verfasser bedauerlich ist.

Wie der Verfasser nun in seinem ersten Werke eine Goethesprache konstruiert, so hier im vorliegenden eine kabbalistische Sprache, deren sich Goethe bedient habe, und auf welcher die ganze Darstellung und Erklärungsweise des vorliegenden Buches beruhe. So ist Goethe nicht ein Kabbalist in dem Sinne, daß er geheime Wissenschaft getrieben und mit dieser geheimen Wissenschaft allerhand Furchtbares angestellt hätte: er habe vielmehr die kabbalistische Erklärungsweise für seinen „Faust“ dahin angewendet, daß er durch Wortverdrehung die Menschen genarrt und auf den Forscher gewartet habe, der den Schlüssel zu seiner kabbalistischen Geheimschrift entdecke.

Wie ist nun das kabbalistische Wissen des Verfassers beschaffen? Es ist doch zu erwarten, daß er es in dieser Geheimlehre zu etwas gebracht, da er sich auf sie beruft und ihre Erklärungsweisen und Deutungen auf den „Faust“ anwendet. Nun hat der Verfasser allerdings einen Artikel in Hamburgers „Real-Encyklopädie des Talmud“ nachgelesen, aber leider sehr wenig davon verstanden und das Meiste mißverstanden. Vor allen Dingen verwechselt er Kabbala mit Exegese; jede logische Schlußfolgerung wird unter seinen Händen zur Kabbala, zu einer „rostigen Waffe“; von der Anwendung dieser Regeln hat er eine merkwürdige Vorstellung, wie ich weiterhin zeigen werde. Wie unwissenschaftlich der Verfasser verfährt, zeigt sich gleich bei Wiedergabe der in der Ham-

burgerischen Encyklopädie aufgestellten Regeln. Hamburger schreibt: „Die Normen der Exegeten sind folgende;" hierzu macht der Verfasser die Bemerkung: „Weil der Ausdruck „Norm" für diese kabbalistischen Regeln sich findet, erklärt sich II, Vers 3712: „Du regest dich nach ew'gen Normen"; d. h. die Faustforschung, Homunkulus, bewegt sich entsprechend diesen alten rabbinischen Regeln oder Normen." Also weil Hamburger im Jahre 1866, denn da erschien die erste Auflage seiner Encyklopädie, sich des Wortes Norm bei Aufzählung der Regeln der Exegese bedient, und nicht „Regel" oder besser noch „Grundsatz" schreibt, darum hat Goethe im Jahre 1810 oder 12, oder vielleicht noch früher, auch „Norm" geschrieben; es ist klar, Goethe war ein vorahnender Prophet. Einen schlagenderen Beweis für das geringe Verständnis, oder besser für das Unverständnis des Verfassers von dieser sogenannten Kabbalistik als das eben Gesagte giebt es nicht. Das Wort „Norm" geradezu als notwendiges Requisit für die ursprünglich hebräisch geschriebenen exegetischen Regeln anzusehen, sagt mehr als man zu beweisen nötig hätte.

Das ganze Buch ist nun auf dem System der Rückübersetzung aufgebaut; dem Verfasser ist dies die kabbalistische Sprache. Hierzu nun einige Beispiele: „Zelt", griech. Skene, Rückübersetzung: Auftritt, Szene; wo also Goethe „Zelt" schreibt, kann auch „Szene" verstanden werden. — Hier, griech. Hieros, Rückübersetzung: Heil; „hier" bedeutet also „Heil". — Mütter, hebr. Immoth, Rückübersetzung: Anfangsbuchstaben. — Ars, Kunst, das erstere Wort mit stärkerem Zischlaut gesprochen, ergiebt Hinterteil, also „Hinterteil" = „Kunst". — Gott, Deus, Goethe. — Herr Hans = Don Juan, = Oper von Mozart. — Theophrast = Theos Phraster, Goethe-Zeiger. — Narr, griech. Moros, der Kabbalist Morus. Daß in diesem Schema auch Zar als hebr. neu erwähnt wird, entzieht sich meinem Verständnis, da ein solches hebräisches Wort nicht existiert; wie aber Faust und Nous eins und dasselbe ist, das hat der Verfasser durch einen Gedankensprung fertig gebracht, der dem größten Seilkünstler zur Ehre gereichen würde.

Das alles soll auf kabbalistischer Erklärungsweise beruhen, solches will der Verfasser in Hamburgers Encyklopädie gelesen haben. Es ist traurig, daß er seine einzige deutsch geschriebene Quelle für die jüdische Exegese nicht verstanden hat.

Nach alter Weise der Worterklärung, wie wir sie bei Griechen und Römern späterer Zeit, im Mittelalter bei den Grammatikern und Scholastikern, später noch bei Bibelforschern, wie z. B. bei Carpzovius, finden, die zwei gleichklingende Wörter in zwei verschiedenen Sprachen für verwandt ansah und eines durch das andere zu deuten versuchte, wird auch bisweilen in den talmudischen Schriften ein hebräisches Wort durch ein griechisches erklärt, wie z. B. das hebräische hen, „siehe", durch das griechische ἕνα, „eins". Oder es wird ein in den Volksgebrauch oder in die Rechtssprache übergegangenes lateinisches, bezw. griechisches Wort durch hebräische ähnlich klingende Wörter aufgelöst, ganz nach der Weise alter etymologischer Deutung. Letzteres sollte namentlich dazu dienen dem Volke das Fremdwort verständlich zu machen. So wird z. B. das Epikomon, Nachtisch, durch die Wörter der aramäischen Umgangssprache „Aphiku monaichu" „Entfernt das Tischgeschirr", das Wort Hypotheke durch: Apo tehe kai „es stehe für dieses" erklärt. Ferner wird die Bedeutung eines dunkeln Wortes durch Vergleich in einer fremdsprachlichen Übersetzung gefunden. A ist ein unbekanntes, B ein bekanntes Wort: nun findet sich, daß die chaldäische Bibelübersetzung beide Wörter durch dieselbe Übersetzung wiedergiebt, folglich müssen A und B Synonyme sein. Daraus macht nun der Verfasser seine famose Rückübersetzung, die kabbalistische Sprache Goethes, und wie er so alles aus allem macht, werden wir bald sehen.

Um die Verirrungen des Verfassers nachzuweisen, sollen nur einige Proben seiner Deutungsweise, seiner Art und Weise der Anwendung der sogenannten kabbalistischen Deutungsregel hervorgehoben werden; alle Fehler aufzudecken, dazu müßte man ein ebenso dickes Buch wie das des Verfassers schreiben.

Es steht bei ihm fest, daß Goethe eine Menge von Zauberwörtern oder Schlüsseln durch den Faust hin verstreut hat, mit deren Anwendung die richtige Lösung dunkler Stellen gefunden

werden kann. Eines dieser Zauberwörter ist das Wort Nu, welches im „Faust“ II, Vers 6009 ff. niedergelegt sein soll:

Mich däucht, er will ein Zeichen haben u. s. w (S. 24)

Es soll dies ein Rätsel darstellen, dessen Auflösung das „Wörterbuch von Adelung und Campe“ sein soll. Adelung ist der Adler, Campe der Greif. Der Greif kann sich nicht mit dem Adler messen, Campe habe nämlich ein Plagiat an Adelung begangen, indem er in seinem Wörterbuch den Artikel „Nu“ aus jenem abschrieb, allerdings nicht wörtlich, aber in Reihenfolge, Inhalt und an Beispielen. Jeder Kenner von Wörterbüchern weiß, was das besagen will. Louvier will auf diese Lösung durch das wiederholte: „Gieb acht“ gekommen sein; „gieb acht“ bedeutet nämlich: „nun bemerke“ und dieses heißt „Bemerke Nun“. Der Verfasser substituiert sich also das Wort „nun“, denn in diesem „gieb acht“ steht nichts von „nun“, um daran seine Entdeckung zu hängen. Ferner heißt es in diesen Versen: „im gleichen Nu“; wollte man dieses „Nu“ als „Nun“ oder Zeitpunkt auffassen, so wäre das undeutsch und unlogisch, denn alle Punkte (Zeitpunkte oder Ortspunkte) sind ohne Ausdehnung und daher einander „gleich“; es müßte in diesem Falle „in demselben Nu“ heißen; folglich kann im gleichen „Nu“ nur den gleichen Artikel „Nu“ im Wörterbuche bedeuten.

Herr Louvier scheint bei diesen Expektorationen nicht mehr daran gedacht zu haben, daß die wortwörtliche Auffassung des Textes neben den anderen Deutungen auch aufrecht gehalten werden solle, daß seine Absicht garnicht dahingehe, diese zu leugnen; soll dies aber gelten, so hätte Goethe mit dem „gleichen Nu“ sich undeutsch und unlogisch ausgedrückt, wenn es überhaupt undeutsch und unlogisch wäre. Will denn aber auch weiter der Verfasser alle diejenigen einer unlogischen Schreibweise zeihen, welche von gleicher Zeit und gleicher Stunde sprechen, obwohl doch Zeit immer gleich Zeit, und Stunde immer gleich Stunde ist? Ich gehe auf die weiteren Deuteleien dieses sogenannten Rätsels nicht ein, sie sind für mich irrelevant, ich will nur den „Nu“-Unfug, der sich noch weiter breit macht, verfolgen. Der Verfasser legt sich dann selbst die Frage vor, was denn Goethe mit diesem Rätsel

eigentlich gewollt? Er wollte durch sein Greifrätsel auf das oft vorkommende Zauberwort „Nu“ aufmerksam machen.

Dieses Wort hat nämlich eine wahre Proteusgestalt: es erscheint im Faust in der französischen Bedeutung nous, „wir“, in der griechischen νοῦς, „Verstand“, und nebenbei auch als deutsches Wort. Man muß nur zu lesen verstehen. Aus diesen Voraussetzungen soll nun auf kabbalistischem Wege bewiesen werden, was bereits der Verfasser durch die Faustsprache in seiner „Sphinx“ bewiesen hat, daß Faust den Verstand im Menschen bedeute.

Faust II, Vers 1951: Weh uns, wehe! Nu im Nu!
„ 1952: Da habt ihr's nun, mit Narren sich beladen
„ 1955: Hier lieg', Unseliger, verführt
Zu schwergelöstem Liebesbande;
Wen Helena paralysiert,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande.

Diese Schlußverse aus dem 1. und Anfangsverse aus dem 2. Akt werden nun folgendermaßen durch das „Zauberwort“ Nun gelöst.

Dieses Zauberwort erscheine zwei Mal im Text als Nun und Nu; das Wort Nu in Vers 1961 sei geradezu im Deutschen ganz unkorrekt, außer wenn Goethe plattdeutsch reden wollte, ([!!] der Verfasser setzt zu dieser geistreichen, von Sprachverständnis zeugenden Äußerung, die nichts davon weiß, daß Goethe nicht selten Worte süddeutscher Mundart und besonders Frankfurter in seinen Werken angewendet hat, zwei Ausrufungszeichen; ich setze noch zwei dazu für den Herrn Verfasser): so nehme er, der Verfasser, es für irgend ein Fremdwort, entweder für das französische nous oder das griechische νοῦς. Zunächst französisch, wegen der gleichklingenden Aussprache. Nous heißt aber „wir“, zu einem „wir“ gehören aber mindestens zwei, oder ein Paar, also ein Liebesband, folglich: „Nun lieg' Unseliger verführt (d. h. übersetzt) zu schwerem Liebesbande (= nous, wir); diese an Faust gerichteten Worte sagen nun ganz deutlich „er selbst ist übersetzt (verführt) in ein Liebesband, nämlich in das Wort nous“. Nous ist aber griechisch νοῦς, der Verstand, also Faust ist der Verstand; q. e. d.!

Der Verfasser begnügt sich jedoch nicht mit dem Gefundenen: er will auch beweisen, und mit kühnem Sprung schwingt er sich von Vers 1955 bis zum Vers 5626, um sich eine Unterstützung für seinen „Faustverstand“ zu holen. Es sind die Verse, in welchen Mephisto dem Faust den Rat giebt, den Krieg als Gelegenheit zu benutzen, dem Kaiser sich nützlich zu erweisen, um über seine Ländereien die Lehensherrschaft zu erlangen:

„Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu;
Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu.“

Faust versteht Mephisto im ersten Augenblick nicht, weiß nicht, worauf er zielt und ruft ärgerlich aus:

„Mit solchem Rätselkram verschone mich!
Und kurz und gut, was soll's? Erkläre dich!“

Und Mephisto erklärt sich ganz ausführlich, setzt seine Meinung so deutlich auseinander, daß jede Spur rätselhafter Andeutung geschwunden ist. Es dürfte wohl keine zweite Stelle im „Faust“ geben, die so wenig dunkel ist, wie diese, d. h. für gewöhnliche Menschenkinder, die gewohnt sind, das einfach zu nehmen, was einfach lautet, und die nicht hinter jedem Wort, das Goethe geschrieben, den Schalksnarren suchen. So hat bisher niemand in dem Worte „Fauste“ etwas anderes als den Vokativ von „Faustus“ erkannt, doch wie haben wir uns jammervoll geirrt! Fauste ist nichts anderes als der Imperativ eines neugebildeten Verbums „fausten“, heißt soviel, wie „packe“; das wäre nun allerdings viel weniger deutsch als das vom Verfasser beanstandete „nu“; ferner dürfte der große Anfangsbuchstabe Bedenken erregen — aber da haben wir ja gerade den echten Teufelskerl, den Goethe, wie er die armen Menschen am Narrenseil herumführt, und es darf noch als ein Glück für die Menschheit gepriesen werden, daß an der Neige des Jahrhunderts ein Denker auftritt, der seinen eigenen Weg geht und sich nicht in das Narrenseil, an dem die übrige Menschheit bisher gegängelt worden, einspannen läßt, und die Welt aus dem Banne, in dem sie bis jetzt gelegen, befreit. Also: Packe Nun, d. h. packe du Verstand, so spricht Mephisto kabbalistisch zu Faust, dieser antwortet aber ebenso kabbalistisch: „Mit solchem Rätselkram verschone mich“, d. h. löse nicht mich

auf solche Weise kabbalistisch mit Hilfe des Nu, sondern statt meiner: Erkläre dich! dich, Mephisto, selber erkläre also!" Nun wissen wirs, auch die Schauspieler werden es wissen und auf dem Theater nicht mehr: „Erkläre dich!", sondern: „Erkläre dich!" sprechen.

Ein anderes Zauberwort ist „hier", das, was als sehr beweiskräftig für diese Annahme gelten soll, über 200 Mal im Faust vorkommt. Es ist ein kleines Wort. „Ich darf mein Wort nicht brechen" (II 1575); es ist so klein, daß es der Setzer nicht brechen, nicht teilen kann. Allerdings heißt es „ich darf", doch darf ist nach der kabbalistischen Norm: „Lies nicht so wie geschrieben steht" soviel wie kann. Nun, leider versteht Louvier diese sogenannte kabbalistische Form nicht, die nur eine einfach exegetische ist. Da die alten Kodices ohne Vokalzeichen oder diakritische Punkte geschrieben sind, so kann durch Vokalwechsel, der ja in diesem Falle bei der Lesung möglich ist oder durch Versetzung des diakritischen Punktes über dem S-Laut, der alsdann in Sch verwandelt wird, noch bessere Erklärung des Wortes leicht möglich sein. Daß ein anderes Wort für ein gegebenes substituiert werde, geschieht nur auf Grund einer vorhandenen Variante oder zu dem Zweck, einen anstößigen Ausdruck bei der öffentlichen Vorlesung zu mildern. Wenn nun Mephistopheles erwidert: „Unsinnig war's, leichtsinnig zu versprechen", so ist hier wieder von dem kleinen Zauberwort die Rede, das so klein ist, daß man leicht darüber hinwegsprechen könne.

„Hier" ist nun auch der Schlüssel, vermittelst dessen Faust zu den Müttern gelangen soll, da Mephistopheles sagt: „Hier ist der Schlüssel" (II, 1647), d. h. der Schlüssel ist das „Hier"; diese Deutung soll sich auf die eben gehörte kabbalistische Regel stützen, die sogar auch auf die Betonung Einfluß üben soll. Was Louvier davon versteht, haben wir eben gehört. Es kommt aber noch besser: Faust spricht:

„Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?" (II 1653.)

Jeder hat bisher unschwer diesen Satz dahin verstanden, daß Faust vor dem Wort „Mütter" schaudert, und nun fragend ausruft: „Was ist das Wort u. s. w.", d. h. was bedeutet das Wort

wohl, daß es ihm Schauder erregt, eine Frage, die natürlich keine Antwort erwartet. Nach Louvier muß man aber lesen: Was ist u. s. w., es ist demnach eine Frage, auf welche Faust Antwort erwartet, die er aber nicht erhält; doch sie kommt, wenn auch sehr spät, im Verse 6620, volle fünftausend Verse weiterhin, in einer Szene, die mit der obigen gar nichts zu thun hat. Wer hat bis jetzt das „Von hier aus" des Mephistopheles und die einfallende Rede Fausts: „Das verfluchte hier! Das eben leidig lastet mir" nicht leicht verstanden? Wer hat darin nicht den Schmerz des Faust erkannt, von hier, von dem Platze aus, auf dem er steht, in seinem Besitze im Ausblick gestört zu sein? Doch Louvier giebt sich mit solchen Kleinigkeiten nicht zufrieden; das hier ist die 5000 Verse nachhinkende Antwort auf die Frage des Faust, was das für ein Wort sei, das ihn schaudern mache, „das verfluchte Hier!" Liegt darin noch Verstand? Gewiß nicht, aber die kabbalistische Regel: „Es giebt kein Vorher und Nachher in der Thora" begründet diese Erklärung. Louvier beruft sich auf sie, hat aber wieder einmal einen glänzenden Unbefähigungsnachweis geführt. „Es giebt kein Vorher und Nachher in der Thora" heißt: die Erzählungen im Pentateuch sind nicht überall chronologisch geordnet, das Vorher und Nachher ist kein Beweis, daß die Thatsachen auch in solcher Reihenfolge sich ereignet haben müssen. Wie z. B. von der Ankunft Jethros im Lager in der Wüste schon vor der Gesetzgebung erzählt wird, obwohl diese erst, wie manche annehmen, nach der Gesetzgebung stattfand. Daß zwischen Frage und Antwort hundert Seiten liegen, oder der Zusammenhang einer Begebenheit so zerrissen sein könnte, solches Unding wird nirgends behauptet.

Die Papiergeldszene ist gewiß leicht verständlich: sehen wir was Louvier mit Hilfe des Schlüssels „Hier" daraus gemacht hat.

Unter dem Kaiser sei der Leipziger Verlagsbuchhändler Philipp Erasmus Reich verstanden. Der Kaiser erklärt seinen eigenen Namen für gefälscht, denn er sagt Vers 1452: „Wer fälschte „Hier" des Kaisers Namenszug?" Hier ist aber nichts anderes als die Umkehrung des Namens Reich (h und ch werden gleich gerechnet), also ist der Namenszug gefälscht; wiederum aber ein Merk für den Schauspieler, den Ton auf das Wort „hier" zu

legen. In der langen Rede des Schatzmeisters kommt nun das Wort hier in folgenden Bedeutungen vor: in der deutschen, in der französischen als hier, gestern; in der griechischen als ἱερός, heilig; in der lateinischen als Sanctus, dann als das deutsche Heil und Wohl. Mehr kann man nicht verlangen.

Vers 1455: „Hast selbst es unterschrieben, erst heute Nacht": „Heute Nacht" = gestern = hier (französisch).

„ 1457: „Gewähre dir das hohe Festvergnügen, des Volkes Heil mit wenig Federzügen"; hohes Fest = Kirchfest; Festvergnügen = Kirchenmusik = Sanctus = ἱερος. — Volk = Griechen, diese aber brauchen für Hier nur drei Buchstaben, also „wenig Federzüge".

Darum hat der Schatzmeister recht, wenn er sagt „in dieser Nacht" (= gestern = hier) wird es „durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht"; denn in dem Französischen kommt im h eine Art Spiritus hinzu, im Griechischen vertausendfacht aber ein Spiritus den Zahlenwert des Buchstabens. Doch es sei genug mit dem Zauberwort „Hier"; mit Beweisen widerlegen kann man den geistreichen Unsinn nicht.

Diese Belege geben hinlänglich Zeugnis für die Art und Weise der kabbalistischen Erklärung, mit welcher Louvier den Goethischen Faust erklären will; wir brauchen auf die weiteren Fälle nicht einzugehen. Nur kurz sei einiges angedeutet: „In diesem Wust von Raserei" (I, 1986: Hexenküche) steckt ein Kabbalist, nämlich der berühmte jüdische Exeget Raschi (Raser), der nebenbei bemerkt nichtsweniger als Kabbalist war; dieser Raschi steckt nun auch in dem „raschen Fleiß (II 6893) und in dem raschen Wirken" (II 3712). Das nicht schwer verständliche: „Vor solchen (Sphinxen) hat einst Oedipus gestanden, vor solchen (Sirenen) krümmte sich Ulyß in hänfenen Banden" (II 2573) muß natürlich umgedeutet werden: Oedipus ist Burnouf, (?)[1]) der die

[1]) Hier ein sehr großes Fragezeichen, da sich Louvier's Gelehrsamkeit hier glänzend beweist. Burnouf, den Goethe gemeint haben könnte, war ein Forscher in den klassischen Sprachen; die zwei Burnouf jedoch, die sich in den orientalischen Sprachen hervorthaten, können nicht gemeint sein, denn der eine trat mit seiner ersten Schrift erst 1826 hervor, der andere wurde erst 1821 geboren; beide jedoch haben mit den Keilschriften nichts zu thun, der eine war Pali-, der andere Sanskritforscher.

Keilschrift enträtselte, „diese alt-persische Sphinx“ (giebt es keine, so macht man eine), Ulyß ist Seume, der „vielgewanderte“, „der in seinen Poesien mit den Reimen, also den Vokalen, nicht recht fertig werden konnte“. Die Sirenen bedeuten nämlich Vokale.

Auch Jean Paul erscheint im zweiten Teile des Faust, denn Vers 214 heißt es: „Er lügt sich ein, so lang es geht“: nun hat aber Jean Paul seine ersten Werke nicht unter seinem Familiennamen, Richter, geschrieben, hat sich also eingelogen; das „schafft er uns zu Hof willkommene Gaben“ bezieht sich zweifellos auf Richters Wohnort, Hof in Bayern.

„Man spricht, wie man mir Nachricht gab, von keinem Graben, doch vom „Grab““ (II 6945): das bezieht sich auf Chr. Dietr. Grabbe.

Paris und Helena bedeuten Empire und Republik; aus diesem Vergleich aber nur eins: „Ein kühner Heldenmann, umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann. Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor. Entführt er sie wohl gar?“ (II 1926.) Der kühne Heldenmann ist Napoleon, der die Helena, Republik, hoch erhebt, indem er sie zur Monarchie macht; das konnte er aber nur durch Unterstützung des Mitgliedes des Direktoriums, der Napoleon zum General gemacht hatte, durch Barras, denn bras ist Arm, barras der verstärkte oder gestärkte Arm.

Es ließe sich noch vieles ebenso Drolliges anführen, doch ich will, um zum Schluß zu kommen, nur noch die Stelle hervorheben, in welcher Louvier die Weisung für den Weg gefunden hat, den die wahren Erklärer Goethes einzuschlagen haben.

Der Bibelvers, den Mephisto dem Schüler ins Stammbuch schreibt, giebt die Weisung: „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum“; Goethe schreibt absichtlich nicht „Dii“ nach der Vulgata, denn sicherlich hat der Dichter, um genau zu zitieren, vor dem Niederschreiben dieses Satzes die Bibel nachgeschlagen, sondern Deus; deus heißt aber in der Goethesprache „Goethe“, niemals dii, und so heißt denn dieser Satz: „Ihr Fausterklärer werdet erst klug werden, wie Goethe selber, wenn ihr erkennt, was im Faustwerk „positiv“ und was „negativ“ ist, nämlich Dr. Faust positiv und Mephisto negativ.“ Louvier aber hat dies erkannt, folglich

ist er klug und zwar so klug wie Goethe, und vielleicht noch klüger als Goethe, denn gewiß hat er sehr viel im Faust erkannt, was Goethe selbst nicht erkannt hat, und mit dieser Anerkennung Louviers will ich meine Betrachtung über diese große Kalauerei schließen, ohne auf dessen Selbstironie, die in Vischers drittem Teile des Faust als „Steinzwänger" ehrend erwähnt zu sein glaubt näher einzugehen.

Nur noch eine allgemeine Bemerkung. Louvier erhebt einmal gegen seine Kritiker die Bemerkung, daß man seine Erklärungen nicht durch Beweise widerlegt habe; ich glaube nun bewiesen zu haben, daß seine ganze sogenannte kabbalistische Erklärungsweise auf falscher Grundlage beruht, da er von der wirklichen Erklärungsart der Kabbala auch nicht die leiseste Ahnung hat. Übrigens giebt es Dinge, die durch Beweise nicht widerlegt werden können: wenn man mit Hilfe von Sprachverrenkung und Sprachverdrehung zu Werke geht, dann hört jeder Gegenbeweis auf; wenn mir jemand sagt: „Tisch, ist nicht Tisch, sondern ein Waschbecken", dann kann ich nicht weiter mit ihm streiten; jeder Beweis würde an dem Umstande zu schanden werden, daß wir uns nicht mehr verstehen, daß jener eine ganz andere Sprache redet, als ich und meine Sprachgenossen. Sollte man aber glauben, jedem Denkenden müßten doch die Ungeheuerlichkeiten Louviers als das erscheinen, was sie sind, und es bedürfte gar nicht der Mühe, ihnen überhaupt entgegenzutreten: so irrt man sich sehr, auch er hat seine andächtige und gläubige, wenn auch nur kleine, Gemeinde; aber wer bürgt dafür, daß in unserer Zeit exzentrischer Gefühls- und Denkungsart, an der Neige unseres Jahrhunderts, die so reich an pathologischen Erscheinungen ist, sich diese Gemeinde nicht vergrößere und eine Gefahr für unsere Litteratur in Erkenntnis und Hervorbringung werde, daß das ungesunde Verständnis nicht auch ungesundes Schrifttum erzeuge? Denn mit der von Louvier angebahnten Wortverrenkung und Wortvertauschung kann das Geistvollste erniedrigt und das Gemeinste verklärt werden, und darum ist es, da ja ohnehin die Fausterklärung schon sehr bedenkliche Blüten gezeitigt hat, wie Professor Kochs Umschau in der Goethelitteratur (Berichte des Freien Deutschen

Hochstiftes 1892, Heft 3—4) nachweist, Pflicht, derartigen Auswüchsen, wie sie das Louviersche Werk an den Markt bringt, mit Ernst entgegenzutreten.

---

2. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Baier, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt, als Schriftführer Herrn Dr. Ziehen.

In dieser Sektion sprachen am

30. November: Herr Oberlehrer Hauschild über „Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen im Lateinischen und Griechischen“.

14. Dezember: Herr Dr. Ziehen über „Cicero im Bürgerkriege“.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Cicero im Bürgerkriege von Herrn Dr. J. Ziehen.

Unsere Kenntnis des römischen Bürgerkrieges vom Jahre 49/48 ist sehr ungleichmäßig; während sie inbezug auf die äußeren militärischen Vorgänge durch die Untersuchungen v. Gölers, Stoffels, Heuzeys, Tissots, Schneiders u. a. so weit gefördert ist, daß viel neue Resultate kaum noch zu erwarten sind, so ist es mit unserer Kenntnis der inneren politischen Vorgänge jener Jahre noch sehr schlecht bestellt, wie ein Blick z. B. auf ihre neueste eingehendere Darstellung — ich meine die Ihnes im 7. Band seiner Römischen Geschichte — jedem Unbefangenen zeigen wird. Erklärlich freilich ist dieses Mißverhältnis: für die militärischen Vorgänge besitzen wir an Cäsars Memoiren eine trotz gelegentlicher tendenziöser Entstellung doch in ihrer Klarheit einzigartige Quelle; für

die innere Geschichte jener Zeit sind wir auf Ciceros Briefe angewiesen, Aktenstücke allerdings von mindestens gleichem Quellenwert wie Cäsars genannte Schrift ihn hat, aber eine Quelle, deren Benutzung durch zahlreiche Umstände in ganz besonderer Weise erschwert ist.

Die Wichtigkeit einer Korrespondenz ist ja naturgemäß in erster Linie durch die Bedeutung der Persönlichkeit bestimmt, um die sie sich gruppiert; daß Cicero im Jahre 49 die wichtige Rolle eines Vermittlers zwischen Cäsar und Pompeius gespielt hat, bedarf nach Nissens maßgebenden, neuerdings von O. E. Schmidt wieder aufgenommenen Darlegungen nicht mehr des Beweises.[1]) In wie unbilliger Weise man z. T. diesen Vermittlungsversuchen des Cicero den Charakter der Lächerlichkeit zu geben bestrebt war, lehrt namentlich die Art, wie Mommsen die drei Stellen der Korrespondenz mit Attikus verwertet, an denen Cicero erst um Zusendung der Schrift des Demetrios Magnes περὶ ὁμονοίας bittet, dann ihre Rücksendung anzeigt: „Selbst M. Cicero überzeugte sich endlich, daß er seiner Bürgerpflicht nicht ausreichend damit genüge, wenn er eine Abhandlung über die Eintracht schreibe“ (M. III⁷ 408)! Läßt sich aus den Äußerungen Ciceros wirklich nichts Anderes entnehmen? Ist es wirklich begründet, wenn auf Grund dieser Stellen Cicero einem anderen modernen Historiker das Musterbild verbissener abstruser Studierstubenpolitik geworden ist? Ich denke, man thut nicht gut, jene auf die Schrift des Demetrios bezüglichen Stellen ohne weiteres mit den Äußerungen Ciceros in seiner Korrespondenz zusammenzuwerfen, in denen er das Bedürfnis verrät, in Notlagen seines Lebens Trost bei seinen Büchern zu suchen (z. B. ad XII 14, 3; 18, 1; cf. auch X 14, 2). Die Schrift des Demetrios will er offenbar zu einem durchaus praktischen

---

[1]) Nur inbezug auf die Stelle ad fam. VIII 17, 1 und ihre Verwertung darf ich mir vielleicht erlauben, eine etwas abweichende Ansicht hier vorzutragen; ich glaube, daß das Part. Praes. proficiscens uns zwingt, die Lesart Ariminum, die neben Arimino und Arimini wie es scheint auch überliefert ist, zu bevorzugen. Wir würden dann den Besuch des Caelius bei Cicero in die Nacht nach dem 7. Januar zu setzen haben (vgl. Nissen, Hist. Zeitschrift X, S. 90).

Zwecke haben; er will offenbar zwar keine „Abhandlung“, wohl aber eine Flugschrift schreiben, wie wir ihnen in jener Zeit in großer Zahl begegnen; daß aus Schriften, wie die des Demetrios περὶ ὁμονοίας eine gewesen ist, wohl mancher Wink auch für die politische Praxis zu gewinnen war, dafür mag an Ciceros Amnestievorschläge in der Zeit nach Caesars Ermordung erinnert werden: derartiges Material, durchaus nicht völlig unverwendbar im praktischen politischen Leben einer späteren Zeit, war in solchen Schriften gesammelt; dies Verfahren, im Drange der Gegenwart Rat bei solchen Handbüchern zu holen, mag uns befremdlich sein, lächerlich ist es nicht.

Ihne steht durchaus nicht auf dem Boden der Drumann'schen Auffassung von Ciceros Persönlichkeit, die ja zum Glück neuerdings nicht mehr so viele Anhänger hat; es war also zu erwarten, daß er gerade für den hier in Frage stehenden Zeitraum auf dessen Korrespondenz das nötige Gewicht legen und sie für die innere Geschichte der Zeit vom März 49 bis zum August 48 entsprechend verwerten würde. Leider hat Ihne das nicht gethan. Wir wissen aus Ciceros Briefen an Attikus, wie sehr Cäsar sich bemüht hat, den einflußreichen Redner auf seine Seite zu ziehen;[2]) bei seiner Rückreise von Brundisium nach Rom besuchte er den Cicero in Formiae, um ihn zur Teilnahme an den Senatssitzungen zu bewegen. Warum diese eifrige Bemühung um den einen Mann? Ihne hätte besser gethan, statt allgemeiner Sätze und statt eines an sich recht schönen Zitates aus Shakespeare den Kern der Sache scharf zu bezeichnen. Die Schwierigkeit von Cäsars damaliger Situation lag, wie das Cicero selbst z. B. ad Att. VII 13a, 1 sehr richtig bemerkt, darin, daß die rechtsmäßigen Organe des Staatslebens fast alle in den Händen der Senatspartei waren, daß Cäsar „ohne Senat, ohne Magistrate nicht einmal eine Scheinhand-

[2]) ad Att. IX 6, 6, — es ist eine der für Caesars Verhalten gegenüber Cicero bezeichnenden Stellen — wird wohl zu lesen sein: Furnius ... nuntiat ... illum maiores mihi gratias agere: quam vellem! Zum Komparativ maiores im Sinne eines verstärkten Positivs, vergl. magis ad Att. XVI 3, 1, das maiorem in modum zahlreicher Empfehlungsbriefe, auch Bildungen wie θεώτερος, θηλύτερος, ὀρέστερος.

lung in gesetzlicher Form vornehmen konnte" (Cic. ad Att. a. a. O.). Nun die Pompejaner durch ihre Flucht nach Griechenland dem Gegner den Boden, den geheiligten Schauplatz des römischen Staatslebens überlassen hatten, mußte für Cäsar alles darauf ankommen, auf diesem glücklich eroberten Boden den in seiner Funktion unterbrochenen staatlichen Organismus wieder in Bewegung kommen zu lassen; vor allen Dingen mußte er einen Senat zu seiner Verfügung haben. Es ist interessant, aus Ciceros eigenem Berichte (ad Att. IX 18) zu erfahren, wie große Konzessionen Cäsar machte, um den einflußreichsten der damals noch in Italien weilenden römischen Staatsmänner zur Teilnahme an seinem Senate zu bewegen; erst als Cicero für den Fall seiner Teilnahme eine lange Apologie des Pompeius in Aussicht stellt, bricht Cäsar mit einem erregten „ego vero ista dici nolo" die Unterhandlung ab; er hat ihm später (ad Att. X 8 B) Neutralität angeboten und nach Pharsalos ihm seinen Anschluß an Pompeius gewiß besonders deshalb so bereitwillig verziehen, weil der Anschluß eines Mannes wie Cicero dem von Cäsar ins Leben gerufenen Staatsorganismus eine Art von Legitimität gab; „satis esse dixit si togatus urbana officia sibi praestitissem": entsprechend diesem Ausspruch, den Balbus (ad Att. IX 7 B, 2) von Cäsar hörte, hat Cäsar stets seine Gegner in den Dienst seiner Sache zu ziehen gesucht. Im April des Jahres 49 ist es Cäsar noch nicht in erwünschter Weise gelungen, die römische Staatsmaschine funktionieren zu lassen; zürnend und mißmutig verließ er die Stadt, und für die Niedergeschlagenheit, die unter seinen Anhängern herrschte, gibt Cic. ad Att. X 4 einen Beleg; erst im November 49, namentlich durch die Wahl der Konsuln, erreichte er sein Ziel, die Pompejaner gelten nunmehr als ausgeschieden aus dem römischen Staatsorganismus, die legalen Beamten waren in Rom gewählt worden. Daß im April die Senatssitzung nicht nach Cäsars Wunsch verlief, dazu wird Ciceros ablehnende Haltung sehr wesentlich mitgewirkt haben; Eindruck machte diese Haltung sicherlich. Am 16. April schrieb Cäsar von seiner Reise aus „permotus hominum fama" einen neuen Brief an Cicero, in dem er ihn nunmehr wenigstens um Neutralität bittet; dabei ließ er den gefährlichen Mann streng überwachen,

und namentlich Antonius erregte durch seine wenig rücksichtsvolle Ausführung dieser Befehle Cäsars des Redners höchsten Zorn.[3])

Für Cicero folgte nach Cäsars Entfernung jene traurige Zeit des Schwankens, aus der, sehr zum Glück für unsere Kenntnis der Geschichte jener Tage, aber ihm selbst lange Zeit zum Schaden in den Augen der Nachwelt so zahlreiche intime Herzensergüsse von ihm enthalten sind; es sind ja namentlich die Briefe dieser Zeit, bei deren Verwertung für Ciceros Charakterbild man gut thut, des Mannes eigene Worte zu beherzigen (ad Att. VIII 14, 2): ego tecum tamquam mecum loquor: quis autem est, tanta quidem de re, quin varie secum ipse disputet. Man darf diese Briefe nicht dazu benutzen, im Drumannschen Stile aus ihrem Schreiber ein Zerrbild jämmerlichen Wankelmutes und vollendeter Charakterlosigkeit zu machen. Man soll freilich nun auch im Gegensatze zu dieser Drumannischen Methode nicht dazu kommen, mit Aly Leben Ciceros S. 186 zu behaupten: daß „Privatbriefe, die durch einen Zufall der Nachwelt erhalten werden, nun und nimmer als geschichtliche Dokumente angesehen werden können". Warum nicht als geschichtliche Dokumente? im Gegenteil, als sehr wertvolle sogar; man muß sie nur verständig benutzen und vor allem darin unterscheiden, was in ihnen abstrakter Herzenserguß, was daneben konkretes Material für die Geschichte ihrer Zeit ist. Und gerade die Briefe der hier in Frage stehenden Monate bieten sehr konkretes historisches Material, mehr noch vielleicht als die in einer überraschend ähnlichen Situation geschriebenen und darum vielfache Analogien bietenden Briefe aus der Zeit nach Cäsars Ermordung. Warum Ihne es für völlig überflüssig gehalten hat, die zahlreichen Andeutungen, die wir über die damaligen Vorgänge in Italien aus Ciceros Briefen erhalten, für seine Geschichtserzählung zu ver-

[3]) Namentlich der zweite Brief, der uns von Antonius aus dieser Zeit erhalten ist, versetzte durch seinen kurzen und barschen Ton den Redner in die höchste Aufregung; er teilt ihn seinem Atticus mit: habes σκυτάλην Λακωνικήν. omnino excipiam hominem? (— so mit? statt des Punktes wird an der Stelle, ad Att. X 10, 3, gewiß zu lesen sein; vergl. ad Att. X 8, 5: omnino potui? wo nicht mit Esenberg statt dessen ein non einzuschieben ist, und XIII 42, 3 ad templum effandum eatur?

werten, ist mir unverständlich. Freilich weiß ich für die fünf eigentümlichen Stellen in Ciceros Korrespondenz, an denen er seine Überlegungen und Pläne in Anspielung auf eine nicht erhaltene briefliche Äußerung des Attikus mit dem Namen eines Caelius in Verbindung bringt, auch heute keine anderen Erklärungen vorzubringen, als die in den Ephemerides Tullianae (S. 24 ff.) vorgetragenen. Doch ist soviel sicher, daß Cicero gerade in der Zeit, wo unglückliche Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatze einliefen, wo auch in Italien selbst, zum Teil sogar in dem Heere, eine für Cäsar ungünstige Stimmung herrschte, ernstlich den Gedanken erwog, eine Schilderhebung gegen den abwesenden Feind zu veranstalten, und, etwa ähnlich wie Domitius es faktisch gethan hat, den Pompejanern Streitkräfte aus Italien zuzuführen. Am 12. Mai begab er sich, „um jedem Verdacht wegen seiner Abreise oder seines anderweitigen Planes vorzubeugen", auf das zurückgezogenere (vergl. dazu ad Att. XV 13, 6) Pompeianum; als dort nur drei Kohorten sich ihm zur Verfügung stellten, so bewirkte dies zusammen mit ungünstigen Nachrichten, die gerade damals z. B. von Cato eingetroffen waren, daß Cicero seine kriegerischen Pläne aufgab, nur noch an eine Abreise von Italien als Einzelner dachte. Es ist kein Wunder, daß wir für alle diese Pläne Ciceros und für alle diese Vorgänge nur auf wenige Anspielungen in seiner Korrespondenz angewiesen sind; die strenge Überwachung des Verkehrs in Italien nötigte zur Vorsicht und die sonderbare Geheimsprache, die mit dem Namen des Caelius ins Werk gesetzt ist, war eben mit veranlaßt durch die Furcht vor Entdeckung. Immerhin bleibt, was wir da aus Ciceros Korrespondenz entnehmen können, ein nicht unwichtiges Stück der inneren Geschichte jener Zeit, wesentlich auch für das Verständnis des Cäliusaufstandes und der Unruhen unter Dolabella, und keinenfalls durfte Ihne (vergl. s. Darstell. S. 121) über all dies mit Stillschweigen hinweggehen.

Von Ciceros Leben nach seiner Abfahrt von Italien bis zur Schlacht bei Pharsalos ist uns wenig bekannt. Plutarch (c. 38) giebt einige Bonmots des Redners aus dieser Zeit und hebt hervor, daß Pompeius ihn bei seinen Unternehmungen wenig heranzog. Daß Cicero in der That im Lager der Pompejaner sich wenig

wohl fühlte, geht aus mehreren Stellen späterer Briefe von ihm mit Sicherheit hervor. Doch sollte man die Wichtigkeit auch seiner damaligen Stellung nicht unterschätzen: nicht nur, daß man ihm nach der Schlacht bei Pharsalos den Oberbefehl über das Heer anbot, beweist sein damaliges Ansehen; wichtiger noch ist in diesem Betracht ein Brief, den M. Caelius Rufus Ende Januar 48[4]) an Cicero ins pompejanische Lager richtete (ad fam. VIII 17): im leidenschaftlichsten Tone geschrieben, enthält er die Mitteilung der Umtriebe, die der frühere Anhänger Cäsars damals im Interesse der pompejanischen Partei in Italien gemacht hatte, enthält Vorwürfe über das unthätige Verhalten der Pompejaner in Griechenland, sowie in unverkennbaren Anspielungen die Aufforderung, die eben geschilderte Lage in Italien, doch wohl zu einer militärischen Diversion dorthin, zu benutzen. Daß ein Brief, der derartiges enthält, nicht ein rhetorischer Übungsversuch des leidenschaftlichen jungen Mannes ist, sondern sehr praktische Zwecke verfolgt, bedarf nicht ausdrücklicher Hervorhebung; wenn dem aber so ist, so gewinnt nicht nur der Aufstand des Caelius, den Ihne S. 28 f. mit wenigen Worten beiläufig erledigt, eine ganz andere größere Bedeutung, sondern daneben ist beachtenswert, daß es auch hier wieder Cicero ist, dem Caelius seine bei der militärischen Sachlage zu Anfang des Jahres 48 durchaus nicht so ganz abenteuerlichen Pläne vorträgt.

---

[4]) Zur Zeitbestimmung vergl. Ephem. Tullianae, Budapest 1887, S. 42 ff. Die in der genannten Schrift von mir versuchte chronologische Bestimmung der Ereignisse des Jahres 48 bis zur Schlacht bei Pharsalos ist neuerdings von G. Unger in Fleckeisens Jahrbüchern 1890, S. 491 ff. angefochten worden. Die Bezeichnung der jahreszeitlichen Verhältnisse ist nirgends in der Überlieferung so klar, daß sie sich meines Erachtens mit Erfolg für die Chronologie verwerten läßt: wenn ich sie aus diesem Grunde unverwertet ließ, so ist damit doch, wie mir scheint, keine Verwechselung julianischer und vorjulianischer Monate begangen. Die Schwierigkeit, die meinen chronologischen Ansätzen im Wege stand, Cäsars Ausdruck multi menses für einen Zeitraum von gegen zwei Monaten, verlor an Bedeutung, wenn wir erwogen, daß Cäsar hier, wie öfters sonst, die chronologischen Verhältnisse aufs raffinierteste zu vertuschen sucht; freilich darf man demgegenüber nicht mit Sätzen aus der Anthropologie der Naturvölker operieren, wie Herr Unger, dem multi aus dem Grunde mindestens fünf bedeuten muß, weil „die geringste von der Natur gegebene Vielheit in der Zahl der Finger enthalten ist“.

2. Die Verbindung finiter und infiniter Verbalformen desselben Stammes von Herrn Oberlehrer Hauschild.

Bei Gelegenheit der Sammlung von Beispielen für die Verwendung des Reimes in Bibelsprachen [1]) hatte der Vortragende beobachtet, daß im hebräischen Original eine syntaktische Struktur in vielen Fällen ungesucht den Reim ergab. Diese Struktur ist die durch nichts getrennte Verbindung des Infinitivus absolutus mit einer finiten Form desselben Verbs beziehungsweise desselben Verbalstammes. Wo bei ihr die finite Verbalform endungslos auftritt, da liegt meist voller Verbindungsreim vor; so beim starken Verbum in Verbindungen wie malok timlok; sällem jəsällem; häqreb täqreb (juss.); himmaleт 'himmaleт. Beim sogenannten schwachen Verbum ist diese reimende Zusammenstellung noch häufiger möglich; man vergleiche bôs jebôs, (bîn jabîn); näces jənäces, gares jəgares; hägged tägged (juss.), haper japer; himmôl jimmôl, he'haßep je'haßep ɪc.[2])

Wenn nun aber diese Verbindung schon im Hebräischen nur mit endungslosen Verbalformen einen Reim ergab, so mußte sie im Griechischen und Lateinischen wegen der hier durchgängig auftretenden Personalendungen reimlos werden, selbst wenn sie wörtlich hätte wiedergegeben werden können.

Letzteres aber scheint nicht der Fall gewesen zu sein; denn von den etwa 500 Fällen, welche A. Rieder in seiner Inaugural-Dissertation [3]) aus dem Hebräischen des Alten Testaments für diese Verbindung anführt, weist der Text der LXX [4]) nur ein Beispiel nach, wo auch im Griechischen der finiten Verbalform ihr Infinitiv vorausgeht; es steht Jos. 17, 13: vəhôres lō hôrîsû = ἐξολοθρεῦσαι δὲ αὐτοὺς οὐκ ἐξωλόθρευσαν. Kühners „ausführliche Grammatik der griechischen Sprache" läßt, wenn man aus ihrem

[1]) S. Jahrgang 1888, Heft 2 f.

[2]) Die Transskription ist die der 9. Auflage von Seffers hebräischer Grammatik mit Ausnahme der dagessierten Buchstaben und der Vokalunterschiede.

[3]) Die Verbindung des Infinitivus absolutus u. s. w. Leipzig 1872.

[4]) Von mir zitiert nach der Ausgabe Glichi. Venedig 1822.

Schweigen einen Schluß ziehen darf, den Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Verbindung überhaupt nicht zu.

Für das Lateinische giebt Perizonius in seiner Ausgabe der Minerva des Francisco Sanchez zu Exod. 3, 7 videre vidi als Übersetzung von ra'ho ra'hîtî. Ob das ein Zitat aus der vorhieronymianischen Bibel ist, war vorläufig nicht zu ermitteln, da der Vortragende für die sogenannte Itala nur Tertullian, Cyprian und die Übersetzungen zu Justin und Irenäus zur Hand hatte.[5] Alle diese drücken unsere Verbindung in der erwähnten Stelle anders aus, ebenso die Vulgata. Doch ist es nicht unmöglich, daß sich diese Struktur in der Itala wörtlich so wiedergegeben findet, da sie in der lateinischen Volkssprache ebenso vorhanden gewesen zu sein scheint, wie in der deutschen;[6] wenigstens lesen wir bei Plautus: domum properare properas — pergin vero pergere? — meminisse ut memineris.[7] Liegt sie doch der Form nach selbst noch in Ciceros videre videor vor! (Lael. 12, 41 u. a.)

Wie hat sich nun die griechische und lateinische Übersetzung des Alten Testaments mit diesem Hebraismus abgefunden? Hat sie ihn wenigstens der Bedeutung nach auszudrücken vermocht oder versucht? Und wenn, in welcher Weise ist sie ihm in beiden Fällen gerecht geworden? — Das waren die Fragen, deren Beantwortung der Hauptteil des Vortrages gewidmet war.

Hierfür muß man sich folgendes[8]) über die Bedeutung und den Gebrauch des hebräischen inf. abs. vergegenwärtigen:

1) er dient „zur Hervorhebung des Verbalbegriffs in abstracto, d. h. er benennt eine Handlung (resp. einen Zustand) ohne

---

[5]) Die Sammelwerke von Sabatier und Bianchini sind in Frankfurt überhaupt nicht aufzutreiben.

[6]) Für das Deutsche führte Herr Professor Wolff — wie Rieder a. a. O. S. 27 — an: „gehen geht er."

[7]) Vergl. Kühners Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache unter „Pleonasmus 3".

[8]) Nach Gesenius-Kautzsch hebräischer Grammatik, 25. Auflage, S. 336 ff., vergl. auch S. 353 f.

Rücksicht auf ihren oder ihre Urheber, sowie auf die Tempus- und Modusverhältnisse, unter denen sie stattfindet";

2) im Anschluß an irgend eine Form des Verbum finitum dient er „zur näheren Beschreibung des Modus oder der begleitenden (namentlich auch der zeitlichen und räumlichen) Umstände, unter denen eine Handlung oder ein Zustand stattgefunden hat, resp. stattfindet oder stattfinden wird";

3) in unmittelbarer Verbindung mit dem Verbum finitum vom gleichen Stamme dient er „einer Näherbestimmung oder Verstärkung des Verbalbegriffs in mannigfaltigen Nüanzierungen". Diese unmittelbar mit verb. fin. verbundenen inff. absoll. gehören nach Gesenius (a. a. O. S. 329 o.) „streng genommen in den Bereich des sogenannten schema etymologicum, d. h. sie sind Objekte des betreffenden Verbum finitum; nur daß der inf. abs. (als nomen abstractum) mehr die Thatsächlichkeit oder Energie der Handlung, das eigentliche Nomen dagegen das Produkt[9]) der Thätigkeit hervorhebt".

Von besonderer Wichtigkeit für die Bedeutung ist hierbei die Stellung des inf. abs.; denn a) vor dem Verbum soll er mehr „die Gewißheit oder die Nachdrücklichkeit und Vollständigkeit eines Geschehens", wohl auch einen Gegensatz hervorheben, b) nach dem Verbum soll er — namentlich in Verbindung mit Infinitiven und Partizipien — dies zwar auch thun, besonders aber „die längere Fortdauer der Handlung" ausdrücken: letzteres namentlich dann, wenn ihm noch ein zweiter inf. abs. koordiniert ist, welcher „dann eine begleitende oder gegensätzliche Handlung oder auch das Ziel" ausdrückt, bis zu dessen Erreichung die Haupthandlung fortgesetzt wird.

Ebenso wie für die Übersetzer diese verschiedene Stellung im großen und ganzen von keinem besonderen Belang gewesen zu sein scheint, so findet auch Gesenius-Kautzsch den durch sie ausgedrückten Bedeutungsunterschied nicht groß genug, um nicht beide Erscheinungsformen dem Bereiche der figura etymologica mit der oben (unter 3) angegebenen Beschränkung zuzuweisen.

---

[9]) Wir würden noch hinzusetzen: „oder den Inhalt".

Dagegen schließt Rieder a. a. O. und in einer später erschienenen Miszelle zu demselben Gegenstande[10]) den vor das verb. fin. gestellten inf. abs. nicht mit Unrecht von dem Bereiche der figura etymologica überhaupt aus, wenn anders Lobeck[11]) und Kühner[12]) Recht haben mit der Behauptung, daß „die Verbindung eines Verbs mit einem stammverwandten Nomen nicht eine Verstärkung, sondern eine Verengerung des Verbalbegriffs“ hervorbringe, resp. daß „der sinnverwandte Kasus dem allgemeinen Begriffe des Verbs eine bestimmte Sphäre“ zuweise. Mit Recht bezeichnet er bei dieser Verbindung den inf. abs. als den „ursprünglichen Bestandteil, zu dem das verb. fin. eigentlich nur als Appendix hinzutritt“, während die Rolle des Appendix der inf. abs. übernimmt, wenn er nach dem verb. fin., als dem dann ursprünglichen Bestandteile der Verbindung, steht. Denn hier „ordnet sich der inf. abs. dem verb. fin. gewissermaßen als Objekt unter und gewinnt dadurch den Wert eines Nomens, wie ja denn auch zuweilen statt des inf. abs. geradezu ein Substantivum gleichen Stammes mit dem verb. fin. verbunden und beinahe[13]) in demselben Sinne gebraucht erscheint, wie die Verbindung des verb. fin. mit dem inf. abs. Es fällt also diese Verbindung nahezu mit der zusammen, in welcher zu einem Verbum das Substantivum gleichen Etymons tritt, eine Verbindung, in welcher, wie Ewald (Grammatik [3] § 486) bemerkt, der Verbalbegriff aus sich selbst d. h. vermittelst eines Abstraktum sich beschränkt und erklärt“.

I. Beschränken wir den Umfang der fig. etym., wie es doch eigentlich der damit in Verbindung gesetzte Begriff des inneren oder absoluten Objekts verlangt, auf die Verbindung eines Akkusativ mit einem gleichstämmigen Verb, so zeigt uns deren geringes Vorkommen in den Übersetzungen, daß unsere Struktur für die Übersetzer in der That wenig mit der fig. etym.

---

[10]) Quae ad syntaxin Hebraicam-afferantur. Gumbinnen, Programm des Gymnasiums. 1884.

[11]) Paralipomena II, S. 501 ff.

[12]) Griechische Grammatik [2], II, § 410, 1 f.; lateinische Grammatik II, § 72, 1 f.

[13]) S. auch Gesenius-Kautzsch a. a. O. S. 331, Note 3.

in diesem Sinne zu thun gehabt hat. Denn sie begegnet uns nur in folgenden Stellen: Deut. 15, 8 = δάνειον δανειεῖς = fenus fenerabis (T.)[14]; ib. 14 ἐφόδιον ἐφοδιάσεις; Jer. 23, 32 ὠφέλειαν οὐκ ὠφελήσουσιν; Num. 27, 7 δόμα δώσεις und ἔδωκεν (2 Sam. 19, 43); Deut. 14, 22 δεκάτην ἀποδεκατώσεις und —σω (Gen. 28, 22); Sach. 7, 5 νηστείαν νενηστεύκατε = ieiunium ieiunastis (V.); Ex. 22, 25 ἐνεχύρασμα ἐνεχυράσῃς und ἐνεχυρασμὸν οὐκ ἐνεχύρασε; Ex. 21, 22 ἐπιζήμιον ζημιωθήσεται; Jer. 50, 34 κρίσιν κρινεῖ und ἔκριναν κρίσιν = iudicium non iudicaverunt (Jer. 5, 28) und κρίσιν κρίνειν (Gen. 19, 9: inf. nachgest.); Gen. 50, 15 ἀνταπόδομα ἀνταποδῷ; Jer. 31, 17 ἀκοὴν ἤκουσα (lat. s. u.); Job. 37, 2 (inf. nachg.) ἄκουε ἀκοήν = audite auditionem (V.); Dan. 10, 3 ἄλειμμα οὐκ ἠλειψάμην (lat. s. u.); Num. 23, 11 εὐλόγηκας εὐλογίαν (inf. nachg.); Ez. 25, 12 (do.) ἐκδικῆσαι ἐκδίκησιν und ἐξεδίκησαν δίκην; 2 Sam. 19, 43 ἄρσιν ἦρεν; Num. 11, 32 (inf. nachg.) ἔψυξαν ψυγμούς. Hierher gehört auch Dan. 11, 13 ἐπελεύσεται εἰσόδια und, obgleich das Substantiv mit einer Präposition verbunden ist, Lev. 7, 24 εἰς βρῶσιν οὐ βρωθήσεται. Als adjektivisches Nomen im Akkusativ tritt nur ἀθῷος auf in Jer. 46, 28 und Nah. 1, 3: ἀθῷον οὐκ ἀθωώσω (—σει) σε. Die Vulgata bietet als selbständige Übersetzung zu Jes. 6, 9 videte visionem (inf. nachg.); sie hat auch ein rapinam non rapuerit, wozu mir die Belegstelle entfallen ist. (Ez. 18, 16 steht auch im Hebräischen ein Substantiv).

II. Erweitert man den Begriff der fig. etym., wozu man ja in formaler Hinsicht ein Recht hat, auf die Verbindung eines anderen Kasus mit einem gleichstämmigen Verb, so nimmt die Zahl der Fälle, wo die Übersetzungen unsere Struktur durch die fig. etym. ausdrücken zu wollen scheinen, gleich ganz bedeutend zu. Dieser Kasus ist im Griechischen der Dativ,[15]) im Lateinischen der Ablativ.[16]) Wenn man aber bedenkt, 1) daß dann „eine

---

[14]) Ju. = Justinus (ed. Otto); Ir. = Irenaeus (ed. Stieren); T. = Tertullianus (ed. Öhler); C. = Cyprianus (ed. Hartel); V. = Vulgata (ed. Verdussen).

[15]) Kühner, Griech. Gramm.² II, § 410, Anm. 4.

[16]) Kühner, Lat. Gramm. I, § 72, Anm. 1.

durchaus verschiedene Anschauung stattfindet, indem der Dativ resp. Ablativ den Grund, das Mittel oder die Art und Weise angiebt"; 2) daß durch die auch hierbei gewöhnlich erfolgende Hinzusetzung einer attributiven Bestimmung „der Verbalbegriff nicht so vollendet, so abgeschlossen, so unzweideutig wird",[17]) wie es bei unserer Struktur im Hebräischen der Fall ist; 3) daß die Grammatik der besseren außerbiblischen Gräzität oder Latinität hierbei nur intransitive oder passive Verben durchgehen läßt: so werden wir die Übertragung unserer Struktur durch einen nominalen Dativ resp. Ablativ mit gleichstämmigem Verb gleichfalls nicht als eine Form dieser fig. etym. bezeichnen können. Denn sie läßt eben (ad 3) nicht bloß intransitive oder passive Verben zu; sie verbindet (ad 2) ihre Substantive nie mit einem Attribut und braucht (ad 1) nicht so aufgefaßt zu werden, als ob sie kausale, instrumentale oder modale Angaben mache. Doch soll nicht verkannt werden, daß diese Übertragung, wenn man von letzterer Auffassung aus an sie herantreten zu müssen meint, auch dann noch dem Sinne des hebräischen Originals weit näher kommt, als die mit dem Akkusativ. Denn wenn einer „mit Vernichtung vernichtet", so vernichtet er völlig; wenn einer „mit Gehör hört", so hört er aufmerksam; wenn einer „mit Wiedergabe wiedergiebt", so giebt er gewiß wieder; wenn einer „mit Verlust verliert", so verliert er stark u. s. w. So betrachtet, muß zunächst diese Übertragung als eine sinnentsprechende bezeichnet werden. Sie tritt in folgenden Verbindungen auf:

A. Das genau entsprechende verb. fin. steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Ind. Präs.: γνώσει γ. (Jer. 40, 14), πτώσει π. (Jud. 20, 39); b) im Fut. α) aktiver Form: ἐκβολῇ ἐ. (Ex. 11, 1), θανάτῳ θανατώσομεν (Jud. 15, 13), —σεις (Jer. 38, 15), ταφῇ θάψετε (Deut. 21, 23) = sepultura sepelietis (T.), καθαρισμῷ οὐ κ. (Ex. 34, 7), προςοχθίσματι π. (Deut. 7, 26), ἀναθέματι ἀ. (ib. 20, 17), ἀποστροφῇ ἀ. (ib. 22, 1. 31, 18: lat. s. u.), ἀποστολῇ ἀ. (ib. 22, 7), ἀποδόσει ἀ. (ib. 24, 13) = redditione reddes (T.), δεσμῷ δ. (Jud. 15, 13), μιάνσει μ. (Lev. 13,44), ἐλεγμῷ ἐ. (ib. 19, 17) =

[17]) Rieder, Die Verbindung u. s. w. S. 25.

traductione traduces (T.), ἀφανισμῷ ἀ. (Deut. 7, 2), ἀπωλείᾳ ἀ. (Deut. 12, 2) = perditione perdetis (T.), θελήσει θ. (Ez. 18, 23), φερνῇ φ. (Ex. 22, 15), ἀνομίᾳ ἀ. (Deut. 31, 29), ἐξουδενώσει ἐ. (Cant. 8, 7), πτέρνῃ π. (Jer. 9, 3 (4); lat. s. u.), ἀκοῇ ἀκούσετε (Jes. 6, 9: inf. nachg.) = aure audietis (C.; V. s. u.), ἐξαρῶ ἐξάρσει καὶ ἀπωλείᾳ (Jer. 12, 17: inf. nachg.) = evellam evulsione et perditione (V.); β) medialer Form: ἀγαλλιάσει ἀγαλλιάσονται (Ps. 132, 16) = exsultatione exsultabunt (V.), ζωῇ ζήσεται (Ez. 18, 9 u. ö.) = vita vivet (V.), φυγῇ φεύξεται (Job. 27, 22; lat. s. u.), θανάτῳ ἀποθανεῖσθε (Gen. 3, 4 u. ö.) = morte moriemini (V.); c) im Ind. Aor.: κλαυθμῷ ἔ. (Jes. 30, 19; lat. s. u.), διαλύσει δ. (Neh. 1, 7), ταραχῇ ἐ. (Jud. 11, 35), ἐπιθυμίᾳ ἐ. (Gen. 31 30) cf. Tert. zu Luc. 22, 15 = concupiscentia concupivi, ταλαιπωρίᾳ ἐ. (Mich. 2, 4; lat. s. u.), ὅρκῳ ὤ. (Ex. 13, 19), εὐλογίαις εὐ. (Jos. 24, 10); d) im Conj. Aor.: θανάτῳ μὴ θανατώσητε (1 Reg. 3, 26), ἀκοῇ ἀ. (Ex. 19, 5 u. ö.), κακίᾳ κ. (Ex. 22, 22), φυγῇ φ. (2 Sam. 18, 3); e) im Imper. Aor.: ἐκλείψει ἐκλιπέτω (Zeph. 1, 2) = defectione deficiet (C.), κλαύσατε κλ. (Jer. 22, 10: inf. nachg.).

Das genau entsprechende Verb steht 2) im Medium bezw. ist Deponens, und zwar a) im Fut.: ἀπωλείᾳ ἀ. (Deut. 4, 26 u. ö.), βδελύγματι βδελύξῃ (ib. 7, 26), ἐπισκοπῇ ἐ. (Gen. 50, 24 u. ö.), οἰωνισμῷ οἰωνίσεται und οἰωνεῖται (Gen. 44, 5. 15), μνείᾳ μνησθήσομαι (Jer. 31, 20 u. ö.), ἰάσεται ἰάσει (Jes. 19, 22: inf. nachg.); b) im Conj. Aor.: κατάραις καταράσῃ (Num. 23, 25), κοίτῃ κοιμηθῇ (Lev. 15, 24); c) im Perf.: ἐπισκοπῇ ἐπέσκεμμαι = visitatione visito (Iu. in Ex. 3, 16, V. s. u.).

Das genau entsprechende Verb steht 3) im Passivum und zwar a) im Imper. Präs.: θανάτῳ θανατούσθω (Num. 15, 35 u. ö.) = morte moriatur (V.); b) im Fut.: πράσει οὐ πραθήσεται (Deut. 21, 14: lat. s. u.), παραδόσει π. (Jer. 32, 4), συλλήψει σ. (Jer. 34, 3: lat. s. u.), ἐκτρίψει ἐκτριβ. (Num. 15, 31), λύτροις λ. (Num. 18, 15), φθορᾷ φθαρ. (Jes. 24, 3) = dissipatione dissipabitur (V.), ταραχῇ τ. (ib. 19) = confractione confringetur (V.), ἀπορίᾳ ἀπορηθήσεται (ib.) = commotione commovebitur (V.), ἐρημίᾳ ἐρημωθ. (Jes. 60, 12: lat. s. u.), εὐφροσύνῃ εὐφρανθ. (Jes. 61, 10: lat. s. u.); c) im Ind. Aor.: ἁλὶ ἁλίσθης (Ez. 16, 4) =

sale salita (V.), ἐν σπαργάνοις οὐκ ἐσπαργανώθης (ib.), ἀπαγγελίᾳ ἀπηγγέλη (Ruth 2, 11), κλοπῇ ἐ. (Gen. 40, 15); d) im Conj. Aor.: βρώσει βρωθῇ; e) im Perf.: λύτροις οὐ λ. (Lev. 19, 20: lat. s. u.)

B. Dasselbe Verbum, aber mit anderem Stamm in der finiten Form, steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Fut. α) aktiver Form: καθαιρέσει καθελεῖς (Ex. 23, 24); β) medialer Form: βρώσει φαγῇ (Gen. 2, 16); b) im Ind. Aor.: βρώσει ἐφάγομεν (2 Sam. 19, 43), καταβρώσει κατέφαγε (Gen. 31, 15), περιπτώματι περιέπεσον (2 Sam. 1, 6); c) im Conj. Aor.: ὑπερόψει ὑπερίδωσιν (Lev. 20, 4), vergl. hiermit (Num. 22, 30) ὑπεροράσει ὑπεριδοῦσα, wo unsere Struktur also sogar durch Substantiv und verb. infin. wiedergegeben ist; 2) im Medium und zwar im Conj. Aor.: διαχύσει διαχέηται; 3) im Passiv und zwar a) im Fut.: περιτομῇ περιτμηθήσεται (Gen. 17, 13), προνομῇ προνομευθήσεται (Jes. 24, 3: lat. s. u.); b) im Imp. Aor.: καθάρσει οὐ μὴ καθαρίσθητε (Jer. 25, 29).

C. Dasselbe Verbum, aber mit einer Präposition zusammengesetzt, steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Fut.: ἀλοιφῇ ἐξαλείψω (Ex. 17, 14) = deletione deleam (C.), ἀκοῇ εἰςακούσομαι (Ex. 22, 22 u. ö.); b) im Conj. Aor.: ἀκοῇ εἰςακούσητε (Deut. 11, 13 u. ö.); 2) im Medium, und zwar a) im Conj. Aor.: λήθῃ ἐπιλάθῃ (Deut. 8, 19); 3) im Passiv und zwar a) im Fut.: δίκῃ ἐκδικηθήσεται (Ex. 21, 20), φθορᾷ καταφθαρήσῃ (Ex. 18, 18).

D. Dasselbe Verbum, aber das Substantiv mit einer Präposition zusammengesetzt, steht in διαμαρτυρίᾳ μεμαρτύρηται (Gen. 43, 3).

E. Das Verbum ist weitergebildet oder überhaupt anderen Stammes, und steht 1) im Aktiv, und zwar a) im Imper. Präs.: θανάτῳ τελευτάτω (Ex. 21, 17) = morte moriatur (V.), λίθοις λιθοβολείτω (Lev. 24, 16); b) im Fut.: λιθοβολήσουσιν ἐν λίθοις (Deut. 13, 10), θανάτῳ τελευτήσει (Ex. 19, 12 u. ö.) = morte morietur (V.), θ. ἀποκτενεῖτε (Ex. 22, 18) = morte moriatur (V.), πατάξει πληγῇ (Jes. 19, 22: inf. nachg.); c) im Conj. Aor.: ἐξόδῳ ἐξέλθῃ (Num. 35, 26), κακίᾳ κακοποιήσητε (1. Sam. 12, 25); d) im Imper. Aor.: ἀπόκτεινόν με ἀναιρέσει (Num. 11, 15: inf. nachg.); 2) im Passiv, und zwar a) im Fut.: λίθοις λιθοβοληθήσεται (Ex. 21, 28).

Rechnen wir zu den eben namentlich angeführten 95 Beispielen noch 28 hinzu, in welchen dieselbe Zusammenstellung sich wiederholt, so sehen wir, daß fast ein Viertel sämtlicher Stellen, in denen unsere Struktur sich findet (123:500), im Griechischen durch Dativ und Verb wiedergegeben ist. Es kann also — wenigstens für die biblische Gräzität — nicht aufrecht erhalten werden, was Kühner a. a. O. S. 265 hiervon sagt: „Jedoch ist diese Wortverbindung ungleich seltener.“ Wenn wir ferner die geringe Zahl der Stellen, in welchen Akkusativ und Verb verbunden sind, vergleichen mit der großen Zahl derer, welche Dativ und Verb aufweisen, so kann — wenigstens für die biblische Gräzität — auch das nicht richtig sein, was er a. a. O. S. 262 bemerkt: „Ob das Intransitiv mit dem Akkusative[18]) oder Dative verbunden wird, ist gleichviel.“ [19]) Soll aber die Richtigkeit dieser Behauptung unbestritten bleiben, dann kann diese Übertragung unserer Struktur auch deshalb nicht mit den von Kühner dort besprochenen Erscheinungen auf die gleiche Linie gestellt werden.

Nicht viel anders liegt die Sache für das Lateinische. Auch da erklärt es Kühner a. a. O. S. 208 zunächst für gleichgiltig, mit welchem Kasus das Intransitiv verbunden werde; dagegen sagt er a. a. O. S. 211: „In der Prosa ist es gewöhnlich“, daß „statt des Akkusativs auch der Ablativ gebraucht“ wird. Nun sind aber, ganz abgesehen davon, daß „zuweilen“ und „gewöhnlich“ sich ausschließen, von den hierfür beigebrachten 9 Beispielen 3 aus Plautus, 1 aus Katull, 1 aus Virgil, 1 aus Cicero, 3 aus Livius und 1 aus Seneka (Episteln)! Man wird hier also überhaupt wohl nicht von einer in der lateinischen Prosa „gewöhnlichen“ Erscheinung reden können; auch passen Beispiele wie laetamur amicorum laetitia aeque ut nostra (Cic. Fin. 1. 20, 67) selbst nicht zu dem von Kühner dort behandelten Gegenstande. Wird man also sein „gewöhnlich“ streichen müssen und nur „zuweilen“ für zulässig erklären dürfen, so wird man es auch begreiflich finden,

[18]) So ist doch wohl anstatt „Genitive“ zu lesen.

[19]) Das stimmt auch nicht recht zu dem folgenden Satze: „In keiner anderen Sprache hat sich der Gebrauch dieses Akkusativs so umfangreich und zugleich so ungemein sinnreich ausgebildet wie in der griechischen.“

daß in der biblischen Latinität die Beispiele für Ablativ und Verb gleichfalls nicht allzu häufig sind: decken sich hier doch nur 16 verschiedene Fälle und 5 Wiederholungen mit den erwähnten 95 beziehungsweise 123 aus dem Griechischen! Ich suche den Grund hierfür einmal in der im Lateinischen vorliegenden Schwierigkeit, solche Verbindungen ohne Attribut gebrauchen zu können: auch keines der von Kühner angeführten Beispiele entbehrt ein solches! Sodann muß wohl auch der allmählich eingetretene Widerwille gegen die damit verbundene Alliteration als dieser Übertragung hinderlich angesehen werden: es ist jedenfalls auffällig, daß von den obenstehenden 16 Fällen sich 8 finden, die nur in der Bibel vor Hieronymus so wiedergegeben wurden, während sie bei Hieronymus selbst eine einfachere oder andere Übertragung erfahren haben. Auch ist es gewiß nicht zufällig, daß sich 6 von diesen bei ihm ausgemerzten Verbindungen in dem Pentateuch finden, den Hieronymus hiernach mit besonderem humanistischem Interesse übersetzt, beziehungsweise mit besonderem puristischem Streben behandelt zu haben scheint. Denn aus dieser seiner Behandlungsweise der in Rede stehenden Verbindung geht klar hervor, daß sie der Klassizist nicht bloß als einen Gräzismus [20]) betrachtet, sondern auch als eine poetische Ausdrucksweise angesehen haben muß, die in lateinischen Prosawerken möglichst zu vermeiden war.

Um so mehr überrascht es uns zu sehen, daß sich Ablativ und Verb bei Hieronymus noch an einigen Stellen findet, wo die LXX unsere Struktur nicht durch Dativ und Verb ausgedrückt haben. Diese sind: A. mit genau entsprechendem Verb 1) im Aktiv: congregatione congregabo (Mich. 2, 12), auditu audieritis (Sach. 6, 15); hierher gehört auch memoria memor ero (Thr. 3, 20); 2) im Deponens: zelo zelatus sum (1. Reg. 19, 10), praevaricatione praevaricata est (Jer. 5, 11), oblivione obliviscar (Hos. 1, 6), fornicatione fornicati sunt (Hos. 4, 18); 3) im Passiv: aversione aversi fueritis (1. Reg. 9, 6), suffossione suffodietur (Jer. 51, 58), contritione conteretur (Jes. 24, 19), agitatione agitabitur (ib.),

---

[20]) S. Kühnast, Die Hauptpunkte der livianischen Syntax I, S. 141.

confusione non sunt confusi (Jer. 6, 15), unguento unctus sum (Dan. 10, 3; T.: oleo).

B. Mit verschiedenen Stämmen: 1) im Aktiv: separatione dividet (Jes. 56, 3), venatione ceperunt (Thr. 3, 52), lugeatis fletu (Jer. 22, 10) und lacrimis plorate (Mich. 1, 10), exultat gaudio (Prov. 23, 24); 2) im Passiv: ariditate siccabitur (Sach. 11, 17), depopulatione vastati sumus (Mich. 2, 4), adapertione pandentur (Nah. 3, 13), concisione lacerabuntur (Sach. 12, 3),[21]) vanitate seducti sumus (Neh. 1, 7), pavore solvetur (2. Sam. 17, 10).

Zeigen schon diese unabhängig vom Griechischen gebildeten Übertragungen, daß Hieronymus der Alliteration thunlichst aus dem Wege zu gehen bestrebt war, so ist das noch augenfälliger in den Übertragungen, wo Hieronymus Ablativ und Verb verschiedenen Stammes verbindet, während er sich hierzu doch eben so gut, wie die griechischen Übersetzer, gleichstämmiger Wörter hätte bedienen können. Auf diese Fälle wurde u. a. schon oben (S. 108) hingewiesen. Sie sind: (A, 3, b) vendere pecunia (Deut. 21, 14), prehensione capieris (Jer. 34, 3), solitudine vastabuntur (Jes. 60, 12); (A, 3, e) pretio redempta (Lev. 19, 20); (B, 3, a) direptione praedabitur (Jes. 24, 3); (E, 2, a) lapidibus obruetur, opprimetur (Ex. 21, 28; 19, 13) oder opprimet (Lev. 24, 16).[22])

III. Konnte schon die Wiedergabe unserer Struktur durch Dativ beziehungsweise Ablativ mit gleichstämmigem Verb als eine immerhin sinnentsprechende bezeichnet werden (s. o.), so verdient die folgende Übertragung diese Bezeichnung um so mehr, als sie sich auch in der Form dem hebräischen Originale nähert. Denn sie giebt die hebräische Nominalform des Verbs gleichfalls durch eine verbale Nominalform wieder. Diese kann aber, da nach dem oben (S. 99 f.) Gesagten vom Infinitiv nicht mehr die Rede sein kann, nur noch das Partizipium sein. Die griechischen Übersetzer würden damit nur einem Gebrauche gehuldigt haben, von

---

[21]) Man beachte, daß auch von diesen Beispielen keines dem Pentateuch angehört!

[22]) Tertullian und Cyprian drücken letztere Wendung z. B. durch lapidibus lapidabunt oder einfach durch lapidabunt aus.

dem Kühner[23]) sagt: „Ein eigentümlicher, aber echt griechischer Gebrauch der Partizipien besteht darin, daß neben dem Prädikate ein Partizip desselben Stammes und gleicher Bedeutung steht: ein Gebrauch, der ganz analog ist dem μάχην μάχεσθαι, φυγῇ φεύγειν u. s. f." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß letztere Bemerkung sich nur auf die formale Seite der Sache, die Verbindung gleichstämmiger Wörter zu mehr oder minder straffen Begriffseinheiten, beziehen soll, daß aber die behauptete vollständige Analogie nichts mit Sinn und Bedeutung solcher Verbindungen an sich zu thun haben kann. Sollte das dennoch angenommen werden, so würden wir aus den oben (S. 102 u. 104) angegebenen Gründen auch die nun zu besprechende Verbindung nicht als eine Form dieser fig. etym. bezeichnen können.

Auf jeden Fall kann auch im außerbiblischen Griechisch die Verbindung eines Partizips mit einer gleichstämmigen finiten Verbalform der Bedeutung nach nicht mit der eines Akkusativs und einer solchen Verbalform verglichen werden, wenigstens nicht, wenn es sich bei diesem Kasus nur um das Produkt der Thätigkeit, und nicht vielmehr um ihren Inhalt handeln soll. Eher kann mit dieser Verbindung schon die eines Dativs mit gleichstämmigem Verb der Bedeutung nach verglichen werden, weil auch das Partizip die Umstandsbestimmungen ausdrücken kann, welche durch diesen Kasus zu bezeichnen möglich ist (s. S. 104). Denn, wer „hörend hört", der hört gespannt, aufmerksam; wer „wiedergebend wiedergiebt", der giebt entweder fürwahr, sicherlich wieder oder er giebt sogleich, sofort wieder; wer „wissend weiß", der weiß wahrhaftig; wer „schwörend schwört", der schwört feierlich; wer „reinigend reinigt", der reinigt gründlich u. s. f. So sehen wir denn, um vorderhand nur ein Beispiel anzuführen, in der That neben das seltene ἀκοὴν ἀκούετε das häufige ἀκοῇ ἀκούετε, neben dieses aber das noch viel häufigere ἀκούοντες ἀκούετε treten: und letzteres mit Recht, denn weil es sich bei unserer hebräischen Struktur eben vielmehr um eine intensive Verstärkung des Verbalbegriffs überhaupt handelt,

---

[23]) Griech. Grammatik², II, § 490, 3.

als um adverbiale Bestimmungen der durch ihn ausgedrückten Zustände oder Thätigkeiten im besonderen, eben deshalb muß die unmittelbare Verbindung dieser nominalen Verbalform mit ihrem Verbum finitum als eine Übertragung bezeichnet werden, die dem Originale am nächsten kommt und seiner Bedeutung am meisten gerecht wird.

Um das zu erreichen, mußte aber das Partizip immer die erste Stelle in der Verbindung einnehmen, durfte es durch nichts von der Verbalform getrennt sein, selbst nichts sonst bestimmen und auch durch nichts sonst bestimmt sein, mußte es auf seine Bedeutung als besonderes Satzglied verzichten, d. h. den eigenen Einfluß aufgeben und fremden abwehren. Von allem, was es hatte, bleibt ihm nur noch die Motionsfähigkeit, insofern es sich in Genus und Numerus nach der Verbalperson richten muß; alles andere, Rektionsfähigkeit und Bestimmbarkeit, sind ihm bei dieser Verbindung in der Übertragung der LXX genommen: es ist wirklich, soweit das überhaupt möglich war, der starre Verbalbegriff, der Verbalbegriff in abstracto geworden.

Soweit ist es aber mit diesem Gebrauch des Partizips in der außerbiblischen Gräzität nicht gekommen, wenn man sich auf die von Kühner a. a. O. hierfür angeführten Beispiele verlassen darf: sie hat auch für diese Erscheinung mehr nur die Unterlage gebildet, den Ausgangspunkt angegeben. Denn dort 1) nimmt es nicht immer die erste Stelle ein, 2) erscheint es auch im Akkusativ (mit Infinitiv), 3) kann es rektionsfähig sein, 4) kann es Umstandsbestimmungen bei sich haben, 5) wird es vom Verb getrennt, 6) kann es stets als adverbiale Nebenbestimmung aufgefaßt und in einen Nebensatz aufgelöst werden, ohne daß Pleonasmus oder gar Tautologie vorläge, und endlich 7) schränkt das verb. fin. durch Zusammensetzung zuweilen auch den im Partizip liegenden Allgemeinbegriff des Verbums ein.

Die lateinische Bibelübersetzung hat auch diese griechische Übertragung unserer Struktur sich zu eigen gemacht, freilich ohne in der außerbiblischen Latinität auch nur die geringste Unterlage oder Handhabe hierfür zu besitzen. Hieraus erklärt sich auch die weiter unten zu besprechende Stellungnahme des Hieronymus zu

dieser befremdlichen Übertragung. Ehe ich auf diese eingehe, werde ich die griechischen Beispiele so vorführen, daß die temporale Zugehörigkeit der Partizipien den äußeren Einteilungsgrund abgiebt, die verba finita aber wie oben angeordnet werden. Der Kürze halber wird für Partizipien und Verbalformen der Infinitiv das Stichwort bilden.

I. Participium praesentis Activi.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im Aktiv, a) im Imperfektum: ἐξαίρειν (Jud. 1, 28); b) im Futurum, α) aktiver Form: ἀνοίγειν (Deut. 15, 8 u. ö.) = aperiens aperies (T.), ἀνιστάναι (Deut. 22, 4), ἐξαποστέλλειν (1. R. 11, 22), ποιεῖν (Jer. 44, 17 u. ö.) = facientes faciemus (V. u. ö.), καλύπτειν (Ez. 44, 20; lat. s. u.), ἀγοράζειν (1. Chr. 21, 24), συντρίβειν (Ex. 23, 24), διδόναι (Deut. 15, 10), καθιστάναι (Deut. 17, 15), ἀνακάμπτειν (Jer. 3, 1), βλέπειν (Jes. 6, 9: inf. nachg.) = videntes videbitis (C.), βασιλεύειν (Gen. 37, 8 u. ö.), κυριεύειν (ib.), πληθύνειν (Gen. 3, 16) = multiplicans multiplicabo (C.); so auch V. in Gen. 16, 10, διαῤῥήσσειν (1. Reg. 11, 11), ὀλοθρεύειν (Jos. 3, 10), εὐλογεῖν (Deut. 15, 4) = benedicens benedicat (T.), V. in Ps. 132, 15 = benedicens benedicam, παραδιδόναι (2. Sam. 5, 19; lat. s. u.), σώζειν (Jer. 39, 18; lat. s. u.), λαλεῖν (Ex. 4, 14), ἀπαγγέλλειν (1. Sam. 22, 22), ἀναγγέλλειν, παραβάλλειν, ἐλεεῖν (Jer. 31, 20; lat. s. u.), ἐκζητεῖν (Deut. 23, 22) = inquirens requiret (C.), ἐκπορνεύειν (Hos. 1, 2) = fornicans fornicabitur (V.), ἀθετεῖν (Jes. 48, 8) = praevaricans praevaricaberis (V.); β) medialer Form: φυλάσσειν (Deut. 6, 17), ἐμπαίζειν, καταλαμβάνειν (1. Sam. 30, 8), γιγνώσκειν (Gen 15, 13; lat. s. u.); c) im Aor., 1) Aktiv, α) Indic.: ἀποδοκιμάζειν (Jer. 14, 19; lat. s. u.), πολεμεῖν (Jud. 11, 25), ἀπατᾶν, ἀθετεῖν, παροργίζειν (2. Sam. 12, 14), μισεῖν (Jud. 15, 2), ἁγιάζειν (Jud. 17, 3; lat. s. u.), ποιεῖν (Jer. 44, 25), ὑπομένειν (Ps. 40, 2) = exspectans exspectavi (V.), κακοποιεῖν (1. Chr. 21, 17), παιδεύειν (Ps. 118, 18) = castigans castigavit (V.), κλαίειν (Thren. 1, 2) = plorans ploravit (V.), θηρεύειν (Thr. 3, 52), συμβουλεύειν, συγκλείειν (Gen. 20, 18), ζητεῖν (Lev. 10, 16), ἐγείρειν (Jud. 7, 19), εὐλογεῖν (inf. vor- u. nachg.); β) Conjunct.: διορθοῦν (Jer. 7, 5), ποιεῖν (Jer. 22, 4 u. ö.) = facientes feceritis (V.), εὐλογεῖν (1. Chr. 4, 10 u. ö.) = bene-

dicens benedixeris (V.), εἰςακούειν (Jer. 17, 24), ἀνανεύειν (Ex. 22, 16), ἀλλάσσειν (Lev. 27, 10), διδόναι (Jud. 11, 30), ἀπαγγέλλειν (Jud. 14, 12 u. ö.), ἐπιβλέπειν (1. Sam. 1, 11; lat. s. u.), γιγνώσκειν (1. Sam. 20, 9), ἐπιστρέφειν (2. Sam. 15, 8 u. ö.), ἐκπηδᾶν (1. Reg. 20, 39); γ) Optat.: ἱστάναι (Job. 6, 2); δ) Imper.: βαστάζειν (Ruth 2, 16); 2) Passiv: παραπικραίνουσα παρεπικράνθην (Thren. 1, 20); d) im Perf.: ἀκούειν (1. Sam. 23, 10; lat. s. u.), ζηλοῦν (1. Reg. 19, 10; lat. s. u.).

B. Dasselbe Verbum mit anderer Stammform 1) im Aktiv, a) im Fut., α) aktiver Form: ἀναιρεῖν (Deut. 13, 16; lat. s. u.), λέγειν (Ez. 28, 9); b) im Aor.: α) im Ind.: λέγειν (Jud. 15, 2 u. ö.); β) im Conj.: λέγειν (1. Sam. 20, 21) mit stets nachgestelltem Partizip.

C. Dasselbe Verbum mit einer Präposition zusammengesetzt: 1) im Act., a) im Fut.: ἐρωτῶντες ἐπερωτήσουσιν (2. Sam. 20, 18); b) im Aor.: α) im Ind.: ἐρωτῶν ἐπηρώτησεν (Gen. 43, 7), πορνεύοντες ἐξεπόρνευσαν (Hos. 4, 18), πτύων ἐνέπτυσεν (Num. 12, 14); β) im Conj.: σιωπῶν παρασ. (Num. 30, 15).

D. Mit weitergebildetem oder sinnverwandtem Verb: 1) im Act., a) im Fut.: ἐπαναστρέφων ἥξω (Gen. 18, 10) = revertens veniam (V.), ἀποτρέχοντες ἀπελεύσονται (Jer. 37, 9) = euntes abibunt (V.); b) im Aor.: α) im Ind.: τύπτων ἐπάταξας (2. Reg. 14, 10; lat. s. u.); β) im Conj.: ἀνθοῦσα ἐξανθήσῃ (Lev. 13, 12), δεσμεύοντες δήσωσι (Jud. 16, 11), γιγνώσκων οἶδεν (1. Sam. 20, 3); δ) im Imper.: διαβαίνων σπεῦσον (2. Sam. 17, 16).

II. Participium praesentis Medii oder Deponentis.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im gleichen Präs.: διαμαρτύρεσθαι (1. Sam. 8, 9); 2) im gleichen Fut.: κτᾶσθαι (2. Sam. 24, 24), ἀντιτάσσεσθαι (Hos. 1, 6), δύνασθαι (1. Sam. 26, 25) = potens poteris (V.),[24]) ἐκδέχεσθαι, πορευομένη πορεύσεται (Jud. 4, 9), εἰςπορεύεσθαι (Jer. 36, 29; lat. s. u.); 3) im gleichen Imperf.: πορεύεσθαι (Ps. 126, 6) = ambulantes ambulabant (T.), euntes ibant (V.), δύνασθαι (2. Chr. 32, 13); 4) im gleichen Aor.: a) im Ind.: πορεύεσθαι (Jud. 9, 8), γεύεσθαι (1. Sam. 14, 43) = gustans gustavi (V.), παραιτεῖσθαι (1. Sam. 20, 6; lat. s. u.),

---

[24]) Interessantes Beispiel dafür, daß es ein part. praes. zu posse gab.

*

καταισχύνεσθαι (Jer. 6, 15), γίγνεσθαι (lat. s. u.), ῥύεσθαι (2. Reg. 18, 33), μάχεσθαι (Jud. 11, 25), ἀπωθεῖσθαι (Thr. 5, 22) = proiciens reppulisti (V); b) im Conj.: ἀποκρίνεσθαι (Ez. 14, 3), λυτροῦσθαι (Lev. 27, 13), ἐπισκέπτεσθαι (1. Sam. 20, 6; lat. s. u.); 5) im Perf.: αἰσχύνεσθαι (1. Sam. 27, 12; lat. s. u.).

B. Dasselbe Verbum mit anderer Stammform 1) im Fut. Med.: ἐξαιρεῖσθαι (2. Reg. 18, 30 u. ö.; lat. s. u.), ἐλεύσεται ἐρχόμενος (Dan. 11, 10: inf. nachg.; lat. s. u.).

C. Mit sinnverwandtem Verb 1) im Fut. Act.: ἐρχόμενοι ἥξουσιν (Ps. 126, 6) = venientes venient (T. und V.), ἐρχόμενος ἥξει (Hab. 2, 3) = veniens veniet (V.); 2) im Fut. Med.: παραγινόμενος παρέσται (1. Sam. 9, 6); 3) im Aor.: im Imper.: σαλευόμενοι μεταναστήτωσαν (Ps. 109, 10; lat. s. u.).

III. Participium praesentis Passivi.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im Fut. Pass.: παραδίδοσθαι (Jer. 38, 3; lat. s. u.), κατασκάπτεσθαι (Jer. 51, 58), ἀνοίγεσθαι (Nah. 3, 13), ξηραίνεσθαι (Sach. 11, 17), ἐκτυφλοῦσθαι (ib.; lat. s. u.), συνάγεσθαι (Mich. 2, 12 u. ö.), μιαίνεσθαι, τήκεσθαι (2. Sam. 17, 10), αἰχμαλωτεύεσθαι (Am. 5, 5; lat. s. u.); 2) im Aor. Pass.: a) im Conj.: ἀθωοῦσθαι (Jer. 49, 12).

IV. Participium aoristi Activi.

A. Genau entsprechendes verb. fin. 1) im Aktiv, a) im Aor., α) Ind.: ἀναιρεῖν (Jer. 26, 19), ὁρᾶν (Ex. 3, 7) = videns vidi (Jr.), ὁρκίζειν (1. Sam. 14, 28); β) Conj.: ἐσθίειν (Lev. 7, 18), περιαιρεῖν (Num. 30, 13), μανθάνειν (Jer. 12, 16; lat. s. u.), ἐξέρχεσθαι (Jer. 38, 17; lat. s. u.), καθίζειν (Jer. 42, 10; lat. s. u.); γ) Imper.: ἐμμένειν (Jer. 44, 25); b) Fut.: πίπτειν (Esth. 6, 13), πατάξας πατάξω (2. Reg. 6, 21); 2) im Med., a) im Fut.: γιγνώσκειν (Jer. 13, 12 u. ö.) = scientes scietis (V.), ἀναβαίνειν (Num. 13, 30), πίνειν (Jer. 25, 28) = bibentes bibetis (V.).

B. Mit stammverwandtem Verb im Fut. Med.: ἔρχεσθαι (Gen. 37, 10), ἐξέρχεσθαι (2. Sam. 18, 2), καθίζειν (1. Sam. 20, 5).

C. Mit sinnverwandtem Verb 1) im Aktiv, a) im Aor., α) Conj.: μεταβαλοῦσα μεταπέσῃ (Lev. 7, 18), κεκράξαντες καταβοήσωσι (Ex. 22, 22; lat. s. u.); b) Fut.: ἀποστρέψας ἀποδώσεις (Ex. 23, 4 u. ö.); c) Perf.: ἰδόντες ἑωράκαμεν (Gen. 26, 28).

V. Participium aoristi Medii.

A. Mit demselben Verb a) im gleichen Aor., α) Conj.: γίγνεσθαι (Num. 30, 7).

B. Mit sinnverwandtem Verb a) im Fut.: γενόμενος ἔσται (Jer. 42, 19); b) im Aor.: παραγενόμενος εἰσέλθῃ (Lev. 13, 7).

VI. Participium aoristi Passivi bezw. Depon.

A. Mit demselben Verb 1) im Passiv, a) Aor., α) Ind.: ἀποκαλύπτεσθαι (1. Sam. 2, 27); β) Conj.: ἀποστραφέντες ἀποστραφῆτε (1. Reg. 9, 6).

B. Mit sinnverwandtem Verb 1) im Aktiv, a) Aor., α) Conj.: ἀποκριθεὶς εἴπῃ (Ex. 21, 5); 2) im Passiv, a) Aor., α) Ind.: ὠσθεὶς ἀνετράπην (Ps. 118, 13).

Es mag auffällig erscheinen, daß das Lateinische, wenn es doch nun einmal diese Übertragung übernahm, sie nicht mehr verwendete, als es nach den im Vorausgehenden schon mit angegebenen Beispielen der Fall gewesen zu sein scheint. Der Gebrauch war in der That ein etwas ausgedehnterer. So giebt uns T. und C. in Deut. 13, 9 nach den LXX noch annuntians annuntiabis, wo im Hebräischen zwar die Konstruktion, aber nicht die Bedeutung stimmt; C. in Deut. 7, 13: veniens venit, in Jer. 10, 5: tollentes tollunt, in Dan. 7, 13: veniens venit ohne LXX. Über das Verhältnis des Hieronymus zur Itala sei hier gleich darauf aufmerksam gemacht, daß sich mit Ausnahme von multiplicans multiplicabo sonst keines der angeführten Beispiele im Pentateuch des Hieronymus befindet und die anderen auch hier alle der vorhieronymianischen Übersetzung zufallen. Daß Hieronymus der Verbindung, auch ohne hebräische oder griechische Vorlage, sonst nicht ausweicht, zeigt 2. Sam. 15, 8, wo sein vovens vovit = nedĕr nadăr = εὐχὴν εὔξατο, vergl. auch Hab. 3, 9.

Einige Beispiele aus Hieronymus für die Verbindung von Partizip mit gleichstämmigem Verb wurden oben deshalb nicht aufgeführt, weil sie an der betreffenden Stelle kein Analogon in der griechischen Übersetzung haben, sondern da durch Substantiv mit gleichstämmigem Verb ausgedrückt waren. Dies sind 1) (Akkusativ und Verb) Jer. 31, 17: audiens audivi, 2) (Dativ und Verb) Jer. 9, 3 (4): supplantans supplantavi, Job. 27, 22: fugiens

fugiet, Ex. 3, 16: visitans visitavi, Thren. 1, 2: plorans ploravit, Jes. 61, 10: gaudens gaudebo.

In anderen Beispielen haben die LXX entweder die einfache oder eine ganz andere Übersetzung; so 1. Sam. 2, 30: loquens locutus sum, Ez. 31, 11: faciens faciet, 1. Reg. 8, 13: aedificans aedificavi, Jes. 22, 18: coronans coronabit, Jer. 13, 17: plorans plorabit, Jes. 30, 19: miserans miserebitur, Jer. 8, 13 und Zeph. 1, 2: congregans congregabo, Jer. 11, 7: contestans contestatus sum, Jer. 49, 12: bibentes bibent, Jer. 25, 30: rugiens rugiet, Ez. 3, 21 (18, 9): vivens vivet, Ez. 44, 20: tondentes attondent, Am. 9, 8: conterens non conteram.

Wo das verb. fin. durch das Passiv auszudrücken war, verbot sich im Lateinischen diese Übertragung wegen Mangels eines part. praes. pass. von selbst; es mußte dafür das part. praes. zu einem anderen Verbum, und zwar im Aktivum, gesucht werden. So in Sach. 11, 17: tenebrescens obscurabitur, Ps. 109, 10: nutantes transferantur; statt des part. tritt wohl auch ein entsprechendes Adjektiv ein, wie in captiva ducetur (Am. 5, 5) vergl. mit festinus veniet in Jer. 36, 29 und captiva migrabit (Am. 7, 17). Nicht minder hinderlich war auch der Mangel eines part. praet. im Aktiv.

In den meisten Fällen ist es aber gewiß der Widerwille gegen die Assimilation, welche den Hieronymus die Verbindung von Partizip mit gleichstämmigem Verb vermeiden lehrt; so in dicens loqueris, respiciens videris (1. Sam. 1, 11), respiciens requisierit (1. Sam. 20, 6), tradens dabo (2. Sam. 5, 19), disrumpens scindam (1. Reg. 11, 11), percutiens invaluisti (2. Reg. 14, 19), eruens liberabo (2. Reg. 18, 30 u. ö.), proiciens abiecisti (Jer. 14, 19), tollam portans (Jer. 23, 39; LXX dat.) und portata tollentur (Jer. 10, 5: s. o.), quiescentes manseritis (Jer. 42, 10), reddens retribuet (Jer. 51, 56; LXX dat.), peccavit delinquens (Ez. 25, 12: inf. nachg.), efflorverit discurrens (Lev. 13, 12), scito praenoscens (Gen. 15, 13), comedetis vescentes (Joel 2, 26), succensae comburentur (2. Sam. 23, 7), nudans spoliavit (Joel 1, 7); vergl. retractat cogitans (2. Sam: 14,14).

Aus der vorhieronymianischen Übersetzung gehören hierher: vociferantes exclamaverint (Ex. 22, 22 bei C.), delinquens peccet (1. Sam. 2, 25: ohne hebr. Vorlage).

In einigen Fällen ist hier wie dort die eigentliche Bedeutung der Struktur deshalb kaum noch zu erkennen; so in eruditi didicerint (Jer. 12, 16), mundans non faciet innocentem (Nah. 1, 3), adducam te revertentem (Gen. 46, 4), meditantes gememus (Jes. 59, 11), profectus exieris (Jer. 38, 17), impulsus eversus sum (Ps. 118, 13), quasi parturiens dolebit (Ez. 30, 16); requiescens accubuisti (Gen. 49, 9 V., obdormisti C.), vergl. mit recubans requievit (Num. 24, 17 bei C.: ohne hebr. Vorlage; ähnl. 24, 9 bei V.).

IV. Dafür hat das Lateinische eine Übertragung versucht, welche dem Griechen zu bilden unmöglich war. Es drückte nämlich den ersten Bestandteil unserer Struktur auch durch den Ablativ des Gerundiums desselben oder eines ähnlichen Verbs aus. Ging man hierbei von dem hebräischen Infinitiv aus, so mochte dem Lateiner das Gerundium als substantivisches Verbalnomen an sich schon einen besseren Ersatz für ihn zu bieten scheinen als das adjektivische Verbalnomen; ferner konnte durch das Gerundium wegen seiner Flexionsfähigkeit die (modale) Verstärkung des Verbalbegriffs einerseits deutlicher zum Ausdruck gelangen, als durch den flexionslosen Infinitiv (s. o.) oder durch das hier nur im Nominativ brauchbare Partizip; andererseits konnte hierdurch aber doch auch verhütet werden, die enge Verbindung des ersten Bestandteils mit dem zweiten unserer Struktur in dem Sinne als eine rein adverbiale Nebenbestimmung aufzufassen, wie es selbst bei einem mit dem Verb gleichstämmigen Substantiv nur allzu oft kaum zu vermeiden war (s. o.). Ging man aber von dem in der griechischen Übersetzung dafür angewendeten Partizip aus, so war dessen Wiedergabe durch das Gerundium insofern schon angebahnt, als „seit der Augusteischen Periode der Ablativ des Gerundiums oft statt des Participii praesentis gebraucht wird“:[25]) ein Gebrauch,

[25]) Kühner, Lat. Grammatik II, S. 564. Besonders belehrend ist hier Liv. 8. 17, 1 populando pervenerunt, vergl. mit 3. 26, 1 infesta populatione venit; auf S. 562 das ciceronianische incipiendo refugi (Att. 4. 6, 3) und die Verbindung von Abl. Ger. und Part. durch kopulative Partikeln, z. B.

der auch in den von Hieronymus ganz unberührt gelassenen Büchern der lateinischen Übersetzung des Alten Testaments überraschend und häufig genug auftritt.

So finden sie sich denn auch in den verglichenen vorhieronymianischen Übersetzungen (s. o.) mehrere Male: bei Cyprian in 1. Reg. 19, 10: aemulando aemulatus sum = zelo zelatus sum bei Hieronymus (s. o.); bei Cyprian in 1. Sam. 2, 25: delinquendo peccet, wo das hebräische Original nur jĕcėτā, die LXX aber ἁμαρτάνων ἁμαρτάνῃ hat — Hieronymus, aus dem Hebräischen direkt übersetzend, bietet nur peccaverit —; bei Justin in Deut. 31, 18: avertendo avertam = ἀποστροφῇ ἀποστρέψω, was Hieronymus durch abscondam et celabo wiedergegeben hat; bei Irenäus in Hos. 1, 2: fornicando fornicabitur, wo Hieronymus fornicans f. bietet. Hieronymus ist also in den von ihm aus dem Hebräischen übersetzten Büchern dieser Übertragung ausgewichen, wo er konnte, und hat, was für den Puristen und die Verständlichkeit der Übertragung zu seiner Zeit bezeichnend genug ist, das Partizip hierbei immerhin noch für besser gehalten als das Gerundium. Wenn er dieses trotzdem einmal auch bietet, so ist es ihm wohl nur mehr in Erinnerung an die frühere Übersetzungsweise entschlüpft; denn wollte man annehmen, daß er, vom Griechischen beeinflußt, dessen part. praes. pass. so am besten ausdrücken zu können meinte, so müßte man sich nur wundern, daß er dies in allen anderen Fällen, wo es sich um ein Passiv handelte, unterlassen hätte. Das eine Beispiel steht in Jer. 38, 3: tradendo tradetur = παραδιδομένη παραδοθήσεται. Will man als Grund für das sonst gänzliche Fehlen dieser Übertragung bei ihm nicht eine sprachliche Abneigung gegen sie überhaupt gelten lassen, so würde als nächster wieder der bezeichnet werden müssen, daß auch durch diesen substantivischen Ablativ die Einheit der Anschauung und die Geschlossenheit des Begriffs im Original gefährdet erschien.

V. Da es sich im hebräischen Original um die Zusammenstellung gleichstämmiger Formen handelt, so muß auch die Ver-

---

Tac. A. 15, 38: in edita assurgens et rursus inferiora populando, anteiit etc. — Vergl. auch Kühner, Griech. Gramm.[2] II, § 485, 2.

bindung eines gleichstämmigen Adjektivs oder Adverbs mit der finiten Verbalform als ein Versuch bezeichnet werden, der Bedeutung, welche unsere Struktur im Original besitzt, nach Kräften gerecht zu werden. Soweit es sich hierbei um gleichstämmige oder in der Bedeutung verwandte Adjektive handelt, sind die wenigen Fälle schon oben gestreift worden: Jer. 46, 28 ἀθῶον οὐκ ἀθωώσω σε; Nah. 1, 3 ἀ. οὐκ ἀθωώσει σε = mundans non faciet innocentem (V.), wo f. i. soviel ist wie mundabit; Jer. 36, 29 bô'h jabô'h = festinus veniet (s. o.); Am. 5, 5 galo jiglae = captiva ducetur (s. o.), hierzu tritt als neu nur noch Jes. 54, 15 gôr jagûr = προσήλυτοι προσελεύσονται und Num. 13, 30 jakol nûkäl = δυνατοὶ δυνησόμεθα.

Nicht zahlreicher sind die Beispiele für die Verbindung gleichstämmiger oder gleichbedeutender Adverbien mit ihren Verben; so Ex. 15, 1 u. 21: ga'ho ga'ha = ἐνδόξως δεδόξασται = gloriose magnificatus est; Num. 22, 17: käbbed 'häkäbbaedəka = ἐντίμως τιμήσω σε = decreveram magnifice honorare te; Prov. 23, 1: bîn tabîn = νοητῶς νόει = diligenter attende; Prov. 27, 23: jadoä'h tedä'h = γνωστῶς ἐπιγνώσῃ = diligenter agnosce; 2. Reg. 5, 11: jeçē jaçō = πάντως ἐξελεύσεται.

VI. Mit dem vorgeführten Material sind, abgesehen von einer am Schluß noch besonders zu besprechenden Übertragung, die Fälle erschöpft, wo im Griechischen oder Lateinischen der hebräische inf. abs. und verb. fin. durch gleichstämmiges Nomen, Partizip oder Adverb und verb. fin. ausgedrückt ist. Sie verteilen sich in folgender Weise: von 451 Einzelfällen ist der Akkusativ im Griechischen 23 mal, im Lateinischen 6 mal, der Dativ im Gr. 123 mal, der Ablativ im Lat. 67 mal, das Partizip im Gr. 171 mal, im Lat. 89 mal, das Adjektiv im Gr. 3 mal, im Lat. 2 mal, das Adverb im Gr. 5 mal, im Lat. 4 mal mit seinem verb. fin. verbunden. Das Griechische hat also unsere Struktur 325 mal, das Lateinische nur 168 mal durch gleichstämmige oder gleichbedeutende Verbindung auszudrücken versucht.

Der griechische Akkusativ ist im Lateinischen 4 mal durch den Akkusativ, 1 mal (V.) durch den Ablativ, 5 mal (V.) durch das Partizip ausgedrückt; der griechische Dativ erscheint als Ablativ

10mal in der sogenannten Itala, 38mal in der Vulgata, als Partizip 1mal in der J., 8mal in der V., als Gerundium 1mal in der J.; das griechische Partizip erscheint als Partizip 11mal in der J., 42mal in der V., als Akkusativ 2mal in der V., als Ablativ 1mal in der J., 12mal in der V., als Gerundium 3mal in der J., 1mal in der V.; über Adjektiv und Adverb s. o. Unabhängig vom Griechischen hat das Lateinische den Ablativ in 5 Fällen (V.), das Partizip 1mal in der J., 21mal in der V.

In beiden Sprachen hat also das Partizip den Löwenanteil an der Übertragung bekommen. Das ist für das Lateinische um so wichtiger, als eine solche Verbindung in der außerbiblischen Sprache etwas ganz Unerhörtes war. Sie muß also doch auch dem Hieronymus, wenn wir bedenken, daß seinen 76 Beispielen hierfür nur 55 für den Ablativ gegenüberstehen, nicht nur als eine richtigere, sondern auch als eine bessere Übertragung erschienen sein als die letztere, für deren etwaige Bevorzugung er sich doch auf das Vorbild der klassischen Latinität hätte berufen können. Daß er aber auch die Übertragung mit dem Partizip nicht für gut lateinisch hielt, mag daraus hervorgehen, daß er sie im Pentateuch so gut wie gar nicht (s. o.) aufkommen ließ, obgleich auf diesen 178 von den 451 besprochenen Einzelfällen entfallen.[26]) Der Mangel von etwas Ähnlichem in den romanischen Sprachen zeigt, daß sie auch in der Volkssprache nicht heimisch gewesen sein kann.

Ziehen wir von den 126 Einzelfällen, die nach Obenstehendem in der LXX nicht durch gleichstämmige oder gleichbedeutende Verbindung ausgedrückt sind, 12 ab, wo die LXX eine Übertragung nicht einmal versucht, so würden wir nun fragen müssen: wie hat nun die griechische Übersetzung unsere Struktur in den übrigen 114 Fällen wiedergegeben? und wie die lateinische in den anderen 283 Fällen?

---

[26]) Man wird also, wenn Ähnliches sich bei Vergleichung der Übersetzung anderer Eigentümlichkeiten zeigen sollte, unterscheiden müssen Vu^1 = von H. unberührte, Vu^2 = von H. revidierte, Vu^3 = von H. mit Anlehnung an die LXX aus dem Hebräischen übersetzte, Vu^4 = von H. ohne solche, also aus dem Hebr. direkt übersetzte Bücher des A. T. — Ein vovens vovit (s. o.) weist also 2. Sam. der Vu^2 zu.

Aus Rücksicht auf den Raum sollen bei Beantwortung dieser Frage nur die allgemeinen Gesichtspunkte berücksichtigt und nicht alle Beispiele im einzelnen vorgeführt werden.

Das (Griechische und) Lateinische drückt die in unserer Struktur liegende Verstärkung des Verbalbegriffes aus: 1) durch Komposition wie in εἰςακούειν = oboedire (V.: Deut. 11, 13), exaudire (C.: Ex. 22, 22), ἀνταποθανεῖσθαι (Ex. 22, 2), pertransire (Ex. 23, 5), praevalere (2. Chr. 32, 13), παραιτεῖσθαι (1. Sam. 20, 28), ἀνταποδιδόναι (Jer. 51, 56), adiurare (Ex. 13, 19);[27]) 2) durch Adverbien und adverbielle Ausdrücke: σκληρῶς ἀποκριθῆναι (1. Sam. 20, 7). Diese Art ist namentlich im Lateinischen, und zwar in der Vulgata, angewendet worden: Hieronymus zeigt sich auch da wieder als feinen Übersetzer, dem es mehr darauf ankommt, daß seine Übersetzung sinngemäß, als daß sie wortgemäß sei. So sieht er in dieser Verbindung ausgedrückt die Begriffe: *schnell* (cito perire in Deut. 4, 26); *sofort* (statim reddere Deut. 24, 13; 13, 16; extemplo contradicere Num. 30, 13); *unverzüglich* (absque dilatione transgredi 2. Sam. 17, 16); *sorglich* (proicere de industria Ruth 2, 16; diligenter attendere Prov. 23, 1); *offen* (aperte revelari 1. Sam. 2, 27); *gewiß, sicher* (certe cognoscere 1. Sam. 20, 9; profecto venire 1. Reg. 13, 32; absque dubio comprehendere 1. Sam. 30, 8; sine ambiguitate venire 1. Sam. 9, 6; procul dubio annuntiare 1. Sam. 22, 22; certissime regnare 1. Sam. 24, 21; vere compleri Jer. 44, 29); *unweigerlich* (absque retractatione mori 1. Sam. 14, 39); *heftig, dringend* (instantius persequi Jud. 20, 39; rogare obnixe 1. Sam. 20, 28); *völlig* (omnia *dis*perire[28]) Deut. 8, 19; percutere ad interitum Deut. 7, 2); *öfter* (rursum inquit 2. Sam. 20, 18); *reichlich* (largiter flens 1. Sam. 1, 10); 3) durch zwei

---

[27]) Die früheren Beispiele zeigen, daß diese und die folgende Art der Übertragung mit der gleichstämmigen verbunden sein kann. — Die Komposition kann auch durch asyndetische Doppeltsetzung desselben Verbs vertreten sein, wie in Jer. 6, 9: καλαμᾶσθε, καλαμᾶσθε und in Job. 13, 17: ἀκούσατε, ἀκούσατε (vergl. unser „hört, hört!"); vergl. das Lat. in 2. Sam. 20, 18: qui interrogant, interrogent = interrogantes i.

[28]) S. *Wölfflin*, Archiv u. s. w. VIII, 2, S. 243.

verschiedene Verba, mit et verbunden: abscondam et celabo (V. in Deut. 31, 18), fugiam et salver (V. in 1. Sam. 27, 1), abbreviata et parvula est facta (V. in Jes. 50, 2), καταλειφθῇ καὶ εὑρεθῇ (V. in Ex. 22, 3), scitote et cognoscite (V. in Jer. 26, 15), consecravi et vovi (V. in Jud. 17, 3), jurgatus sit et pugnaverit (V. in Jud. 11, 25); das Lat. allein: 4) durch zwei Sätze: obsecro te ut dimittas me (V. in 1. Reg. 11, 22), obsecro ut interficias me (V. in Num. 11, 15), audite quaeso[29]) (V. in Job. 13, 17 und 21, 2);[30]) 5) durch modale Hilfsverben wie posse, debere, solere (dieses in 1. Sam. 20, 5 durch ex more verstärkt), pati, compellere (Ex. 11, 1); 6) durch sonstige Umschreibungen, wie V. in Deut. 7, 26: quasi spurcitiam detestaberis et velut inquinamentum ac sordes abominationi habebis; V. in 1. Sam. 12, 25: perseveraveritis in malitia; V. in Jud. 21, 5: grandi iuramento se obstrinxerant; V. in Gen. 43, 3: denuntiavit sub attestatione iurisiurandi; V. in Ex. 18, 18: stulto labore consumeris; V. in 1. Sam. 27, 12: multa mala operatus est; V. in Jer. 30, 11: non faciam in consummationem. Die meisten der hier von 1—3 ohne Beigabe des Griechischen vorgeführten Beispiele sind in der LXX mit Partizip, eine geringere Anzahl mit Dativ wiedergegeben und für das Griechische in beiden Fällen schon oben belegt worden.[31])

Als Resultat muß also bezeichnet werden, daß nur das Griechische sich bewußt war, so glücklich zu sein, in der Verbindung von Partizip und Verb eine der hebräischen adäquate Ausdrucksweise zu besitzen. Dagegen hat das Lateinische, indem es sich mit allen Kräften um eine solche abmühte, deren Eintönigkeit überwunden und durch den mit diesem Suchen zusammenhängenden Wechsel im Ausdruck die Darstellung in angenehmer Weise belebt:

---

[29]) quaeso ist also nicht schon mit Seneka abgestorben; s. ebenda I, 1, S. 47.

[30]) Ein lehrreiches Beispiel dafür, daß die vorhieronymianische Übersetzung über die Bedeutung der Verbindung von part. und Verb sich nicht klar war, giebt Cyprian, welcher Jer. 15, 18: γινομένη ἐγενήθη wiedergiebt mit: dum fit, facta est.

[31]) Die wenigen noch übrig bleibenden Beispiele bieten das einfache Verbum dar oder beruhen auf anderen Lesarten im hebr. Urtext.

einem fortwährenden audiens audit gegenüber wirkt der Wechsel wahrhaft erfrischend, wie er vorliegt in auditionem, auditu, auditione, aure, audiens und audiendo audit, exaudit, oboedit, attente audit u. s. w.

VII. Von besonderem Interesse, auch für Neuphilologen, ist noch der nach dem verb. fin. gestellte inf. abs. in zusammengesetzter Verbindung (s. o.), namentlich wenn „der Begriff der längeren Fortdauer durch das Verbum haläk (πορεύεσθαι) mit seinem inf. abs. — oder auch durch den letzteren allein — ausgedrückt wird, und zwar nicht bloß da, wo die eigentliche Bedeutung (gehen, schreiten) angenommen werden kann, sondern auch in den Fällen, wo haläk in der Bedeutung fortgehen, fortdauern lediglich zur Umschreibung eines Adverbs dient. Die Handlung selbst wird in einem zweiten inf. absol., bisweilen auch in einem Partizip oder Adjektivum verbale beigefügt". (Gesenius-Kautzsch a. a. O. S. 330 f.)

In diesem Falle ist der letztere Infinitiv im Griechischen und Lateinischen fast stets[32]) mit dem Partizip wiedergegeben: zweimal (Jer. 12, 17 und Jes. 19, 22) erscheint in beiden Sprachen dafür der Dativ beziehungsweise Ablativ (s. o.); öfter das verb. fin., und zwar im Griech. und Lat. in Joel 2, 26: φάγεσθε ἐσθίοντες καὶ ἐμπλησθήσεσθε = comedetis vescentes et saturabimini, 1. Reg. 20, 37: ἐπάταξεν πατάξας καὶ συνέτριψεν = percussit et vulneravit; im Griech. allein in Jos. 6, 13 (εἰςεπορεύοντο, ἐσάλπισαν ταῖς σάλπιγξι), 1. Sam. 6, 12 (ἐπορεύοντο καὶ ἐκοπίων), Jes. 31, 5 (ὑπερασπιεῖ καὶ ἐξελεῖται καὶ περιποιήσεται καὶ σώσει), Jer. 7, 13 (ἐλάλησα ὄρθρου καὶ ἐκάλεσα), Jer. 7, 25 (ἐξαπέστειλα ὄ. καὶ ἀπέστειλα), Jer. 26, 5 (ἀποστέλλω ὄ. κ. ἀ.), Jer. 35, 14 f. (ἐλ. ὄ. κ. ἀ.), Jer. 41, 6 (ἐπορεύοντο καὶ ἔκλαιον); im Lat. allein in Gen. 8, 7 (egrediebatur et non revertebatur = ἐξελθὼν οὐκ ἀνέστρεψεν). Wie in dieser Stelle, so haben auch in den vorhergehenden Lat. und Griech. ihre Rollen vertauscht. Denn V. hat in Jos. 6, 13 praecedebant-ambulantes et clangentes, 1. Sam. 6, 12 ibant-pergentes et mugientes, Jes. 31, 5

[32]) Z. B. 2. Sam. 3, 16. 5, 10. 15, 30. 16, 5. 13; 2. Chr. 36, 15; Jer. 25, 3 f.

proteget-protegens et liberans, transiens et salvans, Jer. 7, 13 u. 35, 14 locutus sum-mane consurgens et loquens, Jer. 7, 25 u. 35, 15 misi-consurgens diluculo et mittens, Jer. 26, 5 m. c. et dirigens, Jer. 41, 6 incedens et plorans ibat (s. u.).

In den gesperrt gedruckten Stellen hat Hieronymus genauer und richtiger übersetzt, als die LXX; denn er hat den dort nach văjjelĕk bezw. văjjeləkû stehenden inf. abs. halôk auch hier durch das part. praes. eines Zeitworts der Bewegung ausgedrückt. Das thun die LXX sonst auch, und zwar so, daß sie diese zwei Verbalformen durch ἐπορεύετο πορευόμενος (Jud. 14, 9; 1. Sam. 14, 19; 2. Sam. 16, 13; 18, 25) bezw. διέπ. π. (2. Sam. 5, 10), ἐπορεύθη π. (2. Sam. 13, 19) und πορεύσονται βαδίζοντες (Jer. 50, 4) wiedergeben. Ihre Übertragung des zweiten Infinitivs ist in diesen Stellen wieder eine doppelte; sie erfolgt: a) durch das Partizip wie in Jud. 14, 9 (καὶ ἐσθίων), 2. Sam. 16, 13 (καὶ καταρώμενος καὶ λιθάζων ἐν λίθοις), ib. 18, 25 (καὶ ἐγγίζων), ib. 13, 19 (καὶ κράζουσα), ib. 5, 10 (καὶ μεγαλυνόμενος), καὶ κλαίοντες (Jer. 50, 4); b) durch das verb. fin., wie in 1. Sam. 14, 19 (καὶ ἐπλήθυνε). Aber ihre Stellung zu dieser Struktur war noch viel mannigfaltiger: c) sie unterdrücken den ersten inf. abs. (halôk), wie in 1. Sam. 6, 12 (ἐπορεύοντο καὶ ἐκοπίων), 2. Sam. 3, 16 (ἐπορεύετο κλαίων = sequebatur plorans); d) sie unterdrücken das davorstehende verb. fin. (văjjelĕk), wie in Gen. 26, 13 προβαίνων μείζων ἐγένετο); e) sie unterdrücken den zweiten Infinitiv, d. h. den mit dem verb. fin. gleichstämmigen, und ziehen ihn mit diesem zu einem Begriffe zusammen, wie in Gen. 12, 9 (πορευθεὶς ἐστρατοπέδευσεν) und wohl auch Gen. 8, 3 (ἐνεδίδου τὸ ὕδωρ πορευόμενον ἀπὸ τῆς γῆς); f) wo das Verbum halăk überhaupt nicht inbetracht kommt, werden gern beide Infinitive durch Partizip wiedergegeben, so noch[33]) in 2. Chr. 36, 15 (ἐξαπέστειλε ὀρθρίζων καὶ ἀποστέλλων = mittebat de nocte consurgens et commonens, vergl. Jer. 25, 4: ἀπέστελλεν ὄρθρου (NB.) ἀποστέλλων = misit cons. diluculo mittensque, ebenso die Vulgata selbständig in Jer. 29, 19), Jer. 25, 3 (ἐλάλησα ὀρθρίζων καὶ λέγων = locutus sum

[33]) Außer den bereits oben angeführten Stellen.

de nocte cons. et loquens), 2. Sam. 16, 5 (ἐξῆλθεν ἐκπορευόμενος καὶ καταρώμενος = procedebat egrediens et maledicebat (NB.), mit Verstärkung durch ähnliche Begriffe in 2. Sam. 15, 30 (ἀνέβαινεν ἐν τῇ ἀναβάσει ἀναβαίνων καὶ κλαίων = porro ascendebat scandens et flens).

Bei den mit halăk als verb. fin. (oder vorangestelltem Partizip) gebildeten Verbindungen weist auch die Vulgata verschiedene Arten der Übertragung auf: 1) Sie drückt beide Infinitive aus, und zwar a) beide durch Partizipien, so in Gen. 26, 13 (ibat proficiscens atque succrescens), Jos. 6, 13 (s. o.), 1. Sam. 6, 12 (s. o.), 2. Sam. 5, 10 (ingrediebatur proficiens atque succrescens), 2. Sam. 13, 19 (ibat ingrediens et clamans), Jer. 50, 4; b) sie drückt den ersten durch das Partizip, den zweiten durch ein verb. fin. aus, so in 2. Reg. 2, 11 (cumque pergerent et incedentes sermocinarentur), 1. Sam. 19, 23 (ambulabat ingrediens et prophetabat = ἐπορεύετο προφητεύων); c) sie drückt den ersten durch eine adverbiale Bestimmung, den zweiten durch Zusammenziehung mit dem Hauptverb aus, so in Jud. 14, 9 comedebat in via); 2) sie unterdrückt den ersten (= πορευόμενος), so in 2. Sam. 16, 13 (gradiebatur maledicens et mittens lapides), ib. 18, 25 (properante (mit Zusammenziehung) illo et accedente propius) vergl. auch 2. Sam. 3, 16; ferner 1. Sam. 14, 19 (crescebatque paulatim (mit adverbialer Bestimmung) et clarius resonabat.

Die mit anderen finiten Verben der Bewegung oder sonstiger Begriffe gebildeten Verbindungen dieser Art sind in der Vulgata fast nur so wiedergegeben, daß den Infinitiven fast ebensoviele Partizipien entsprechen. Zu den bereits vorgeführten Beispielen sind noch nachzutragen: Gen. 8, 3 (reversae sunt euntes et redeuntes), ib. 12, 9 (perrexit videns et progrediens), proficiebatque David vadens et crescens (1. Chr. 11, 9).

Wenn oben gesagt wurde, daß die Übertragung dieser letzteren Verbindung auch für Neuphilologen von Interesse sei, so denke ich an aller mit sogenanntem gerundivischen Partizip (Mätzner) oder gar Gerundium (Lücking), „wobei jenes Verb in allgemeiner Weise die werdende oder fortschreitende Thätigkeit bezeichnet, als deren nähere Bestimmung das Partizip zu fassen ist,

welches der Form nach nur eine damit gleichzeitige Thätigkeit bezeichnet".[34]) Man ist gewohnt, wegen der öfteren Verbindung durch en diese verbale Nominalform in der aus dem Obenstehenden ersichtlichen Weise zu bezeichnen; das kann aber, wenn überhaupt die lateinische Bibel- und Kirchensprache irgend welchen Einfluß auf die Entwickelung der romanischen Sprachen gehabt haben soll, nicht richtig sein. Vielmehr muß nach dem Vorausgehenden wenigstens die ohne en gebrauchte französische Nominalform des Verbs als participe présent bezeichnet werden. Wie en in diese Verbindung, in der es völlig bedeutungslos ist, gekommen ist, würde noch zu untersuchen sein. Ist die in Rede stehende Form Partizip, dann könnte en das in essentiae mit diesem sein.[35]) Soviel aber darf als sicher angenommen werden, daß die Verbindung von aller mit einer solchen verbalen Nominalform auf das Bibel- und Kirchenlatein zurückzuführen ist, da das außerbiblische Latein kein Analogon dafür bietet. Ob en für die Übertragung dieser Verbindung nötig war, darauf mag eine Vergleichung der in Rede stehenden Beispiele selbst die Antwort geben: 1) mit anderen Verben als aller a) ohne en: il sortit allant et revenant (Gen. 8, 7), il partit marchant et s'avançant (Gen. 12, 9); b) mit en: il continua son chemin en mangeant (Jud. 14, 9), tenant toujours le même chemin en marchant et mugissant (1. Sam. 6, 12), ils marchaient en parlant (2. Reg. 2, 11); 2) mit aller bezw. s'en aller, a) ohne en: elle s'en allait criant (2. Sam. 13, 19), il s'en alla pleurant continuellement (2. Sam. 3, 16), Samuel alla croissant (1. Sam. 2, 26); b) mit en: il allait toujours en augmentant (Gen. 26, 13), il allait toujours en avançant et en croissant (2. Sam. 5, 10). Ein Vergleich beider Beispiele mit croître, auch des berühmten le mal va(toujours) croissant zeigt die Bedeutungslosigkeit des en! Wenn übrigens Mätzner sagt: „Den Begriff einer Steigerung wie in aller croissant etc. gewährt vielmehr der Thätigkeitsbegriff des Partizips als die Verbindung desselben mit aller", so ist das ja in diesem Falle von der Bedeutung des Verbs aus richtig; aber wenn einer in dem

[34]) Mätzner, Französ. Grammatik § 154, 4.

[35]) Daß dieses auch der Vulgata nicht fremd war, dafür vergl. Ex. 6, 3.

durch dieses ausgedrückten Zustand immer weitergeht, fortschreitet, so muß diese Zuständlichkeit doch auch dadurch eine Steigerung erfahren.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Ziehen, Gymnasiallehrer, hier;
„ Dr. ph. O. Liermann, Gymnasiallehrer, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer A. Caumont, als zweiten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Banner, als Schriftführer Herrn Oberlehrer Zander.

Am 26. Oktober sprach Herr Oberlehrer Dr. Banner über „Die Syntax des Französischen als ein Produkt seiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes."

In der Sitzung vom 30. November wurde ein Aufsatz des Herrn Dr. Wasserzieher „Über die Gründe der Sprachänderungen" verlesen.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die Syntax des Französischen als ein Produkt seiner Formenlehre betrachtet an dem Aufbau des einfachen Satzes von Herrn Dr. Banner.

Die Stellung der Satzglieder im Französischen zu einander betrachten heißt im Grunde genommen nichts wesentlich anderes, als die Stellung von Subjekt und Akkusativ-Objekt im Satze beleuchten. Unverrückbar als Angelpunkt des französischen Satzgefüges steht das Verbum da, die übrigen Glieder gruppieren sich hauptsächlich im Hinblick auf dieses, und insbesondere Subjekt und Akkusativ-Objekt haben ihren festen Platz links und rechts von ihm:

eine Stellung, an der im großen und ganzen nicht gerüttelt werden darf, da sonst beide Satzglieder nicht mehr von einander zu unterscheiden wären. Diese wie sonst manche syntaktische Eigentümlichkeit hier ebensosehr und mehr noch als in anderen Sprachen muß ja direkt als ein Produkt der Formenlehre betrachtet werden. Denn wie der Verlust der lateinischen Flexionsfähigkeit des Nomens im Neufranzösischen zur Einstellung von Partikeln im Genitiv, im Dativ und in anderen Fällen zwang, so im Nominativ und Akkusativ zu einer bestimmten unverrückbaren Stellung:

La mère a bien accueilli la voisine.
La voisine a bien accueilli la mère.

Wie wird es nun bei der Frage? Die Muttersprache des Französischen kennzeichnet diese durch Partikeln, das Deutsche, wenn nicht bloß durch eine besondere Betonung, die dem Franzosen, nach der bei ihm herrschenden eigentümlichen Akzentuierung, nicht in gleichem Maße genehm ist, überall durch die Umstellung von Subjekt und Verbum. Das Französische hat nun zwar die Tendenz, wie das Deutsche zu verfahren; aber welche Schwierigkeiten stellen sich ihm dabei entgegen, Schwierigkeiten, die schier unüberwindlich wären, wenn nicht ein einziger Ausweg offen stände. Und das ist der Fall, wo es sich um ein verbundenes Personalpronomen als Subjekt handelt; da allein kann die die Frage kennzeichnende Umstellung von Subjekt und Verbum ohne jede Gefahr eines Mißverständnisses vorgenommen werden, weil bei dieser einen Wortklasse sich Nominativ und Akkusativ formell unterscheiden:

Comment a-t-il trouvé le menu?
Pourquoi as-tu peur?
A-t-elle un chien?

Wie ist es aber bei einem substantivischen Subjekt? Wenn wir hier von denjenigen Verben absehen, die zu ihrer Ergänzung hinter sich ein Prädikatsnomen verlangen, so können wir sagen, daß wir jedes direkt hinter dem Verbum stehende Substantiv ohne Präposition als einen Akkusativ ansehen. Es würde demnach beispielsweise die Wortfolge „a le père un chien?“ „hat den Vater ein Hund?“ oder etwas ähnlich Unsinniges bedeuten. Es bleibt somit, da, wie oben schon erwähnt, das verbundene Personal-

pronomen allein als Subjekt die Stellung hinter dem Verbum verträgt, der einzige Ausweg, das substantivische Subjekt vor dem Verbum stehen zu lassen, den interrogativen Charakter aber mit der Wiederaufnahme desselben durch das entsprechende verbundene Personalpronomen hinter dem Verbum anzudeuten: Le père a-t-il un chien? Ein gleiches gilt im allgemeinen auch für die durch ein Fragewort eingeleiteten Fragesätze und im weiteren dann für jeden in Fragestellung gegebenen Satz:

Pourquoi ton père a-t-il un chien?
Cet enfant est-il drôle! (als Ausruf).
Tu as raison, dit-il alors.
En vain ton frère a-t-il cherché des amis.
Le roi l'eût-il voulu, il en eût été capable.

Eine solche Wiederaufnahme des Subjekts durch die nicht mißzuverstehende Form des verbundenen Personalpronomens ist nun insbesondere dann vonnöten, wenn ein substantivisches Objekt veranlaßt ist, gleich dem Subjekt vor das Verbum zu treten. Dies geschieht, sobald es entweder für sich allein als substantivisches Fragepronomen oder als ein mit einem Fragewort verbundenes Substantiv an die Spitze des Fragesatzes gestellt werden muß:

Qui le roi a-t-il chargé de cette mission?
Quel livre ton père a-t-il lu?
Combien de lettres ta mère a-t-elle écrites?

Nur so auch lassen sich die Sätze „welche Nation hat diesen König besiegt“ und „welche Nation hat dieser König besiegt“ im Französischen ohne Umschreibung auseinanderhalten; der eine ist quelle nation a vaincu ce roi? der andere quelle nation ce roi a-t-il vaincue?

Wie nun hier das Subjekt, so wird in einem anderen Falle, wo ein substantiviertes Objekt neben dem Subjekt vor dem Verbum Platz nehmen muß, das Objekt durch eine Form des verbundenen Personalpronomens hinter dem Verbum nochmals deutlich gekennzeichnet. Dieser Fall tritt dort ein, wo in einem Satze jenes Satzglied als besonders hervorgehoben an die Spitze gesetzt wird. Nun kann der Franzose den Satz: „Deinen Brief hat mein Bruder nicht gelesen“ ja zwar unter Umständen durch

eine Umschreibung wiedergeben; dem Deutschen jedoch die nachdrückliche Betonung oder die Voranstellung oder aber beides zugleich einfach nachzubilden, geht aus den schon erwähnten Gründen im Französischen eben nicht, und der Franzose kann den Gedanken nur wiedergeben durch ta lettre mon frère ne l'a pas lue. Wie unumgänglich notwendig eine solche Nachhilfe durch die Syntax bei vorhandener Formarmut ist, zeigt sich aber erst bei der Wiedergabe etwa folgender beiden deutschen Sätze, die nur durch Vertauschung von Subjekt und Objekt sich unterscheiden:

Deine Mutter hat mein Bruder nicht gegrüßt

und

Deine Mutter hat meinen Bruder nicht gegrüßt.

Auch im Deutschen ist ja das eine der beiden in Betracht kommenden Substantiva nicht fähig, seine Kasus formell zu trennen; da aber das zweite noch dazu imstande ist, kommt man mit den gewöhnlichen Mitteln aus, um die Bedeutungsunterschiede herbeizuführen. Der Franzose muß im ersten wie im zweiten Beispiel mit dem verbundenen Personalpronomen nachhelfen:

Ta mère mon frère ne l'a pas saluée.
Ta mère elle n'a pas salué mon frère.

In beiden Fällen ist das hervorzuhebende Substantiv aus dem eigentlichen Satzgefüge ausgeschieden und bedeutsam an die Spitze gestellt, das Übrige zeigt uns einen regelrecht gebauten französischen Satz.

Man darf aber nicht unterlassen, an dieser Stelle auch auf die Kehrseite der Medaille hinzuweisen. Begegnet es einmal in einem den obigen entsprechend gebauten deutschen Satze, daß beide in betracht kommende Substantiva Nominativ und Akkusativ formell nicht scheiden können, wie in:

Deine Mutter hat meine Schwester nicht gegrüßt

so verhilft auch hier, falls das eine der beiden Substantiva hervorgehoben ist, das mehrfach genannte Mittel im Französischen zum unbedingten Verständnis, falls aber keines hervorgehoben werden soll, bringt die unveränderte feste Stellung der Satzglieder die Vermeidung jedweder falschen Deutung mit sich. Hier ist es dann

das Deutsche, das nur mit besonderen, einem solchen Falle eigentümlichen Nachhilfen, ein sicheres Verständnis herbeiführen kann.

Unter den Fällen, in denen im Französischen das Objekt vor das Verbum treten muß, giebt es drei oder genauer nur zwei, wo dies unbeschadet des Verständnisses ohne weiteres auch geschehen kann: einmal tritt es ja, wie oben schon erwähnt, als substantivisches Fragepronomen oder als Substantiv in Verbindung mit einem adjektivischen oder adverbialen Fragewort an die Spitze des Satzes; da jedoch hier für die Verdeutlichung des in demselben Satze stehenden Subjekts, sobald dies substantivischer Art ist, mithin also für die Klarlegung des Objekts selbst, besondere Vorkehrungen getroffen werden müssen, so gehört dieser Fall eben nicht so ganz in die bezeichnete Rubrik. Zweitens tritt das Objekt als Relativpronomen zur Einführung eines relativen Nebensatzes an die Spitze eines solchen und es braucht in ihm keine seine Charakterisierung als Objekt unterstützende Veränderung zu verursachen, da sich Akkusativ und Nominativ formell unterscheiden. Endlich drittens darf das Objekt aus dem gleichen Grunde als verbundenes Personalpronomen ohne weiteres vor das Verbum treten, und es thut dies, weil es in seiner Unselbständigkeit (ähnlich wie ne) die proklitische Anlehnung an das Verbum finitum sucht. Wie es darum auch mit seinem wenig auffälligen Wesen sich seiner selbst entäußernd zur Verdeutlichung der sonst schwer kenntlichen Objekte seine Kräfte leiht, das ist oben gezeigt worden.

Bekannt ist das Gesetz, daß ein den Satz einleitendes Adverb keinerlei Änderung in der Wortstellung hervorruft; während also im Deutschen in diesem Falle das Subjekt hinter das Verbum tritt, muß es im Französischen seinen Platz vor diesem behalten:

Damals besiegte Friedrich der Große die Russen.
Alors Frédéric le Grand vainquit les Russes.

Der gleiche Unterschied beider Sprachen zeigt sich in der Gestaltung des Nachsatzes:

Als der Winter herannahte, verließen die Vögel das Land.
Lorsque l'hiver s'approcha, les oiseaux quittèrent le pays.

Dem mit einem Adverb beginnenden Satze entsprechend behandelt wird der durch den Genitiv des Relativpronomens eingeleitete Satz,

sobald es sich in ihm um ein substantivisches nicht von einer Präposition abhängiges Objekt handelt. Die eigenartige Stellung, die wir in dem deutschen Satze:

Der Mann, dessen Kinder ich gestern gesehen habe, ist gestorben

antreffen, finden wir im Französischen durch die streng fixierte Reihenfolge der Satzglieder wiedergegeben in:

L'homme dont j'ai vu les enfants, est mort.

Handelt es sich aber in dem durch den Genitiv des Relativpronomens eingeleiteten Satze um ein formell erkennbares genitivisches oder mit irgend einer anderen Präposition verbundenes Objekt, so tritt dieses ohne Schaden an die Spitze des Nebensatzes, also vor das Verbum:

Der König, dessen Wohlthaten wir uns immer erinnern werden

und

Der König, dessen Wohlthaten wir unser Glück verdanken

sind französisch:

Le roi des bienfaits duquel nous nous souviendrons toujours

und

Le roi aux bienfaits duquel nous devons notre bonheur.

Freilich darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Form dont als vom lateinischen deunde stammend eben ein Adverb ist und schon deshalb der Behandlung dieser sich anschließt.

Es ist von Vorteil, im Aufbau des französischen Satzes von vornherein einen Unterschied zwischen „Adverb" und „adverbialer Bestimmung" zu machen und zwar so, daß man mit „Adverb" ein einzelnes Wort, mit adverbialer Bestimmung eine Verbindung von einem Substantiv mit Artikel, Pronomen oder Präposition bezeichnet; denn in der That unterscheiden sie sich durch ihre Stellung im Satze zumeist ganz wesentlich von einander. Während es nämlich möglich, ja geboten ist, daß das Adverb unmittelbar hinter dem Verbum, bei zusammengesetzten Zeiten oft sogar hinter dem Hilfsverbum, Platz nimmt, muß die adverbiale Bestimmung in der Regel entweder noch vor dem Subjekt oder hinter allen Objektsbestimmungen des Verbums stehen, und dies wiederum nicht ohne guten Grund; denn das Adverb kann zu keinerlei Mißverständnissen führen, wohl aber die adverbiale Bestimmung. Ist diese ein Substantiv mit Artikel oder Pronomen, so kann sie unter Umständen

irrtümlich für das Subjekt oder für das direkte Objekt, ist sie ein Substantiv mit der Präposition de oder à, für ein indirektes Objekt gehalten werden. Wie ändert sich beispielsweise der Sinn in folgenden Sätzen durch die Stellung:

Il est sûr que tous les moments de sa vie le père maudira cet hiver

und

Il est sûr que cet hiver le père maudira tous les moments de sa vie.

A la cour de ce prince je songeais toujours au printemps

und

Au printemps je songeais toujours à la cour de ce prince.

De mon temps les médecins ne savaient rien

und

Les médecins ne savaient rien de mon temps.

Und so giebt man denn dem Schüler, wenn man ihn vor Fehlern in diesem Punkt bewahren will, mit praktischem Erfolg die Regel, der adverbialen Bestimmung sich möglichst gleich am Anfang des Satzes, bezw. wo eine Konjunktion, ein Adverb oder ein Relativpronomen den Satz einleitet, sofort hinter diesem zu entledigen.

Wird einem Verbum außer einem direkten Objekt noch ein mit einer Präposition verbundenes, sagen wir — was es ja meistens ist — ein Dativobjekt hinzugefügt, so behält auch da in der Regel das erstere seinen Platz direkt hinter dem Verbum. Der Dativ wird nur in dem Falle vor das Akkusativobjekt gestellt, wenn dieses durch ausgedehnte Attribute erweitert, die schnelle Vorführung und damit die leichte Übersicht über die, vornehmlich substantivischen, Hauptelemente des Satzes aufhalten würde. Wie würde sich der Satz: le jeune négociant offrit à mon père toutes ces marchandises, telles que des tapis, des couvertures, des bijouteries etc. ausnehmen, wollte man das Accusativobjekt voranstellen! Oft aber rechtfertigt sich diese Stellung auch dadurch, daß andernfalls ein Mißverständnis eintreten würde. So möchte beispielsweise ein dem Akkusativobjekt folgendes zugehöriges adjektivisches Attribut, wenn mit diesem dem Dativobjekt vorangestellt, stets unweigerlich mit dem Dativ in Verbindung gebracht werden und das notwendig vielfach falsch. Unzweifelhaft den vollen damit verbundenen Sinn geben die Worte:

Le roi imposa aux ennemis des conditions trop dures

nur in dieser Stellung, nicht so in der Folge:

Le roi imposa des conditions trop dures aux ennemis;

umgekehrt giebt der Satz:

Le duc donna des lois peu agréables à l'empereur d'Allemagne

nur mit dieser Wortfolge guten Sinn, nicht mit der anderen:

Le duc donna à l'empereur d'Allemagne des lois peu agréables.

Insbesondere nun aber wird das Akkusativobjekt einem anderen nachgestellt, wenn es durch einen Relativsatz eine Ergänzung erfährt. Und hier wiederum haben wir ein syntaktisches Sondergesetz vor uns, das direkt aus einer formellen Besonderheit des Französischen hervorgegangen ist. Weil in dem landläufigen französischen Relativpronomen kein Genus und kein Numerus unterschieden werden kann, weil beispielsweise der Akkusativ que sich ebensogut auf ein Femininum wie auf ein Maskulinum, ebensowohl auf einen Plural wie auf einen Singular beziehen kann, hat sich als syntaktische Norm festsetzen müssen, das Relativpronomen stets mit demjenigen Worte in unmittelbare Berührung zu bringen, zu dem es gehört. Welch sonderbaren Sinn würde auch beispielsweise der Satz:

Je recommanderai à mon frère le plat que j'ai mangé hier

ergeben, wollte man den Akkusativ von dem zugehörigen Relativsatz loslösen und vor den Dativ stellen.

Haben wir es in einem solchen durch den Akkusativ des Relativpronomens eingeleiteten Satz dann etwa noch mit einem substantivischen Subjekt zu thun, das seinerseits wiederum einen Relativsatz zur Ergänzung hat, so wird dieses notwendig hinter das Verbum gestellt werden müssen, wodurch uns in dem Satze:

Je recommandai à mon frère ce conseil que m'a donné mon père qui m'a toujours bien guidé

die eigentümliche Reihenfolge: Objekt, Verbum, Subjekt entgegentritt.

Eine von der der übrigen Verba gesonderte Betrachtung erscheint gerade im Kapitel der Satzstellung noch für die sogenannte Kopula, die Verknüpfung von Subjekt und Prädikatsnomen, erforderlich. Die Kopula par excellence, die wesentlich nur als Bindemittel für zwei verschiedene Satzglieder dient und nichts anderes ist als ein Gleichheitszeichen zwischen zwei Begriffen, ist das

Verbum être. Damit ist nun schon über seine Stellung alles gesagt: als Gleichheitszeichen zwischen zwei Begriffen, als Bindemittel zweier Satzglieder wird es seine Stellung notwendig in deren Mitte haben müssen, also daß hier das Subjekt hinter das Verbum tritt, sobald das Prädikatsnomen vorausgeht, gleichwie umgekehrt; liegt es ja doch in der Natur der Sache, daß Subjekt und Prädikatsnomen zumeist ohne Bedenken mit einander vertauscht werden können. So sagen wir affirmativ:

Sa joie était grande
Sa joie était telle que . . .

und in umgekehrter Stellung:

Telle était sa joie que . . .

und in der Frage (oder im Ausruf):

Quelle était sa joie
Quel était son maître

und anschließend dann auch:

Là était son maître

und in der Frage:

Où était son maître

und indirekt fragend:

Il ne savait pas où avait été son maître.

Als Mittelding zwischen être und den anderen keine eigentliche Thätigkeit ausdrückenden Verben und den vollkommenen transitiven erfahren dann noch die Intransitiva und Passiva einerseits und die Reflexiva andererseits eine eigne Behandlung. Da nämlich jene eine Thätigkeit ausdrücken, die auf keinen Gegenstand übergeht, diese aber eine solche, die auf denjenigen sich bezieht, von dem sie ausgeht, mit anderen Worten, da jene überhaupt kein Objekt, diese aber als Objekt eine Form des in seiner Stellung vor dem Verbum fixierten verbundenen Pronomens haben, kann das Subjekt ohne Gefahr einer falschen Beziehung hinter dem Verbum stehen:

Ainsi va le monde.
Dans quelle année naquit Molière?
A cette époque fut créée la célèbre école de Salerne.
Comment se porte ton frère?
Je connais les pays où se refugièrent alors les Français qui étaient persécutés à cause de leur religion.

Hauptsächlich durch diese Verben werden die sogenannten fakultativen Stellungen geschaffen, die, obwohl von der Norm abweichend, dennoch gestattet und dem Schriftsteller als Mittel zur Belebung seines Stils willkommen sind. Und auch außerhalb des Bereiches dieser Verben begegnen wir hie und da einer freieren, von den oben gegebenen Regeln abweichenden Wortfolge im Satze. Nie aber wird der Franzose die Klarheit und Durchsichtigkeit der Konstruktion außer acht lassen. Diese bleibt oberstes Prinzip jeder Schriftgebung, und darum wird uns wohl noch auf lange Zeit hinaus wie bisher ein französischer Philosoph und ein französischer Mathematiker bequemer in diese und jene Disziplin einführen als deutsche Schriftsteller auf beiden Gebieten dies zu thun vermögen.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf einige in unveränderlicher Form dem Sprachsatz einverleibte Redensarten mit eigentümlicher Wortfolge, so dürfen wir nicht vergessen zu berücksichtigen, daß diese größtenteils wie alle derartigen erstarrten Sprachgebilde in ihrer Entstehung einer weit zurückliegenden Zeit angehören und daß viele Formen darin, die dem heutigen Schematismus zum Opfer gefallen sind und sich abgeschliffen haben, damals noch ihr deutliches individuelles Gepräge hatten. Immerhin sind sie auch in ihrer heutigen Form nicht geradezu mißzuverstehen, wie die Redensarten: il gèle à pierre fendre, sans mot dire u. a.; ähnlich auch die Überreste selbständiger Konjunktive: vive le roi, périsse le traître u. a.

Wie man übrigens dazu kommt, den Mangel einer Nominalflexion nach der oben dargelegten Weise vielfach durch eine Anleihe gerade vom Pronomen her auszugleichen, liegt auf der Hand. Die Verwendung des Pronomens zur Vertretung eines Nomens ist ja wohl allen Sprachen gemein, hat es doch von dieser Funktion seinen Namen erhalten; eigentümlich ist dem Französischen nur, daß das Pronomen dazu verwendet wird, vollkommen zur Genüge ausgedrückte Begriffe ausschließlich zu dem Zwecke wieder aufzunehmen, damit diese in ihrer Beziehung zum Verbum oder auch zu anderen Satzgliedern klarer und leichter erkannt werden. Und da muß man denn sagen, daß, wie wegen der besonderen Formenarmut der französischen Sprache im Nomen eine syntaktische Prophylaxis er-

forderlich, so andererseits infolge des besonderen Formenreichtums im Personalpronomen diese Prophylaxis auch wirklich möglich ist. Es hat sich ja das Pronomen auch in anderen Sprachen unter den Wortklassen seine ursprüngliche Gestalt und damit seine ursprüngliche Formenmannigfaltigkeit bewahrt, daß aber, wie im Französischen, für sämtliche Kasus des persönlichen Pronomens eine doppelte Ausdrucksweise möglich ist, dürfte sonstwo schwer zu finden sein. Und dieser Reichtum nun setzt, wie gesagt, das Französische in den Stand, die ihm eigentümlichen Mängel in der Formbildung an anderen Stellen auszugleichen. Nur eine Sprache, die, wie das Französische, allenthalben neben einer lautlich verkümmerten und syntaktisch unselbständig gewordenen Form eine zweite kräftiger entwickelte zur Verfügung hat, konnte es sich erlauben, erstere so zu gebrauchen, wie wir es in diesem Kapitel ausgeführt haben.

3. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Fr. Leykauff, Landgerichtsdirektor, hier;
„ O. Creizenach, Amtsrichter, hier;
„ A. Lossen, Landgerichtsrat, hier;
„ Dr. jur. F. Rothschild, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. L. Weiß, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. R. Heß, Gerichtsreferendar, hier;
„ Dr. jur. B. Mettenheimer, Gerichtsreferendar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landrichter H. Dove und als Schriftführer Herrn Rechtsanwalt Dr. L. Wurzmann.

In der Sektion sprachen:

Herr Dr. Zirndorfer über
„Entwickelung der Vaterschaftsklage";

Herr Dr. Benkard über
„Einleitung in das Frankfurter Partikularrecht";

Herr Dr. Hanau über
„Frankfurter Sachenrecht, Teil I";

Herr Landrichter Dove über
„Rudolf von Jhering und Bernhard Windscheid".

Der eingesandte Bericht lautet:

Rudolf von Jhering und Bernhard Windscheid
von Herrn Landrichter Dove.

Die Herbsttage des Jahres 1892 sind für die Wissenschaft des römischen Rechts in Deutschland bedeutungsvoll geworden: am 17. September starb Rudolf von Jhering, in der Frühe des 26. Oktober folgte ihm Bernhard Windscheid. Man braucht nur die Namen zu nennen, um sich die Bedeutung ihres Todes zu vergegenwärtigen. Denn wen immer man nach den bedeutendsten Vertretern der romanistischen Wissenschaft in unseren Tagen gefragt hätte, er hätte die beiden genannt und keinen neben ihnen.[1]) Und

---

[1]) Nur Kohler in der „Zukunft" (Bd. 2 No. 16 und 17) hält es für angemessen, die beiden Verstorbenen herabzusetzen und ihnen gegenüber den lebenden Dernburg über Gebühr zu erheben. Es ist gewiß das Vorrecht erlauchter Geister, von dem schwächlichen und unwahren „de mortuis nihil nisi bene" emanzipiert zu sein. Aber die gleichzeitige Verherrlichung der Lebenden steht in schneidendem Gegensatze zu den schönen Worten, die Uhland seiner Muse nachrühmen durfte.

„Und hat sie nie die Lebenden erhoben,
Die Toten, die nicht hören, darf sie loben".

Und wenn gar der Lorbeer von den Stirnen der Entschlafenen gezerrt wird, um die eigene Schläfe des Spoliierenden damit zu umwinden, so muß der Eindruck um so peinlicher sein. Im Folgenden ist im Text nur der erste Aufsatz Kohlers: „Windscheid" in No. 16 der „Zukunft" vom 14. Januar 1893 S. 54 ff. berücksichtigt. Der spätere „Windscheid und Jhering" in No. 17

als die Trauer um den Verlust durch die Sorge um die Nachfolge abgelöst war, da erschien keiner der Überlebenden so sehr der Erbschaft würdig, daß sich auf ihn aller Augen, als auf den gegebenen Nachfolger gerichtet hätten. Und noch ein anderes Merkmal sei gleich hier hervorgehoben, das beiden Meistern gemeinsam war: sie sind von uns geschieden nicht als müde Greise, die man mit Pietät betrachtet, an deren Stelle man aber im Interesse des nie rastenden Fortschrittes menschlicher Geistesthätigkeit rüstigere Kräfte zu sehen wünscht; nein, obwohl sie das Alter des Psalmisten erreicht, und obschon ihr Leben Mühe und Arbeit gewesen, noch standen sie aufrecht unter uns, bereit zu schaffen und zu kämpfen.

Wenn zwei Männer von so hervorragender Bedeutung auf dem gleichen Felde wissenschaftlicher Thätigkeit nebeneinander wirken, so ist es naheliegend, sie in einem gewissen Gegensatze zu denken. An dem Gegensatze eines ebenbürtigen Genossen arbeitet sich die Individualität nur um so schärfer heraus. So ist es auch mit Ihering und Windscheid. Freilich nicht als Häupter von Parteien oder Schulen treten sie uns entgegen, wie etwa Labeo und Capito oder Savigny und Thibaut. Die Zeit der Schulen ist hoffentlich für unsere Wissenschaft überhaupt vorbei. Aber in ihrer Eigenheit und darum auch in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft stellen die beiden allerdings Gegensätze dar. Ihering war ein echter Ostfriese, eine kräftige Kampfesnatur. Ihm galt es vor allem einzureißen, was baufällig und morsch war, um Boden zu neuem Aufbau zu gewinnen. Was er anfaßte, da war er mit ganzer Seele dabei. Aber sein lebhafter Geist führte ihn von einem zum andern, er arbeitete sprungweise: ehe noch das eine fertig war, erschien ihm ein anderes wichtiger, und er griff es an, um erst mit ihm ins Reine zu kommen. So stehen seine Werke zum Teil da als gewaltige Torsen, mächtig in der Anlage, herrlich durchgeführt, aber leider unvollendet. — Windscheid war ein ruhiger, feiner Arbeiter. Nicht ein gewaltiges Bildwerk wollte er schaffen, sondern ein ins feinste durchgearbeitetes Meisterstück. Möglichst

vom 21. Januar 1893 S. 113 ff. giebt mir keine Veranlassung, mein Urteil über Ihering, so sehr es mit den paradoxen Behauptungen Kohlers kontrastiert, irgendwie zu modifizieren.

viel Stoff sollte hinein verarbeitet werden, und vollendet sollte es in allen seinen Teilen sich darstellen. Jhering griff auch auf andere Gebiete über, er schöpfte das Recht aus dem lebendigen Treiben des Tages, seine Sprache, voll und reich, lieh gern ihre Bilder von der Naturwissenschaft, er ging der Bedeutung der Worte nach und suchte sie nutzbar zu machen für die Erklärung der Rechtsbegriffe. Windscheid wollte Jurist sein und nur Jurist, und die Jurisprudenz war ihm ein logischer Prozeß; nicht das Tagesleben mit seinen wechselnden Bildern zog ihn an, in dem corpus juris lag für ihn die Summe der Weisheit beschlossen.

Es wäre müßig, von der Gegenüberstellung beider Männer zu ihrer gegenseitigen Abwägung übergehen zu wollen. Suchen wir lieber zu erfassen, wodurch ein jeder von ihnen seiner Wissenschaft gedient. Freilich ein erschöpfendes Bild ihrer Wirksamkeit zu geben, kann meine Aufgabe nicht sein. Aber wenn ich der kleinen Skizze vielleicht einige charakteristische Züge beifügen kann, so ist es, weil es mir vergönnt war, mit beiden in persönliche Berührung zu kommen.

Wer von Windscheid spricht, denkt zuerst an sein Lehrbuch. „Der Windscheid" das sind seine Pandekten, das Werk seines Lebens, seine Stärke und seine Begrenzung. In der That hat dieses Buch ihn seit der ersten im Jahre 1862 bis zur siebenten im Jahre 1891 erschienenen Auflage ein Menschenalter hindurch unausgesetzt beschäftigt. War eine Auflage zum Abschluß gebracht, so ging er alsbald an die Sammlung des Materials für die nächste. Die Vollendung stellte sich ihm als ein Abschnitt dar: er liebte es, die knappen Vorreden von irgend einem dies festus zu datieren: „am Weihnachtsabend 1874", „am Tage der Eröffnung des Reichsgerichts", „Neujahr 1887", „am Jahrestage der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs". Seine Fürsorge erstreckte sich bis auf Kleinigkeiten: er bestimmte den Drucker wie den Korrektor, die Bezeichnung der Noten und die Zitiermethode. Auf der Genauigkeit im großen wie im kleinen, auf der absoluten Zuverlässigkeit und Vollständigkeit beruht zum nicht geringen Teil der Wert und Einfluß seines Lehrbuches. Daß dieser Einfluß in der Praxis fast unbegrenzt war, darüber sind alle einig; ob er ab-

solut heilsam gewesen, darüber gehen schon jetzt die Meinungen auseinander. „Es bildet," sagt Landsberg (in der „Nation" No. 6 vom 5. November 1892 S. 86) „den Abschluß der ganzen bisherigen Wissenschaft von dem in Deutschland giltigen Recht; es verbindet die reiche, in die Antike zurückgreifende Vergangenheit mit einer hoffentlich nicht minder reichen nationalen Zukunft; es wahrt die Kontinuität in der Rechtswissenschaft und soll fernen Geschlechtern Zeugniß ablegen von dem, was die deutsche Civilistik war und vermochte in diesem wichtigsten Wendepunkte ihrer ganzen Geschichte." Hören wir dagegen Kohler (in der „Zukunft" No. 16 vom 14. Januar 1893): „So ist das Windscheid'sche Lehrbuch ein Herbarium geworden, ein Herbarium mit sauberen, hübsch ausgetrockneten und gut präparierten Pflanzeneinlagen; alle paar Jahre neu gereinigt, neu präpariert und mit neuen Einlagen bereichert; und wenn man nachsehen will über irgendeine Pflanzenspezies im großen Lande des Pandektenrechts, so findet man an der betreffenden Stelle des großen Herbariums die getrockneten Stengel mit zierlich bewahrten Staubfäden und Pistillen; man findet allerdings nichts vom Blütenduft mehr: der Kampher, der die Sammlung sorgfältig vor den Angriffen der eindringenden Gährungsbazillen schützt, schlägt überall durch, und je älter das Lehrbuch wurde, um so mehr machten sich die antiseptischen Ingredienzien des fleißigen Konservators bemerklich." In der That sieht Kohler in den „Pandekten" den Niedergang Windscheids. „Aus dem kühnen Juristen, der uns mit den Ideen der Voraussetzung und des Anspruchs bereichert hat, ist ein überaus peinlicher Grübler geworden", so, wie bei Goethe die schönen Anfänge, die er dem deutschen Drama gegeben, stecken geblieben sind, „als er im Übermaß des Hellenismus seinen Shakespeare vergaß und marmorkalte Stücke, wie Tasso und Iphigenie, schrieb", und wie Schillers „genialische Geistesgährung, die in der wunderbar ergreifenden Verzweiflungsszene des Franz Moor ausbricht," „in den matten, phrasenhaften, dialektischen Monologen der Jungfrau, des Tell und Wallenstein Kraft und Nachdruck verloren" hat. Kohler wirft Windscheid vor, daß er die Gabe der Phantasie, soweit er sie besessen, in steter Selbstzucht dem grübelnden Verstande geopfert

habe. Die Thatsache selbst wird vielleicht nicht zu bestreiten sein; es fragt sich nur, ob sie wirklich Windscheid so zum Vorwurf gereicht, wie Kohler meint. Wohl mag der Jurist eines erheblichen Quantums Phantasie nicht entraten können, der daneben Sonette macht, Musik und bildende Kunst traktiert, der Shakespeare vor das Forum der Jurisprudenz zitiert und das Recht der Azteken wie das Konkursrecht der Kabylen darzulegen unternimmt. Aber auch dem Verstande dürfte sein Recht in der Jurisprudenz nicht streitig zu machen sein. Windscheid selbst hat sich darüber in der Tischrede, welche er beim Jubiläum unseres unvergeßlichen Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Albrecht hielt (abgedruckt in der Frankfurter juristischen Rundschau 1889, Beilage II) wie folgt ausgesprochen: „Die Quelle der Entscheidung kann nur das juristische Denken sein. Wenn aber das Resultat des juristischen Denkens zu dem, was der Takt eingiebt, nicht stimmt, so soll das dem Richter eine Warnung sein. Er soll sich zwei und drei Mal fragen, ob er richtig gedacht hat, und, meine Herren, wer am meisten gelernt hat, wird am ehesten befähigt sein, mit den Mitteln des juristischen Denkens die Anforderungen des Taktes, d. h. des Gerechtigkeitsgefühles, zu befriedigen. Aber wenn trotz alledem das juristische Denken von seinem Resultat nicht ablassen will, dann soll der Richter entscheiden, wie er gedacht hat, nicht wie er fühlt. Abhilfe ist dann nur von der Gesetzgebung zu erwarten — an das gesetzte Recht sind wir Alle gebunden."

Und darin besteht in der That der dauernde Wert des Windscheidischen Lehrbuches, daß es uns juristisch denken gelehrt hat. Das habent sua fata libelli gilt ja namentlich von den Lehrbüchern. Sie herrschen ihre Zeit, dann bleibt nur noch der Name bestehen. Der vorhin erwähnte Präsident Albrecht erzählte einmal, wie er als junger Praktiker in Greifswald sich auf neuere Pandektisten berufen habe. Darauf habe ein alter Rat erwidert: „Vangerow, Windscheid und wie sie alle heißen mögen, stimmen hier nicht mit, hier gilt Mevius!" Aber mit den alten Herren wurde die Herrschaft des Mevius zu Grabe getragen. Und nicht anders ging es später Vangerow. Und so wird auch Windscheid aus der unmittelbaren Anwendung verschwinden, noch ehe das

bürgerliche Gesetzbuch in Kraft tritt. Denn, was ihm stets wieder die Herrschaft befestigte, der Wiederverjüngungsprozeß, die Aufnahme der ganzen inzwischen erschienenen Litteratur und Rechtsprechung: das ist nun vorbei, da der Griffel der müden Hand entfallen, das eifrig spähende Auge für immer geschlossen ist. Schon bei Lebzeiten Windscheids hatte sich das Dernburgische Lehrbuch zu einer beachtenswerten Rivalität erhoben, mehr vielleicht, als Windscheid selbst geglaubt hatte. Sein Verleger erzählte mir einmal vor Jahren, wie er den Autor auf die Konkurrenz Dernburgs hingewiesen. Darauf habe Windscheid nicht ohne Geringschätzung erwidert: „Ach nein, der thut uns nichts!" Diese Ansicht des großen Gelehrten, der auch ein guter Geschäftsmann war, ist wohl nicht berechtigt. Freilich, wenn man, wie Kohler (a. a. O.), Dernburg weit über Windscheid stellt und ihn den größten Pandektisten der Gegenwart nennt, so vergißt man, daß der eine auf des andern Schultern steht. Wohl mag sich der Blick freier eröffnen für den, der noch eine Spitze höher klimmt, als sein Vorgänger; aber ihm ist das Klimmen ein leichtes, wenn er die Stufen benutzen kann, die jener in die vordem unwegsame Eiswand geschlagen. Zudem kann von einem Verdrängtwerden des Windscheidischen durch das Dernburgische Lehrbuch bisher nicht gesprochen werden, wenn auch nach meinem Eindruck die jüngeren Praktiker schon mehr nach dem neueren Pandektenwerke greifen.

Aber wie gesagt, ist der Einfluß von Windscheids Pandekten nicht auf die unmittelbare Benutzung in der Praxis beschränkt. Und nicht nur, was von ihm in Rechtsprechung und Rechtslehre übergegangen ist, wirkt fort; wie das Lehrbuch in den gemeinrechtlichen Gebieten vielfach legis vicem gehabt, so ist es auch Vorbild und an vielen Stellen Bestandteil des Entwurfes zum deutschen bürgerlichen Gesetzbuch geworden. Ob dies ein Segen für dieses gewesen ist, darüber sind allerdings die Meinungen noch geteilter, als über die Heilsamkeit der unbedingten Herrschaft der Windscheidischen Pandekten in der Praxis. Denn es läßt sich nicht bestreiten, daß gerade die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher Windscheid stets auf die Quellen zurückging, eine gewisse Orthodoxie des corpus juris im Gefolge gehabt hat und daß durch

diese der Verschmelzungsprozeß zwischen römischem und deutschem Recht, die Umformung des ersteren nach den Bedürfnissen des modernen Lebens nicht gefördert ist. Dennoch war Windscheid bereit, der Opposition gegen den ersten Entwurf, so schmerzlich sie ihn berührte, Zugeständnisse zu machen, sofern dadurch nur das Zustandekommen des Gesetzbuchs nicht gefährdet, die Grundlage nicht erschüttert wurde. In der erwähnten Tischrede beim Albrechtjubiläum sagt er:

„Man ändere und verbessere den Entwurf! Ich gebe „Kauf bricht Miete“ und ich weiß nicht wie vieles andere Preis; man sage nur nicht, daß das, was man nicht mag, das Resultat engherzigen romanistischen Denkens sei — die romanistischen Mittel reichen vollkommen aus, um auch dem Satz: „Kauf bricht nicht Miete“ gerecht zu werden.“ — Und wenn wir heute die Resultate der zweiten Lesung, soweit sie vorliegen, ins Auge fassen, so werden wir sagen müssen: Einzelheiten sind geändert, aber die Grundlage ist unverändert geblieben; trotz des furor teutonicus, mit dem der Ansturm gegen den Entwurf unternommen ist, wird sein Grundcharakter romanistisch bleiben, weil wir das römische Recht nicht missen können, weil es zu einem Kulturelement der modernen Welt geworden ist.

Daß wir das verstehen gelernt, verdanken wir dem anderen Meister, dessen wir heute gedenken wollen, Rudolf von Jhering. Sein stolzes Wort: „Durch das römische Recht, aber über dasselbe hinaus“, enthält in der That die Devise, unter welcher das große Gesetzgebungswerk in Angriff genommen werden mußte. Insofern hätte vielleicht der kühn vorwärts stürmende Mann der That besser in die erste Kommission gepaßt, als der große Dogmatiker. Denn Jhering hatte das Zeug zum Gesetzgeber. Wie er selbst das Gesetz als die wichtigste Quelle des Rechts energisch wieder zu Ehren gebracht und dem Kultus des Gewohnheitsrechts, dieses Lückenbüßers politisch ohnmächtiger Zeiten und Völker, hoffentlich für immer den Todesstoß versetzt hat, so besaß er auch den Mut, wo sich das Bedürfnis zeigte, ohne viele Skrupel, ob sich eine Pandektenstelle dafür anführen ließ, neue Rechtssätze zu entwickeln. Ich erinnere hier nur an die culpa in contrahendo,

an die actio injuriarum, die ihm zum Mittel wurde, ein Stück Welt aus den Angeln zu heben. Aber er war darum kein Verächter des Positiven. Es ist vollberechtigt, wenn er in der Vorrede zur ersten Auflage des zweiten Teils seines „Geist des römischen Rechts“ (vom 1. August 1858 S. IX ff.) in der Abfertigung Rudorffs von sich sagt:

„In der That scheinen manche mich in den Ruf bringen zu wollen, ... als ob ich von der Höhe des „„Geistes““ mit einem gewissen Mitleiden auf die mit der treuen Erforschung des einzelnen beschäftigten Arbeiter herabsähe. Mit Worten dagegen zu protestieren, wäre vergeblich; ich hoffe durch die That jenen Vorwurf mehr und mehr verstummen zu machen. Ich unterstelle die gegenwärtige Abteilung ganz und gar der Kritik vom Standpunkt des Konkreten. Möge man also bei der Beurteilung derselben gerade das, woran für mich der Schweiß jahrelangen Ringens klebt: die Auffindung, Verfolgung und plastische Gestaltung des Allgemeinen ganz außer Anschlag lassen, mich lediglich messen und wiegen nach den Einzelnheiten, die ich selbst zuerst in den Quellen entdeckt oder in den rechten Zusammenhang und dadurch zu ihrem Verständnis gebracht habe — in meinen eigenen Augen hat dies zwar nur einen untergeordneten Wert, aber gegenüber denen, die sich mir gegenüber mit derartigen Leistungen zu brüsten gedenken, will ich es getrost in die Wagschale werfen und mir ganz und gar das Maß gefallen lassen, mit dem sie gemessen sein wollen, ohne meinerseits zu verlangen, daß sie sich ihrerseits auch einmal meinem Maße unterwerfen wollen.“

Der so schrieb, hatte wohl das Recht, gegenüber der hochmütigen Kritik verknöcherter Kathedergrößen, denen der glänzende Flug Iheringischer Genialität Schwindel erregte, und die daher ein Blendwerk zu sehen meinten, auf die Gediegenheit und den Umfang seiner Einzeluntersuchungen zu verweisen. Jeder von uns hat oft genug Iheringische Resultate unmittelbar in der Praxis verwertet. In den großen Werken, vor allem im „Geist des römischen Rechts“ und im „Besitzwillen“ finden sich ebenso zahlreiche Quellenuntersuchungen wie verstreut in den „Jahrbüchern für Dogmatik“ und in den Sammelwerken „Vermischte Schriften“,

*

„Abhandlungen aus dem römischen Recht", „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz". So ist Ihering auch quantitativ einer der fruchtbarsten Juristen geworden. Aber nie verlor er über der Arbeit im Kleinen den auf das Große gerichteten Blick, die sichere Divinationsgabe, mit der er Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermochte, die Unbefangenheit und den praktischen Sinn, der ihm das Verständnis so vieler Dinge erschloß, die andern bis dahin verborgen geblieben waren. Denn das waren die herrlichen Gaben, welche er als Ausrüstung für seine Aufgabe mitbrachte. Einmal der universalhistorische Blick, der ihn die Institutionen der Völker auf dem Hintergrunde ihrer politischen und sozialen Verhältnisse erblicken ließ und ihm so das Verständnis für sie eröffnete, der die verwandten Gebiete der Sitte und Sprache heranzog, um den historischen Zusammenhang, wo er nicht zu Tage lag, aus dem Schutt herauszugraben.[2]) So hat er auch als einer der ersten mit Energie auf die Notwendigkeit vergleichender Rechtsstudien hingewiesen, ohne doch selbst in den Fehler zu verfallen, aus den zusammengerafften Notizen unjuristischer Reisender ein System aufbauen zu wollen, wie wir das in den juristischen Trachtenmuseen, welche man neuerdings als vergleichende Rechtswissenschaft ausgeben will, beobachten können.

Neben dem großen historischen Blick aber war es vor allem der praktische Sinn Iherings, der ihn zum Juristen prädestiniert

---

[2]) Kohler spricht Ihering die Eigenschaft des Historikers ab. („Zukunft" No. 17 S. 114.) „Alles andere," sagt er (a. a. O. S. 114), „finden wir eher im „Geist des römischen Rechts", als eine Versenkung in das wirklich römische Leben, aus dem das Weltrecht unseres Kontinents so reiche Anregung bekommen hat" Aber, was er selbst als solche Anregungsmomente anführt: der künstlerisch verklärte Lebenstrieb, die Aufnahme fremden Aberglaubens und abenteuerlicher Kulte, endlich der Hautgout antiken Gigerltums und Hetärenwesens ist teils ohne jede Bedeutung für die Rechtsentwickelung und findet seine Stelle in der Sittengeschichte, wie sie Friedländer uns mit Meisterhand gezeichnet hat, teils hat es auch mit der Zeit, welche Ihering zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat, nichts zu thun. Gerade, daß er es vermochte, zu unterscheiden, nur das Wesentliche zu geben, zeichnet Ihering vor Kohler aus, der die Masse seiner mit staunenswerter Geistesfertigkeit festgehaltenen Lesefrüchte nur zu oft vor den Augen der Leser paradieren läßt.

erscheinen ließ. Wie der Zweckgedanke je mehr und mehr ihm als das beherrschende Prinzip der Rechtsordnung erschien, so war ihm auch die Anwendung der einzelnen Rechtssätze in der Praxis stets der Prüfstein für ihren Wert. Auch als Lehrer wußte er stets die praktische Seite der Jurisprudenz in den Vordergrund zu rücken. Er war der erste, der nach Girtanner es unternahm, zu Unterrichtszwecken eine Sammlung von Rechtsfällen herauszugeben, um früh den künftigen Praktiker in der Entscheidung streitiger Fälle zu üben. Ihm trat an die Seite die kleine Sammlung: „Jurisprudenz des täglichen Lebens". Wie sie unmittelbar aus dem Leben geschöpft ist, davon hier ein Beispiel! Wir saßen einmal, mehrere Studenten in Göttingen im Kaffeehaus; neben uns entfernte sich ein Gast und ließ, wie üblich, den Rest des ihm zum Kaffee verabreichten Zuckers auf dem Wirtstische stehen. Einer von uns warf die Frage auf, wie es sich mit den Rechtsverhältnissen an diesem Zucker verhalte, ob der Gast ihn auch hätte mitnehmen können, ob ein dritter ihn sich aneignen dürfe, ob er dem Wirt zustände: Okkupation und stillschweigender Vertrag wurden erörtert. Abends war ich bei Ihering eingeladen und erzählte ihm unser Gespräch. Er griff es eifrig auf, die Debatte wurde unter seiner kundigen Leitung fortgesetzt. Dann aber stand er von dem schwedischen Punsch, den er trefflich zu bereiten verstand, auf, ging an sein Arbeitspult und notierte den Fall für die „Jurisprudenz des täglichen Lebens", in deren zweiter Auflage er sich an der geeigneten Stelle findet.

Fragen des täglichen Lebens hat Ihering denn auch wiederholt zum Gegenstande der Erörterung gemacht und Stellung zu ihnen genommen. So bei den Retourbillets und dem Trinkgeld. Er wurde auf diese Weise bis zu einem gewissen Grade populär oder auch bei einzelnen Berufsständen, wie den Kellnern, unpopulär. Und er wirkte unmittelbar auf das praktische Leben ein. Die Eisenbahnverwaltungen sahen sich genötigt, den Rückfahrtskarten den Aufdruck zu geben: „Nicht übertragbar, siehe Tarif"; und der früher so schwunghafte Handel ist seitdem wohl ziemlich verschwunden. Und als ich im vorigen Sommer zwei Regentage im „Habsburger Hof" in Innsbruck zubrachte, dem Reformhôtel ohne

jedes Trinkgeld und mit Beteiligung aller Angestellten am Reingewinn, da vermißte ich in dem mit allem Komfort ausgestatteten Hause nichts als die Büste oder das Bild des Juristen, der zuerst gegen das Trinkgelderunwesen aufgetreten ist.

War es doch auch eine praktische Frage, in welcher Ihering schon bald nach Beginn seiner Lehrthätigkeit das Wort zweimal ergriff: der bekannte Streit zwischen Basel-Land und Basel-Stadt um die Festungswerke von Basel. Aber freilich über die Grenzen des Einzelfalles hinaus gestaltete sich der Streit zwischen Ihering und Dernburg zu einer wissenschaftlichen Erörterung der Lehre von den res publicae, bei welcher der Beweis aus den Quellen zum wesentlichen Kampfmittel auf beiden Seiten wurde.

Es ist nicht anders möglich, als daß ein so vielseitiger Geist, eine so tapfere, autoritätsungläubige Natur wie Ihering vielfach Anstoß erregte und Widerspruch erfuhr. Es ist schon oben darauf hingewiesen, wie das Geschlecht der Zunftgelehrten den unbequemen Ketzer mit jenem Hochmut abzuthun suchte, der ihm von alters her eigen ist. Noch als Ihering schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, 1874, als ich bei Beseler in Berlin deutsches Privatrecht hörte, suchte dieser die Monotonie seines Vortrags durch die in seinen Augen geistreiche und ein Vernichtungsurteil enthaltende Bemerkung zu unterbrechen, daß die Iheringische Richtung der „Darwinismus im Recht" sei: spotten ihrer selbst, und wissen nicht wie! Denn gewiß! Was den großen Naturforscher populär gemacht, trotz des Gezeters bibelgläubiger Pastoren, das ist auch bei Ihering der Grund, daß er trotz aller Anfechtung Sieger blieb: die richtige Erkenntnis, daß das Gesetz der Entwickelung und des Fortschritts das Zeichen ist, in dem der moderne Geist kämpfen und siegen muß.

Fragt man, welches Werk Iherings als das vorzüglichste erscheint, so ist die Antwort nicht so auf der Hand liegend wie bei Windscheid. Hätte man ihm selbst bei Lebzeiten die Frage vorgelegt, er hätte immer das neueste, mit dem er gerade beschäftigt war, genannt. Denn so lebhaft nahm ihn in Anspruch, womit er gerade sich befaßte, daß ihm daneben alles andere minderwertig erschien. Man hört das aus den meisten seiner Vorreden

heraus, aus der zum „Geist“, zum „Zweck im Recht“, zum „Besitzwillen“. Als ich ihn kennen lernte, hatte er eben das Schriftchen: „Der Kampf um's Recht“ veröffentlicht, das aus einem populären Vortrag hervorgegangen, einer Dame gewidmet, später in Volksausgaben erschienen, sich an das große Publikum wendet und den Kampf gegen die Auffassung der historischen Schule gleichsam auf die Straße hinausträgt. Geistvoll und paradox, hat es natürlich besonders viel Widerspruch erfahren.[3]) Wir sprachen einmal darüber, ich vertrat ihm gegenüber den Standpunkt, daß seine Auffassung des Shylo jedenfalls nicht die Shakespeares sei. Bei dieser Gelegenheit äußerte er: „Es ist doch das beste, was ich geschrieben habe.“ Ich erzählte das später einmal Windscheid, der, den Kopf schüttelnd, erwiderte: „Und das sagt der Verfasser des „„Geistes““!“ In der That liegt darin das richtige Maßurteil. Von allen Werken Iherings bezaubert der „Geist des römischen Rechts“ uns am meisten durch die Fülle überraschender, kühner Gedanken und scharfsinniger Hypothesen, wie durch die glänzende Form der Darstellung. Darauf hier näher eingehen zu wollen, würde die Grenzen dieses Vortrages weit überschreiten. Der „Geist“ will gelesen sein, über ihn zu sprechen, hieße den Genuß, den er bietet, abschwächen.

Zum Schluß lassen Sie uns noch kurz die Persönlichkeit der beiden Männer, die wir feiern wollen, ins Auge fassen. Ihr Lebensgang ist einfach. In der Jugend und im ersten Mannesalter schnell die Katheder wechselnd, gelangen sie auf der Höhe des Lebens zu einem Ruhepunkt: Ihering in Göttingen, Windscheid in Leipzig. Selten und in nicht erheblichem Maße greifen sie in das Getriebe des öffentlichen Lebens ein, beide trotz der Verschiedenheit ihres Naturells einer mittleren Richtung, einem gemäßigten Liberalismus huldigend. Greift freilich eine Tagesströmung das Ideal an, dem sie dienen, Recht und Gerechtigkeit, so sehen wir sie vereinigt in die Schranken treten: unter dem Aufruf zur Bildung des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ steht der Name Rudolf von Iherings, wie der Bernhard Windscheids. Noch ein

---

[3]) Vergl. jetzt wieder Kohler: „Recht und Pflicht“ im „Archiv für bürgerliches Recht“ Bd. 6, Heft 2 S. 181 ff.

anderes Mal wurde des letzteren Name in der öffentlichen Diskussion genannt. Ein warmer Bewunderer des genialen Staatsmannes, der so hervorragenden Anteil an der Einigung Deutschlands hat, hatte er sich bei den Sammlungen zu einer Nationalgabe für Bismarck mit an die Spitze gestellt. Als sich die Nachricht verbreitete, daß der große Realist zu eigenem Nutzen begehre, was als ein an seinen Namen geknüpftes, dauerndes Erinnerungszeichen, irgend einem idealen Zwecke dienend, mehr schön als klar gedacht war, zog Windscheid sich enttäuscht zurück und sprach es aus, was viele Anhänger des leitenden Staatsmannes dachten, daß die Annahme des auf Wunsch angebotenen Geldes ein nationales Unglück sei. Wie die Verhältnisse lagen, konnte in dem damaligen offiziellen Preußen ein solches Wort weder Verständnis noch Verzeihung finden. Als Windscheid sein Jubiläum feierte und die Vertreter von Staat und Wissenschaft von aller Herren Ländern wetteiferten, ihm ihre Huldigungen darzubringen, blieb jedes Zeichen der Anerkennung von Preußen aus, als handle es sich um irgend einen Kgl. sächsischen Geheimrat und Professor, und nicht um den Mann, zu dessen Füßen ein Teil der Würdenträger des preußischen Staates gesessen hatte, nach dessen Pandekten in den gemeinrechtlichen Gebieten dieses Staates Recht gesprochen wird. Ob es ihn gekränkt? Ich glaube kaum. Höchstens ein feines sarkastisches Lächeln mag dieses Bild aus deutscher Großstaaterei ihm abgenötigt haben. Sein nationaler Sinn blieb unerschüttert, er fand seine Verkörperung vor allem in dem Bestreben, das große Werk des bürgerlichen Gesetzbuchs zu fördern. Bekanntlich hat er eine Zeit lang der ersten Kommission angehört. Dann reklamierte ihn die sächsische Regierung für seine Lehrthätigkeit. Man mag auch das kleinlich finden, und doch muß man sagen, der Mann, der als Lehrer so viel und so gut gewirkt, war auf dem Katheder nur schwer zu missen. Und so hat er denn auch bis in die letzte Zeit gelehrt zum Segen von Generationen deutscher Juristen. Ich kenne seine Vorlesungen nicht aus eigener Erfahrung: man sagte ihnen nach, daß sie hohe Anforderungen an die Fassungsgabe stellten; die Lebhaftigkeit, das Unterhaltende des Iheringischen Vortrages fehlte ihnen. Aber nicht selten hörte man es aus-

sprechen: „In Windscheids Pandektenvorlesungen bin ich Jurist geworden". Auch auf litterarischem Gebiete blieb der Gelehrte bis ins hohe Alter thätig. Neben den neuen Auflagen des Lehrbuches geht sein „Wille und Willenserklärung" aus dem Jahre 1877 einher. Wie er hier das Willensdogma mit dem ganzen Aufwande seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit gegen die Widersacher, namentlich Bähr, verteidigt, so ist er als Greis noch einmal für die „Voraussetzung" in die Schranken getreten und hat einen Gang mit Lenel gethan, der seine sehnige Kraft ungeschwächt erscheinen läßt. Wohl hat er sich zeitweilig auch mit dem Gedanken getragen, eine Apologie des Entwurfs zu schreiben; zur Ausführung kam dieser Plan nicht, sei es, daß ihm die Sorge um die Erneuerung seines Lehrbuches mehr am Herzen lag, sei es, daß der Zusammentritt und die Arbeit der zweiten Kommission ihn darüber beruhigte, daß sein Volk in das Land der Verheißung, das ihm nur von ferne zu sehen vergönnt war, gelangen werde. Enttäuscht und bekümmert hat ihn die Aufnahme des ersten Entwurfs. Aber ein harmonisches, glückliches Familienleben, das Bewußtsein einer segensreichen Wirksamkeit, seine gleichmütige, vornehme Gesinnungsart haben ihm den Abend des Lebens freundlich gestaltet und ihn in Frieden in die Grube fahren lassen, nachdem er vor nicht gar langer Zeit den innerlich wohl schon früher vollzogenen Übertritt zur evangelischen Kirche, die trotz hierarchischer Gelüste noch einige Schlupfwinkel für freiere Geister aufzuweisen hat, auch äußerlich dokumentiert hatte.

Als Ihering aus dem geräuschvollen, opulenten Wien 1872 in das stille Göttingen übersiedelte, hat mancher sich darüber gewundert. Er gab schon damals als Grund an, er wolle Ruhe zum Arbeiten haben, und er hat diesen Grund in der Widmung des zweiten Bandes des „Zwecks im Recht" elf Jahre später wiederholt. Er hat, wie wir sahen, seinen Zweck erreicht. In früher unbekannter Liberalität hatte ihn die Goßlerische Unterrichtsverwaltung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, offiziell entbunden, so daß er schließlich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten leben konnte. Wer früher jene Vorlesungen gehört, dem werden sie unvergeßlich sein. Der lebhafte Mann, der häufig zum

direkten Zwiegespräch mit seinen Zuhörern, zu Frage und Antwort überging, der es auch gelegentlich an scharfer Polemik und derbem Spotte nicht fehlen ließ, war stets anregend und interessant. Seine äußere Erscheinung ließ den Weltmann erkennen, und in seinem gastlichen Hause war Behaglichkeit und Wohlleben zu finden. Der Musik war er mit Leidenschaft ergeben; er hatte seine Söhne zum Teil gegen ihre Neigung veranlaßt, ein Instrument zu erlernen, und so eine gut geübte Hauskapelle gebildet. Sein äußeres Leben gestaltete sich mit der Zeit immer behaglicher. Der Widerspruch verstummte, und wenn auch der „Besitzwille" nicht die erwartete Anerkennung fand, so war doch Jhering nicht gewohnt, den eigenen Wert nach dem Urteil anderer zu messen. Nachdem er früher wiederholt den Verlust der Gattin zu betrauern gehabt, war es ihm vergönnt, die letzten Jahrzehnte an der Seite der trefflichen Hausfrau zu verleben. Als er sein Jubiläum feierte, bewies das Zusammenströmen seiner Anhänger von nah und fern, wie weit der Ruhm seines Namens gedrungen, wie allseitig die Sympathien waren, die er sich erworben. Der scharfe Streiter war ein wohlwollender, liebenswürdiger Mensch. Sein scharfer Blick gestattete ihm, über Gegensätze unwesentlicher Art hinweg zu sehen. In den „Dogmatischen Jahrbüchern" verband er sich mit dem Germanisten Gerber, den Praktikern Bähr und Henrici, dem Österreicher Unger. Mit freudiger Anerkennung begrüßt er in der Widmung zum zweiten Bande des „Zwecks" (an die befreundeten Wiener Genossen Glaser und Unger) den Aufschwung der Rechtswissenschaft in Österreich. Höher noch steht ihm die Freude an dem innigen Bund zwischen dem österreichischen und dem deutschen Kaiserreich. „Mit ihm erst ist die Schöpfung des deutschen Reichs vollständig geworden — beides noch erlebt zu haben, halte ich für den wertvollsten Inhalt meines ganzen Lebens." Auch Jhering hat nicht alle Entwürfe zur Ausführung zu bringen vermocht. Nicht nur, daß der „Geist" und der „Zweck" unvollendet geblieben sind; in der ersten Göttinger Zeit trug er sich auch mit dem Gedanken, ein Institutionenwerk zu schreiben; es ist im Interesse derer, welche, die Vorhallen des Rechts betretend, nur zu häufig durch die Öde ihrer Gänge abgeschreckt werden,

gewiß zu bedauern, daß diese Absicht nicht zur Ausführung gekommen ist. Aber er sagte mir damals schon, er wolle, ehe er an ihre Verwirklichung herantrete, den „Geist“ vollenden. Er kannte sich selbst zu wenig, als daß er geahnt hätte, daß der Flug der Gedanken ihn von einem zum andern entführen, ihn die Schranken der Jurisprudenz werde durchbrechen lassen.

Ihering und Windscheid waren sich ihrer Gegensätzlichkeit bewußt, und das Gefühl der Entfremdung steigerte sich, je mehr den einen der Drang des Geistes in immer weitere Bahnen entführte, während der andere das abgesteckte Feld immer intensiver beackerte. Dennoch sind beide sich nie polemisch gegenübergetreten. In der mehrerwähnten Tischrede, deren Zuhörer wir waren, hat allerdings im engeren Kreise Windscheid, der eben damals sich in dem ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches angegriffen wähnte und so reizbar gegen abweichende Richtungen geworden war, nicht ohne Schärfe Stellung zur Iheringischen Zweckjurisprudenz genommen. „In der neueren Zeit,“ sagte er hier, „macht sich in der Litteratur mit einer gewissen Aufdringlichkeit eine Richtung geltend, welche den Ruf „„Zweckjurisprudenz““ nicht „„Begriffsjurisprudenz““ erhebt — auch hier nenne ich keinen Namen. Sie wissen alle, was ich meine. In meinen Augen sind das keine Gegensätze. Alles Recht verfolgt Zwecke; jeder Rechtssatz ist nur deswegen da, um menschliche Interessen und Bedürfnisse, wie er sie auffaßt, zu befriedigen. Das ist keine neue Entdeckung, ebensowenig wie es eine neue Entdeckung ist, daß bei der Ergründung des wahren Sinnes eines Rechtssatzes vorzugsweise auf dessen Zweck Rücksicht genommen werden muß. Aber deswegen ist es auch nicht weniger wahr, daß alle Wissenschaft des Rechts sich in Begriffen bewegt, ihre Aufgabe keine andere ist, als scharfe Begriffe zu fassen und den Inhalt derselben darzulegen.“

In der Form scharfer Abwehr ist hier vielleicht doch ein sachliches Entgegenkommen zu verzeichnen.

Uns aber lassen Sie mit dem Ausdruck der Freude darüber von den hingegangenen Meistern scheiden, daß zwei Männer so verschiedener Geistesrichtung, ein jeder in seiner Art ausgestattet

mit den Gaben, welche, sich gegenseitig ergänzend, für die Wissenschaft des Rechtes als die vornehmsten erscheinen, in der letzten Hälfte des zur Neige gehenden Säkulums all das zusammenfaßten, was in jahrhundertelanger Arbeit an geistiger Kraft und Anstrengung auf die Bearbeitung des römischen Rechts verwendet ist. So nur kann dieses Recht uns ganz zu eigen werden, so nur der Wahrspruch des einen: „Durch das römische Recht, aber über dasselbe hinaus“ sich verwirklichen in dem großen Gesetzgebungswerke, für das gearbeitet zu haben dem anderen als das wertvollste Ergebnis seines Lebens erschien.

Möge ihr Erbe unverloren sein!

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. M. Behrend, Statistiker, hier.
„ Dr. med. W. Hanauer, prakt. Arzt, hier.
„ O. de Terra, kgl. Eisenbahndirektor, hier.
„ Dr. ph. J. Valentin, Chemiker, hier.
„ Dr. ph. J. Meyer, Chemiker, hier.
„ Dr. ph. J. Trommershausen, Oberlehrer, hier.
„ E. Dennig, Handelskammerbeamter, hier.
„ G. Hoch, Redakteur, hier.
„ W. Schmidt, Lithograph und Reichstagsabgeordneter, hier.

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. F. Rothschild, Referendar, hier.
„ Dr. jur. R. Heß, Referendar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Wahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Stadtrat Dr. Karl Flesch, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn S. Spier.

Die Sitzungen am 10. und 17. Oktober, 28. November, 12. und 19. Dezember waren gemeinsamer kritischer Lektüre von Rodbertus

„Fünf Theoreme zur Erkenntnis unserer staatswissenschaftlichen Zustände“ gewidmet.

Am 31. Oktober sprach Herr Franz Wirth über „Pan-Amerika und Pan-Europa“;

am 5. Dezember hielt Herr J. H. Epstein einen Vortrag über „Das Wesen der produktiven Arbeit“.

Der eingesandte Bericht lautet:

Pan-Amerika und Pan-Europa von Herrn Franz Wirth.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Vorschläge, größere Zollvereinigungen zu bilden, gerade von den Schutzzöllnern ausgehen. Schon vor Zeiten wurde von solchen der Vorschlag gemacht, das europäische Festland gegen England zusammenzufassen oder eine Zolleinigung wenigstens zwischen Deutschland und Oesterreich herzustellen. Der berühmte Schutzzöllner Dr. Peez in Wien glaubte dadurch allein die festländische Industrie retten zu können. Der amerikanische Minister Blaine folgte nach, indem er eine Zolleinigung für ganz Amerika vorschlug und zu diesem Zweck den panamerikanischen Kongreß in Washington veranstaltete.

Nun ist aber doch eine Zolleinigung so vieler und großer Länder nichts anderes als Handelsfreiheit innerhalb derselben und es liegt absolut kein Grund vor, irgend ein Land davon auszuschließen.

Der Hauptschrecken aller Schutzzöllner ist oder war vielmehr, müssen wir sagen, England, dessen Industrie so gewaltig und so entwickelt sei, daß wir nicht damit konkurrieren könnten. Etwas logisches Denken hätte die Urheber dieser Anschauung leicht darüber belehren können, daß Zölle dieses Ziel nie erreichen, weil sie schlechtere Arbeit veranlassen. Zölle sind überhaupt nur dann von Nutzen für die Geschützten, wenn sie einseitig nur auf gewisse Waren gelegt werden oder in entsprechend verschiedener Höhe. Werden sie auf alle Waren gelegt und in ganz gleicher, den Kosten entsprechender Weise, so heben sie sich gegenseitig auf und nützen keinem.

Dieser Mangel an Logik zeigte sich auch bei dem Bestreben, ganz Amerika in einen Zollbund zusammenzufassen. Blaine hoffte dadurch Europa auszuschließen und die Industrieerzeugnisse, welche Südamerika braucht, durch Nordamerika zu beschaffen. Ein riesiger Aufschwung von dessen Industrie müßte die Folge sein!

In Wirklichkeit kam es aber ganz anders und die Südamerikaner waren auch so vernünftig, auf ein solches Projekt nicht einzugehen: nur einige Handelsverträge schlossen sie mit dem Norden.

Ein einfacher Blick auf die Ausfuhr Amerikas mußte den Nordamerikanern zeigen, daß sie überhaupt nicht im Stande sind, dem Süden alle seine gewerblichen Bedürfnisse zu liefern, weil sie dies nicht einmal für das eigene Land können. Die Vereinigten Staaten führten im Jahre 1889 für 745 Millionen Dollar ausländische Fabrikate und Produkte ein und für 742 Millionen Dollar aus, wovon fast drei Viertel (523 Millionen) landwirtschaftliche Produkte sind. Die Baumwolle nimmt allein ein Drittel der ganzen Ausfuhr weg (über 3 Millionen Pfund). Und es ist das eine sehr natürliche Sache. Ein Land, das wie Amerika noch Millionen Quadratmeilen unbenützten Bodens hat, der nicht gedüngt zu werden braucht, das für einen Acker (40,000 □') Landes nur 1¼ Dollar zu zahlen, auf der anderen Seite aber sehr hohe Löhne und naturgemäß Mangel an Arbeitskräften hat, dieses thut besser, Landwirtschaft zu treiben, als Industrie.

Das ist denn auch die Regel, und für Südamerika, wo die Sonne mithilft, gilt es noch weit mehr. Dort Fabriken zu errichten, während die Bodenerzeugnisse fast von selbst heranwachsen, das wäre der Gipfel der Thorheit, abgesehen davon, daß gar keine Arbeitskräfte für sie vorhanden wären. Woher sollte man sie auch nehmen?! Durch hohe Zölle könnte man es ja fertig bringen, allein die übrige an sich sehr lohnende Produktion würde darunter leiden. Arbeiter und Kapital müßten aus den übrigen Produktionszweigen genommen werden, denn das Kapital kann nicht über Nacht geschaffen werden und die vorhandenen Arbeiter können auch nicht mehr als 12 bis 16 Stunden arbeiten; folglich muß man sie aus den vorhandenen Gewerben nehmen, und diese stehen dann stille. Was damit gewonnen sein soll, ist nicht wohl einzusehen!

Die Erfahrung hat das denn auch bestätigt. Trotz möglichst günstiger Handelsverträge ist die Ausfuhr Nordamerikas nach dem Süden nicht gestiegen und hat teilweise sogar abgenommen. Das Organ der englischen Handelskammern berichtet darüber, daß die Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse in Brasilien in den ersten 14 Monaten fast dieselbe blieb (17 Millionen gegen 16,1 Millionen früher), während die Ausfuhr nach dem übrigen Amerika von 94,9 Millionen Dollar auf 135,2 stieg. — Das heißt doch nichts anderes, als daß ein großer Bedarf für die südlichen Produkte im Norden vorhanden war, und der Ausgleich wahrscheinlich durch Lieferung europäischer Fabrikate erfolgte. San Domingo nahm speziell den Vereinigten Staaten in den ersten 9 Monaten um 13000 Dollar weniger Ware ab, Salvador um 32000 Dollar.

Der Verkehr mit Cuba, Britisch Westindien und Porto Rico stieg wegen des Zuckers etwas (von 9,8 Millionen auf 14½, in Westindien und Porto Rico um 118,000 und 300,00 Dollar). Ungleich mehr ist aber die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten gestiegen, aus Cuba von 44,6 Millionen auf 54,9, San Domingo um 750,000 Dollar, Salvador (4 Monate) um 600,000. Es geht daraus hervor, daß der Norden in steigendem Maße südliche Erzeugnisse brauchte, sie aber nicht direkt mit den eigenen bezahlen konnte, sondern wahrscheinlich erst durch Vermittelung Europas, indem es diesem landwirtschaftliche Produkte lieferte.

Die Ausfuhrlisten Europas bestätigen dies. Hamburg führte im Jahre 1891 für 1295 Millionen Mark Waren aus, und davon gingen allein 428 Millionen nach Amerika. Bremen schickte für 111 Millionen Mark nach Amerika, beide Häfen zusammen 539 Millionen. Dazu kommt nun England, welches weitaus am meisten nach Amerika liefert, ferner Frankreich, die Schweiz u. a., welche fast nur Fabrikate hinliefern.

Wenn selbst Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ die „rapide Entwickelung“ Amerikas für eine „Gefahr für den Fortbestand der ökonomischen, politischen und intellektuellen (!) Weltherrschaft Europas“ erklären (No. 231 von 1892), so weiß man in der That nicht, was man dazu sagen soll! Wem hat es je ge-

schadet, daß ein anderer reich wurde, außer es geschah auf seine Kosten? Die Amerikaner leben aber doch nicht auf unsere Kosten!

Die Idee von der Herrschaft eines Volkes über das andere scheint noch ein Überbleibsel aus der Zeit des Merkantilismus zu sein, wo man glaubte, daß beim Handel der eine verliere, was der andere gewinne. Daß beim Handel beide Teile gewinnen, ist, scheint es, heute noch nicht überall zum Bewußtsein gekommen. Damit fällt auch die Idee einer Herrschaft in wirtschaftlichen Dingen.

Die Aufhebung der Zölle zwischen den einzelnen deutschen Staaten durch den Zollverein hat sich anerkanntermaßen als sehr heilsam und für die Industrie günstig erwiesen, obwohl im Zollverein mindestens so große Verschiedenheiten wie zwischen Amerika und Europa bestanden. Weshalb soll nun gegen das Ausland schädlich sein, was sich hier so ausgezeichnet bewährt hat?

Pan-Amerika würde durch Verschwinden aller inneren Zölle sicher ebensoviel Gewinn ziehen, aber die äußeren Zölle sind das Hindernis. Südamerika ist und muß noch für lange freihändlerisch sein, es kann keinem Zollbunde beitreten, der ihm seine gewerblichen Bedürfnisse unmäßig verteuert. Der Norden ist aber eben im Begriff, sich vom Schutzzoll los zu machen. Pan-Amerika ist dann eher möglich.

4. Abteilung für Geschichte (G).

Die im Oktober stattgehabte Wahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. R. Schwemer, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Orth und als Schriftführer Herrn Dr. O. Heuer.

In der Sitzung vom 19. Oktober wurde die „Mosella“ des Ausonius gemeinsam gelesen, wobei Herr Dr. Orth das Referat übernommen hatte. Am 7. November und 9. Dezember wurde mit dem Lesen von Gregors v. Tours „Historia Francorum“ begonnen. Herr Dr. Schwemer und Herr Dr. Löhren referierten.

Am 21. Dezember sprach Herr Dr. O. Heuer über „Froitzheims historische Goetheforschung“.

Der eingesandte Bericht lautet:

Froitzheims historische Goetheforschung von Dr. O. Heuer.

Zu der großen Zahl der fleißigen Männer, die an der Ergründung und Darstellung der Lebensumstände unseres großen Dichters, an der Erklärung seiner Werke arbeiten, hat sich seit einigen Jahren Johannes Froitzheim in Straßburg gesellt. Er begann damit eine alte Legende zu zerstören und auf Grund urkundlicher Zeugnisse nachzuweisen, daß das als Goethehaus in Straßburg offiziell anerkannte Gebäude niemals von dem Dichter bewohnt gewesen sei, sondern daß diese Ehre einem ganz anderen Hause gebühre.[1] Man braucht kein Reliquienverehrer zu sein, um das Verdienst Froitzheims in diesem Falle anzuerkennen. Hält man eine Erinnerungsstätte in Ehren, so ist es sicher von Wert, daß diese auch die richtige sei. Froitzheim schritt auf dem eingeschlagenen Wege urkundlich-kritischer Forschung munter fort. Das Jahr 1888 brachte zwei Bücher „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg, ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit“ und „Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776, urkundliche Forschungen“, denen im folgenden Jahre „Goethe und Heinrich Leopold Wagner, ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher“ und 1891 „Lenz und Goethe“ sich anschlossen. Wie die Titel schon zeigen, bringt Froitzheim neues von ihm aufgefundenes urkundliches Quellenmaterial und will die angeregten Fragen nach den Grundsätzen einer gewissenhaften historischen Kritik, an der es bisher gemangelt habe, behandeln. Er sieht sich bei seinen Studien immer mehr in die Notwendigkeit versetzt, Goethes „Dichtung und Wahrheit“ auf ihren Wert als Geschichtswerk zu prüfen. In der Vorrede zu „Goethe und Heinrich Leopold Wagner“ ist er zu der Überzeugung gelangt, daß Goethes Selbstbiographie zum großen Teil Tendenzschrift sei, und daß sich die heutige Auffassung von Goethes Jugendleben und Charakter auf einer schiefen Ebene bewege. „Hier auf Grund unzweideutiger Zeugnisse ein

[1]) Straßburger Post vom 23. März 1887, und als Anhang zu „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich“. 1888.

energisches Halt auszusprechen, ist die Pflicht des parteilosen Historikers".

Anzuerkennen ist die Mühe und der Fleiß, den Froitzheim auf die Aufsuchung des Materials verwendet hat: Archive aller Art, Register, Kirchenbücher, Familienkorrespondenzen werden mit minutiöser Sorgfalt Blättchen für Blättchen durchgestöbert. Eine mühselige und eine undankbare Arbeit, denn das Ergebnis steht zu der aufgewandten Zeit und Mühe in keinem Verhältnisse; zwar ergiebt sich eine Reihe von recht hübschen Einzelnheiten, kleinen Richtigstellungen, aber im großen und ganzen kann das neugefundene Material unsere Auffassung der Sturm- und Drangperiode, unsere Beurteilung von Goethes Jugendzeit und gar die seines Charakters in keiner Weise ändern.

Doch es ist Froitzheims Privatangelegenheit, wenn er seine Mühe der wenig lohnenden Arbeit widmet, und wir können ihm dankbar sein für die wenigen Goldkörner, die er mit saurem Schweiß aus den dunkeln Schächten gehoben hat. Die erste Aufgabe des Historikers, das möglichst vollständige Sammeln des Materials, hat er redlich zu lösen sich bemüht, und man kann es ihm daher auch verzeihen, wenn er den Wert des Gefundenen häufig überschätzt, einen wertlosen Kiesel für einen Edelstein hält und mit naiver Freude jubelnd begrüßt. Und doch weist schon diese Überschätzung, die bei einem besonnenen Historiker doch bereits während der Sichtung und Verarbeitung des Stoffes einem richtigeren Abwägen Platz machen soll, auf einen Mangel an kritischem Sinne hin, wie auch das stete Hervorkehren der „urkundlichen Forschung", der „unwiderlegbaren Zeugnisse" etwas unverkennbar Dilettantenhaftes an sich hat.

Doch hätte Froitzheim mit seinem Material ganz hübsche und interessante Arbeiten liefern können, wenn er wirklich der „parteilose Historiker" wäre, als den er sich giebt, ja wenn er überhaupt Historiker wäre. Den Historiker aber macht nicht allein der Fleiß im Zusammentragen der Bausteine, er muß es auch verstehen sie zu ordnen, sie zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Dazu gehört historischer Sinn und unbefangene strenge Kritik. Die Quellenkritik ist nun leider unseres Goetheforschers

schwächste Seite, und das ist besonders deshalb recht schlimm, weil die eigentliche Aufgabe, die er sich stellt, die Prüfung der Glaubwürdigkeit von Dichtung und Wahrheit, eine wesentlich kritische ist. Anstatt der kritischen Befähigung bringt Froitzheim eine vorgefaßte Meinung, eine felsenfeste Überzeugung mit. Ihm steht es von vornherein fest: Goethe ist ein ganz niederträchtiger Charakter, ein jämmerlicher Renommist, der in seiner Selbstbiographie sich nicht scheut zu seiner Selbstverherrlichung offenbare Lügen aufzutischen, ja seine treuesten Freunde schlecht zu machen.

Von diesem Standpunkte aus erscheint ihm der Dichter als ein Angeklagter, über dessen Schuld kein Zweifel sein kann, zu dessen Überführung es nur noch der nötigen belastenden Zeugnisse bedarf. Durch seine „urkundlichen Zeugnisse" glaubt Froitzheim die Schlechtigkeit Goethes darlegen zu können. Was aber gilt ihm alles als „unwiderleglicher urkundlicher Beweis"! Jede Äußerung, die nur gegen Goethe gefallen ist, einerlei ob von Neidern und Verleumdern, ja jede, die nur Goethes Angaben zu widersprechen scheint, einerlei ob ihre Urheber etwas von der Sache wissen konnten, selbst dabei waren, oder ihre Kenntnis erst aus zweiter oder dritter Hand hatten, — alles das ist gleichwertig, unanfechtbar, überzeugend. Ja der albernste Klatsch wird mit ernsthafter Miene ins Treffen geführt.

Aber, selbst mit allen diesen Mitteln hat Froitzheim in seinen genannten Schriften doch nur einige Punkte herausfinden können, in denen Goethe die „Wahrheit zu seinen Gunsten im Kerne verändert habe", und in diesen Punkten hat K. Kochendörffer[2]) Froitzheims willkürliche und oberflächliche Anklagen gründlich widerlegt. So den Versuch, Goethes Äußerungen über die Gobelins beim Empfange Marie Antoinettens in Straßburg als später erfunden darzustellen, sowie das nur durch den gerügten Mangel an kritischem Sinn mögliche Unternehmen, die Goethische Erzählung über seine Doktordissertation Lügen zu strafen. Kochendörffer giebt sich am Schluß seiner Ausführungen der Hoffnung hin, künftigen Angriffen

---

[2]) Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit. Preuß. Jahrbb., Bd. 66, S. 539—563.

auf Goethes Wahrheitsliebe den Weg verlegt zu haben. Daß diese Hoffnung allzu optimistisch war, sollte Froitzheims fernere Thätigkeit zeigen.

Als Beispiel will ich nur einen charakteristischen Fall anführen.

Froitzheim hatte in seinem „Goethe und H. L. Wagner“ die Behauptung aufgestellt, Goethe habe sich in den Äußerungen über Lenz’ „Anmerkungen übers Theater“ im 11. und im 14. Buche von Dichtung und Wahrheit in einem unlösbaren Widerspruche gefangen.

An der einen Stelle sage nämlich Goethe selbst, daß Lenz diesen Aufsatz bereits im Sommer 1771 in der Salzmannischen Gesellschaft, deren Mitglieder Goethe wie Lenz bekanntlich gewesen seien, vorgelesen habe, während er an der andern erkläre, daß Lenz’ Behauptung in einer lakonischen Vorrede, bei Übersendung der Arbeit an Goethe zur Herausgabe, der Inhalt sei bereits durch eine Vorlesung einer Gesellschaft von Litteraturfreunden vor Erscheinen des Götz bekannt geworden, ihm einigermaßen auffallend erschienen sei.

Nun hat Kochendörffer klar nachgewiesen, daß Goethe der société de philosophie et de belles lettres, die Froitzheim meint, nie angehört hat, daß er auch im 11. Buch nichts Anderes sagt, als daß man sich ein Bild von dem über Shakespeare in dem zwanglosen Kreise des Lauthischen Mittagstisches Gesprochenen und Verhandelten aus den [späteren] Aufsätzen Herders und Lenzens machen könne, die die Anregung zu diesen dort empfangen hätten: daß also ein Widerspruch zwischen Goethes Äußerungen im 11. und im 14. Buch gar nicht vorhanden ist.

Trotzdem bringt Froitzheim in seinem „Lenz und Goethe“ die Sache nochmals vor, und heftet einen neuen Vorwurf daran. Goethe polemisiere in jener Stelle des 14. Buches gegen die Vorrede zu den „Anmerkungen übers Theater“, die ihm die Priorität der auf die Reform des Dramas abzielenden Ideen widerrechtlicher Weise habe entziehen wollen, während er doch „sehr wahrscheinlich um nicht zu sagen sicher“ jene Vorrede selbst geschrieben habe.

Dies beweise Inhalt und Form der Vorrede, die von Lenz in der dritten Person spreche und ihn einen „Dilettanten" nenne, was mit jener Anmaßung in Widerspruch stehe. Um Goethe völlig zu vernichten, hat Froitzheim aber noch eines seiner „urkundlichen" Zeugnisse bei der Hand. In den ungedruckten Notizen des Moskauer Predigers J. M. Jerzembsky, der im Umgange mit Lenz Materialien zu einer Biographie des Dichters gesammelt habe, heiße es: „Anmerkungen übers Theater, von Goethe verstümmelt. — Es waren vier Vorträge gegen die Trinitätslehre des Aristoteles als Beytrag zur Dramaturgie Shakespeares. Vorrede vom Herausgeber." Wie lautet denn diese Vorrede?

„Diese Schrift ward zwey Jahre vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen. Da noch manches für die heutige Bellitteratur drinn seyn möchte, das jene beyden Schriften nicht ganz überflüssig gemacht, so theilen wir sie — wenn nicht anders als das erste ungehemmte Räsonnement eines unparteyschen Dilettanten — unsern Lesern Rhapsodienweis mit".

Die Form dieser Vorrede weist allerdings auf den Herausgeber hin: muß deshalb aber auch der Grundgedanke der Priorität vor dem Götz von ihm stammen? Goethe selbst sagt darüber: Lenz habe ihm eine Anzahl Manuskripte, darunter auch die „Anmerkungen" gesandt. „Bei diesen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakonischen Vorbericht sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Litteraturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo Götz noch nicht geschrieben gewesen. In Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein litterarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser, wie zu seinen übrigen Schriften Verleger, ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte." Die Sachlage ist so klar wie möglich: obgleich Goethe die Behauptung des Verfassers mit Mißtrauen — und wohl mit

berechtigtem — betrachtete, so ließ er sie doch hingehen, er nahm sie in die kurze Vorrede, die er als Herausgeber voranschickte, auf.

Wo ist denn auch nur der geringste Grund zu der Annahme, Goethe habe, ganz ohne Lenzens Veranlassung, aus eigener Überzeugung die Priorität der „Anmerkungen" vor seinem bereits gedruckten „Götz" ausdrücklich hervorgehoben, um dann später seine eigene Behauptung anzuzweifeln?

Wahrlich, es gehört die ganze Kurzsichtigkeit und Verbissenheit eines Mannes wie Froitzheim dazu, um hier einen Widerspruch in Goethes Aussagen herauszutifteln.

Wer diese „historische" Kunst Froitzheims kannte, durfte denn auch durch die Resultate nicht überrascht sein, zu denen er in seinem neuesten Werk „Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen" gelangt ist.

Sofort nach dem Erscheinen dieses Buchs haben sich Stimmen erhoben, die es als eine skandalöse Schmähschrift bezeichneten: auf der anderen Seite hat es aber auch nicht an Kundgebungen gefehlt, die es als eine vorurteilsfreie Enthüllung der von Goethe verschleierten Wahrheit feierten. Ich nenne hier nur Theophil Zollings Aufsatz in der „Gegenwart" vom 10. Dezember „Die Wahrheit über Goethes Friederike". Zolling kommt zu dem Schluß, der fleißige und glückliche Straßburger Forscher verdiene Anerkennung und Aufmunterung, nicht aber die magistrale Verketzerung, die er von seiten der Goethepfaffen geerntet habe und noch ernten werde. Nicht Freude am Skandale oder gar Goethehaß liege vor, wie seine Gegner zu sagen liebten; wenn aus diesen Forschungen der Dichter nicht makellos hervorgehe, so sei es nicht die Schuld des Litterarhistorikers, sondern der Quellen, die er benutzen mußte. Die Gegner, die Froitzheim darum schmähten, leugneten einfach die Freiheit der Forschung. Der große Dichter vertrage auch als Mensch die volle Wahrheit. „Unser Goethe ist uns lieber als ganzer Mensch, denn als halber Gott."

Diesen letzten Satz unterschreibe ich gerne, und kein vernünftiger Verehrer unsers Dichters wird behaupten wollen, daß er von menschlichen Schwächen frei gewesen sei. Wir wissen alle, und er selbst hat daraus kein Hehl gemacht, daß er in der tollen

Gährungszeit seiner Jünglingsjahre in Übermut und Leichtsinn, in Maß- und Rücksichtslosigkeit gefehlt hat, aber kleinliche Scheelsucht, Niedertracht und Erbärmlichkeit, die Froitzheim ihm andichten will, haben seinem Charakter immer fern gelegen. Auch Zolling würde sich Froitzheim nicht gefangen gegeben haben, wenn ihm nicht eben die „Urkundlichkeit“ seiner Forschung so gewaltig imponiert hätte.

Froitzheim selbst meint in der Vorrede: „Da die Ergebnisse meiner urkundlichen Forschung nicht anzugreifen sind, wird man mein Unternehmen als unpassend, ja unpatriotisch hinstellen wollen.“

Ich will hier die Frage der Schicklichkeit ganz beiseite lassen, das Recht der freien Forschung durchaus nicht leugnen, sondern nur untersuchen, ob die Ergebnisse der urkundlichen Forschung Froitzheims über Friederike und Goethe wirklich so unangreifbar sind.

Diese Ergebnisse lassen sich sehr kurz in zwei Sätze zusammenfassen: 1) Friederike Brion hat 1787 ein uneheliches Kind geboren, vielleicht später noch mehrere. 2) Sie hat auch schon vorher im Jahre 1772 ein uneheliches Kind, und zwar von Goethe, geboren.

Das zweite Ergebnis scheint Froitzheim selbst allerdings nicht so ganz unangreifbar, er giebt es bald als Vermutung, bald als Behauptung, bald als Überzeugung. Dieses Schwanken hängt mit einem kleinen Kunstgriff zusammen, dessen er sich mit Vorliebe bedient: eine Folgerung, die er eben nur als möglich oder wahrscheinlich angenommen hat, gleich darauf als absolut sicher hinzustellen, wenn es gilt weitere Schlüsse daraus zu ziehen.

Wir müssen also zunächst das erste unanfechtbare Ergebnis ins Auge fassen.

Schon in den 20er Jahren liefen Gerüchte um, daß Friederike aus einem Verhältnisse mit dem katholischen Pfarrer Reimbolt in Sesenheim ein Kind geboren habe. Jeder mit der Art der Legendenbildung Vertraute wird es begreiflich finden, daß hieran sich die Sage knüpfte, auch ihre Beziehungen zu Goethe, von denen durch Dichtung und Wahrheit alle Welt wußte, seien nicht ohne Folgen geblieben.

Beide Gerüchte durchkreuzten sich in den verschiedensten Versionen. Es hieß auch, daß Goethes Sohn nachher Pasteten-

bäcker zu Straßburg geworden sei. So wenig sich der Ursprung des ganzen Geredes klar legen ließ, so schien er doch nach Straßburg zu weisen. In Sesenheim hatte zuerst im Jahre 1822 der damalige Pastor Schweppenhäuser von der Verführung Friederikens durch Reimbolt erzählt.

Daß sich üble Nachrede an Friederikens Namen knüpfte, kann ja eigentlich nicht Wunder nehmen, es ist das gewöhnliche Los von ihrem Geliebten verlassener Mädchen.

Besonderes Verdienst um die Fortbildung des Gerüchtes erwarb sich Alexander Weill. Als im Jahre 1840 die „Friederiken-Frage“ in den Blättern erörtert wurde, ließ auch Weill, der aus einer jüdischen Familie in Schirrhofen bei Sesenheim stammte, in der Zeitung für die elegante Welt einen sensationellen Artikel vom Stapel, allerdings in so wenig eleganter Form, daß er nur geringe Beachtung fand. Er selbst hatte in Sesenheim umhergefragt und besonders durch seine Schwester Florette bei allen alten Basen dort Erkundigungen einziehen lassen. Diese hatte in einem Briefe, den ihr Bruder wörtlich abdruckte, ihm das Ergebnis ihrer Bemühungen mitgeteilt. Aus ihrem konfusen Geschreibsel geht im wesentlichen hervor, daß das Gerücht über Friederikens Verhältnis zu Reimbolt auch einigen alten Weibern beiderlei Geschlechts in Sesenheim bekannt war.[3]) Die Chronologie ihrer Angaben ist völlig verwirrt. „Von dem Goethe,“ meldet sie, „weiß man nicht viel als daß sie sich geliebt haben, wo er jetzt sein kann weiß man auch nicht.“ Obwohl Weill nun dem Briefe seiner Schwester das Lob giebt: er erkläre in seiner Bauernsprache mehr in sechs Zeilen als ein Schriftsteller auf sechs Seiten, so war ihm doch nicht völlig damit gedient. Ob Reimbolt Friederike verführt hatte oder nicht, ließ die Lesewelt ziemlich kalt, Goethe mußte der Verführer sein, und so fügte Weill einige Erläuterungen hinzu, ein wirres Geschwätz, dessen Kern die Behauptung einer Nachbarin ist, Friederike habe zwei Kinder gehabt. Das genügt Herrn

[3]) Ihr Hauptzeuge, der alte Gressian, von dem sie 1840 die wichtigsten Nachrichten erhalten haben will, war übrigens, wie der jetzige Pfarrer von Sesenheim, Fr. Rübel, in der Straßburger Post vom 13. November 1992 nachweist, bereits 1832 gestorben.

Weill zu folgenden wunderbaren Schlußfolgerungen: „Täuschen mich meine Erkundigungen nicht, so bekam Friederike von Goethe etwas mehr als Gedichte. Wozu es verhüllen, daß des Pfarrers Nachbarin noch von einem Kinde munkelte?" Diese Äußerung der Nachbarin, die Goethe gar nicht nennt, ist die einzige Quelle, welche Weill für seine Vermutung anzuführen weiß. Weiter erzählt er nur noch, daß der alte Chirurg Schöpflin, wenn auf Goethe die Rede gekommen sei, mit den Achseln gezuckt und gemeint haben solle, seine schnelle Abreise habe eine andere Ursache gehabt.[4]) An dieses Orakelwort knüpft nun der Autor unmittelbar das kühne Urteil: „Sicher ist, daß Friederike nicht rein aus Goethes Händen kam und daß es in Sesenheim noch viele Leute giebt, die behaupten, Friederike habe von ihrem ersten Geliebten ein Kind gehabt, das gestorben ist."

Woher plötzlich die Sicherheit? Ein glaubhaftes Zeugnis wird nicht angeführt. Die Schwester, die bei allen alten Bauern und Bäuerinnen sich erkundigt haben will, erklärt, von Goethe wisse man nichts, als daß sie sich geliebt hätten, und bringt das zweite Kind, das Friederike gehabt haben soll, ausdrücklich nicht mit Goethe in Verbindung.

Das Ganze ist eben ein von Widersprüchen wimmelnder in plumpster, oft geradezu sinnloser Form vorgebrachter alberner Altweiberklatsch, so daß man sich nicht wundern kann, daß die elegante Welt des Jahres 1840 sich wenig darum kümmerte. Wir hätten dieses Geschreibsel eines sensationslüsternen Journalisten der wohlverdienten Vergessenheit überlassen können, wenn es nicht die Grundlage für Froitzheims Enthüllung geboten hätte. Für ihn haben Weills Worte, „die bis heute von der Kritik in unbegreiflicher Verblendung mißachtet wurden", überzeugende Kraft. Er setzt sich im Jahre 1892 mit Alexander Weill in Verbindung, der ihn an seine, als Frau Lehmann in Bischweiler noch lebende, Schwester weist. Nachdem Froitzheim das seltsame Geschick beklagt

[4]) Auch dieser war schon seit 1836 todt. Da er, wie Rübel feststellt, erst 1764 geboren ist, konnte er wohl als 7jähriger Knabe kaum die wahre Ursache von Goethes Abreise durchschaut haben.

hat, das ihn während früheren sechsjährigen Aufenthalts in Bischweiler die Bekanntschaft August Stöbers nicht zu Nachforschungen hatte benutzen lassen, ja ihn auch nicht zu der am selben Orte weilenden Frau Lehmann geführt hatte, fährt er fort: „August Stöber ist seitdem gestorben. Aber Frau Lehmann lebt noch. Den 19. Mai mittags hatte ich jenen Brief A. Weills in Händen. Zwei Stunden später stand ich in Bischweiler vor der 80 jährigen Matrone."

Sein Eifer wurde belohnt. Das Gedächtnis der Greisin war so vorzüglich, daß sie jetzt mehr wußte als früher. „Alte Bäuerinnen erklärten mir ganz offen, Friederike habe auch von Goethe ein Kind geboren." Man sieht, die Kunde wird immer genauer, je größer der Zwischenraum wird, der uns von den Ereignissen trennt.

Diese „Enthüllungen" Weills und seiner Schwester zwangen nun Froitzheim zu der Annahme, daß, wenn er erst mit dem Friederikenthema sich befaßte, unliebsame Dinge zu Tage treten würden.

Er kam auf den naheliegenden Gedanken in den Findelhausakten nach dem Kinde Reimbolts und Friederikens zu suchen, und fand den Taufschein eines am 3. März 1787 zu Straßburg geborenen Johann Lorenz Blumenhold, sowie das Protokoll über die Aufnahme dieses Kindes ins Stephansfelder Findelhaus am 31. Mai 1787. Dieses Protokoll erklärt, daß das Kind vom Pfarrer Reimbolt zu Sesenheim eingeliefert wurde. Im Taufschein ist als Mutter genannt Franziska Ludovika Wallner aus Schweighausen, die, „wie uns die unterzeichnete vereidigte Hebamme nach der Erklärung der in den Wehen liegenden Mutter auf Amtstreue berichtet hat" als Vater einen Johann Friedrich Blumenhold aus Pfaffenhofen bezeichnete. Dieser Knabe Blumenhold soll nun, wie Froitzheim bestimmt behauptet, Friederikens Sohn sein. Die Urkunden sagen zwar nichts davon, sie geben nur den Anhalt, daß Reimbolt das Kind ins Findelhaus gebracht hat. Hier muß also die Kunst des Historikers ergänzend eintreten. Froitzheim sagt: die Namen sind erdichtet, und da das Gerücht, von vertrauenswürdigen Männern vertreten, Friederiken ein Kind von Reimbolt

zuschreibt, so ist die Franziska Ludovika Wallner keine andere als Friederike Brion.

Um diese Annahme wahrscheinlich zu machen, wird wieder ein kleiner Kunstgriff angewendet: der Entlastungszeuge des zweiten Angeklagten wird verdächtigt um die Hauptangeklagte zu treffen. Die Erklärung der Hebamme, die in allen katholischen Taufbüchern des Elsaß wiederkehre, habe wenig materiellen Wert. Sie finde sich bei unglaublichen Vater- und Mutternamen des vorigen Jahrhunderts. Die katholische Kirche, nach deren Ritus alle unehelichen Kinder, auch protestantischer Eltern, getauft werden mußten, habe die Echtheit der Angaben nicht geprüft, um Propaganda zu machen.

Woher weiß das Froitzheim? Hatte die katholische Kirche deshalb weniger Anspruch auf die Kinder, wenn die amtlichen Angaben genau genommen wurden?

Aber gesetzt auch die formelhafte Erklärung der Hebamme sei bedeutungslos, was beweist das gegen die Echtheit des Mutternamens, auf den sich jene Erklärung gar nicht bezieht?[5]) Den Vaternamen kann die Gebärende erdichten, da ihre Aussage unkontrollierbar ist, ihren eigenen kann sie aber nicht so leicht fälschen. Daß Froitzheim diese formelhafte, selbstverständlich nur den Namen des Vaters ohne Gewähr enthaltende Angabe der Hebamme auch bei unglaublichen Mutternamen gefunden habe, muß, wenigstens in dem von ihm angenommenen Zusammenhange, so lange bezweifelt werden, bis er einen Beweis dafür giebt.

Daß der Name Wallner in Schweighausen seit 1810 nicht vorkommt und daß der 92jährige älteste Einwohner des Dorfes, der also 1800 geboren ist, ihn nicht kennt, beweist für das Jahr 1787 gar nichts. Bei alledem wäre aber die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um einen Sohn Reimbolts und Friederikens handeln könne, und die nie fehlenden Freunde des Skandals könnten nach wie vor sich auf das Gerücht berufen, an

---

[5]) Der Taufschein sagt: filius illegitimus Franciscae Ludovicae Wallner ex Schweighausen prope Hagenoam oriundae et prout infra scripta jurata obstetrix Maria Francisca Müller ex declaratione matris sibi in partus doloribus facta nobis sub officii sui fide retulit, Joannis Friderici Blumenhold ex Pfaffenhofen.

dem doch etwas Wahres sein müsse, — wenn Froitzheim nicht selbst bereits früher den Gegenbeweis geliefert hätte. Man war gerade in Straßburg durchaus nicht so nachsichtig hinsichtlich der unehelichen Geburten wie er uns glaubhaft machen will.

In seiner Schrift „Goethe und H. L. Wagner“ [6]) hat er nachgewiesen, daß in Straßburg nach geltendem französischen Recht nicht nur der Kindesmord, sondern die bloße Verheimlichung der Schwangerschaft mit dem Tode bestraft, und daß dieses Edikt alle Vierteljahr von den Kanzeln verkündet wurde. Noch 1780 schreibt Fr. R. Salzmann: „Die gefallenen Mädchen müssen ihre Schwangerschaft, sobald sie sie gewahr werden, bei dem Fiskal angeben. Wenn sie es versäumen, so verfallen sie bei einer todten Geburt in die Strafe des Ediktes Heinrich II. und werden als Kindermörderinnen hingerichtet“.

Dieser Strenge des, wie aus Salzmanns Angabe hervorgeht, in der Praxis doch nur wenig gemilderten Gesetzes gegenüber ist es doch ganz undenkbar, daß es ein in Straßburg niederkommendes Mädchen hätte wagen sollen, dem Fiskal falsche Angaben über Namen und Herkunft zu machen, noch weniger aber war nach Verhehlung der Schwangerschaft eine heimliche Niederkunft möglich. Wie sollte gar die in Straßburg so wohlbekannte Friederike Brion derartiges versucht haben? Und doch schreibt ihr Froitzheim in dieser Lage, wo ihr mindestens das Raspelhaus in Aussicht gestanden hätte, auch noch „unverwüstliche Heiterkeit“ zu, die sich in der Wahl des schönen Namens „Blumenhold“ für ihr Kind kundgegeben.

Ja, auch der Umstand spreche für Friederikens Schuld, daß der kleine Blumenhold „Laurentius“ genannt sei, wie Reimbolt auch geheißen habe, selbst daß Friederikens Name als Vorname des fingierten Vaters benutzt zu sein scheine, entgeht dem Scharfsinn unsers Historikers nicht, und wird als belastendes Moment angeführt.

Aber die welterschütternden Entdeckungen sind damit noch nicht abgeschlossen. Froitzheim hat auch noch herausgefunden und

---

[6]) S. 43 ff.

„urkundlich“ bewiesen, daß der Knabe später Pastetenbäcker geworden ist. Da nun ein Gerücht einmal von einem Sohne Goethes und Friederikens gefabelt hat, der Pastetenbäcker gewesen sei, so ist jetzt „mit einem Schlage aller Zweifel gelöst“.

„Die Wahrheit — es hat bei der von mir so oft gerügten Voreingenommenheit unserer Goetheforschung freilich etwas lange gedauert — ist durch mich ans Licht gebracht.“ Nun jubelt der große Entdecker auf „Was werden nun unsere Forscher, vor Allem Düntzer und Erich Schmidt, für Gesichter machen“. Allerdings wohl recht erstaunte, aber nur über diese Summe von Kritiklosigkeit und Oberflächlichkeit, die sich ihnen da offenbart. Sie werden wohl ruhig sagen, was jeder klar Denkende sich sagen muß, daß Froitzheim mit allen seinen Urkunden nichts anderes beweist, als daß die Mutter des Blumenhold Franziska Wallner geheißen hat, wie der Taufschein ergiebt, daß Reimbolt zu dem Kinde in irgend einer Beziehung steht, ohne daß nachgewiesen wäre in welcher, daß Frotzheim endlich den Beweis für seine Behauptung, Friederike sei die Geliebte Reimbolts und die Mutter des Knaben Blumenhold gewesen, vollständig schuldig geblieben ist.

Damit fallen auch die Beschuldigungen, die Froitzheim gegen Goethe erhebt, denn „Friederikens Sohn“ vom Pfarrer Reimbolt bildet für sie die notwendige Unterlage.

„Da die Erkundigung Weills in Betreff der Verführung Friederikens durch den katholischen Pfarrer Reimbolt von der Wahrheit bestätigt wurde, so wäre es kritiklos, seine andere Mitteilung, daß auch das Verhältnis Goethes zu Friederike mit einer Niederkunft geendet habe, von vornherein zurückzuweisen.“

So wird das Kapitel „Goethes Schuld“ eingeleitet.

Was aber bringt es an Beweisen? Nichts, als einzelne aus Goethes Briefen herausgerissene, in ganz willkürliche Beziehung gebrachte Stellen, aus denen hervorgehen soll, daß Goethe sein Gewissen beschwert gefühlt habe. Gewiß hat er sich schuldig gefühlt, das unschuldige Kind unbesonnen in Liebesbande verstrickt zu haben, erklärt er doch noch später: „Hier war ich zum ersten Male schuldig, ich hatte das schönste Herz in seinen Tiefen verwundet“. Aber setzt das eine grobsinnliche Verführung voraus?

Welch ein Mensch hätte Goethe sein müssen, wenn ihn das Herzeleid der Geliebten, die er doch verlassen mußte, nicht ergriffen hätte!

Für das Verfahren unseres parteilosen Historikers mit Goethes Briefen nur zwei Beispiele.

Am 28. November 1771 schreibt Goethe an Salzmann: „Sie kennen mich so gut, und doch wett ich, sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft, Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das seyn, Sie wissens lang, und koste es, was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Schakespear und alles vergessen worden." Dieses Unternehmen, diese ganz unerwartete Leidenschaft ist, wie aus dem Briefe weiter hervorgeht, die Dichtung des Götz, die den Poeten vollkommen gefangen hält.

Wer kommt auf den Gedanken, daß auch in diesen Worten des mit seinem Stoffe noch leidenschaftlich ringenden Dichters ein „urkundliches" Zeugnis für die Schuld des Menschen vorliege? Froitzheims scharfer Blick durchdringt jede Maske. Die Leidenschaft kann natürlich nur eine neue Liebschaft bedeuten, das Ganze ist eine Anspielung auf das Sesenheimer Liebesverhältnis. Froitzheim zitiert Goethes Worte nur bis zu dem Satze: „Diesmal sind keine Folgen zu befürchten" und fügt hinzu: „und nun spricht er von Goetz von Berlichingen".

Nein! er spricht von Anfang an von nichts anderem als von seiner Dichtung, die seine ganze Seele erfüllt.

Hier ist nur zweierlei möglich, entweder hat Froitzheim dies nicht erkannt, dann beweist er seine völlige Unfähigkeit historische Quellen zu verstehen, oder er hat es nicht erkennen wollen und um den Leser irre zu führen das „und nun spricht er von Goetz" statt Goethes eigener Worte gewählt, dann ist er ein Fälscher. Dafür spricht, daß er die „Folgen", die dem ganzen Zusammenhange nach als Folgen des jede andere Thätigkeit ausschließenden dichterischen Schaffens gedacht sind, als die Folgen eines sinnlichen Liebesverhältnisses „nicht im allgemeinen, sondern im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne" faßt.

Zu der gleichen Schlußfolgerung zwingt uns der zweite Fall. Froitzheim hat aus einer späteren Quelle die Kunde, daß Friederike um 1779 verblüht und reizlos gewesen sei. „Und doch hat Goethe bei seinem damaligen Besuche zu Sesenheim, um die eigene Schuld zu leugnen, die Kühnheit, zu behaupten, er habe Friederike wenig verändert gefunden! Ich frage: Was wird man einem solchen Berichterstatter, bei dem der Dichter den Geschichtsschreiber überwuchert, noch glauben können?"

Was sagt denn der Berichterstatter? „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich, wie sonst, gefaßt und selbständig." Jeder Unbefangene sieht, daß sich Goethes Äußerung nicht auf das Aussehen der früher Geliebten, sondern auf ihr Wesen bezieht, das ihn vordem so bezaubert hatte.

Sieht Froitzheim nicht, daß er durch solche offenbare Verdrehungen des Sinnes der Goethischen Worte den begründeten Verdacht der mala fides auf sich lädt? Wenn er wirklich in gutem Glauben handelte, so war es seine Pflicht, Goethes Äußerungen vollständig zu geben, damit der Leser sich selbständig ein Urteil bilden konnte. Daß er nur einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen anführt, denen er einen falschen Sinn unterschiebt, spricht dafür, daß er auf die Täuschung des vertrauensvollen Lesers ausgeht.

Aber alle diese erschlichenen Zeugnisse geben immer noch keinen Beweis von Goethes Schuld.

Diesen sucht daher Froitzheim durch eine besonders feine Kombination zu führen. Er glaubt bewiesen zu haben, daß Friederike 1787 von Reimbolt einen Sohn geboren habe, der Pastetenbäcker geworden sei. Nun hat gerüchtweise einmal von einem Sohne Goethes, einem Pastetenbäckerjungen, verlautet. Froitzheim schließt nun so: Der Familie Brion war besonders unangenehm, daß der Vater des Kindes ein katholischer Geistlicher war. Das Kind ließ sich aber nicht wegleugnen, daher „sollte ihm ein anderer Vater untergeschoben werden. Weshalb wurde nun von den Angehörigen Friederikens weder Lenz noch . . . irgend ein Anonymus als Vater untergeschoben? Die Vermutung liegt sehr nahe, weil auch Goethe schuldig war. Als Vater eines früheren Kindes der

Friederike konnte Goethe ohne großes Unrecht zum Vater jenes späteren gemacht werden!" So ist nach Froitzheim jenes Gerücht von Goethes Sohne dem Pastetenbäcker entstanden.

Wenn es das wäre, ist darum in dem ganzen Schluß ein Beweis für Goethes Schuld gebracht, oder ist sie nicht vielmehr einfach darin vorausgesetzt?

Woher weiß denn Froitzheim, daß Friederikens Verwandte dem Kinde, das er Friederiken von Reimbolt andichtet, einen anderen Vater haben unterschieben wollen? Bei wem konnten sie denn hoffen mit der plumpen Lüge Glauben zu finden, daß der Weimarer Geheimrat, der 1779 zum letztenmal Friederiken gesehen hatte, der Vater eines 1787 geborenen Kindes sei? Woher nimmt Froitzheim die Berechtigung, den ehrenwerten Leuten Behauptungen unterzuschieben, an die sie nie gedacht haben, für die nicht der geringste Anhalt vorliegt? Froitzheim hat freilich auch hier wieder einen seiner Beweise. Ein Verwandter Friederikens, ein Arzt, hat ihm gesagt, Goethe „hat das Mädchen unglücklich gemacht", daran knüpft Froitzheim die klassische Bemerkung: „Dieser Ausspruch im Munde eines Arztes deutet meiner Überzeugung nach auf mehr als eine bloße Herzenskränkung". Nun, mit Überzeugungen läßt sich nicht rechten.

Ich will nur kurz noch „das ungedruckte Tagebuch eines Elsässer Theologen" berühren, aus dem Froitzheim die sinnliche Lüsternheit Friederikens beweisen will. Als Historiker muß er den Unterschied zwischen einem gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschriebenen Tagebuche und zwischen nach langen Jahren gemachten Aufzeichnungen kennen. Er muß wissen, daß ersteres einen viel höheren Quellenwert besitzt als letztere. Was soll man nun von dem Historiker denken, der seinen Lesern die Beschreibung, die ein alter Mann von seinen Jugendthorheiten liefert, unter der wiederholten Bezeichnung „Tagebuch" vorführt?

Bevor Froitzheim erwarten kann, daß dem Inhalt dieser Schrift, die durchaus den Stempel der Unglaubwürdigkeit trägt, die geringste Beachtung geschenkt wird, muß er eine ausreichende Quellenbeschreibung geben, die ein Urteil über den Verfasser und die Art der Abfassung ermöglicht.

Daß ein „Historiker", der so auf jeder Seite gegen die Anfangsgründe seiner Wissenschaft verstößt, keine Ahnung davon hat, daß zur Beurteilung solcher Verhältnisse auch ein gewisser psychologischer Blick nötig sei, daß er daher Goethes Denken und Fühlen ungefähr mit demselben Maßstabe mißt, wie das eines beliebigen Fleischerknechtes, kann nicht Wunder nehmen.

Froitzheim versteht Goethe etwa ebensogut, wie der Famulus Wagner Faust begreift.

Sein Schlußkapitel, in dem er sich mit Goethe als Dichter beschäftigt, ist daher eine wahre Musterleistung. Salzmann ist Mephisto, „Friederike in ihrer Verlassenheit ist das arme verlassene Gretchen, deren blutige That die Ausführung desjenigen Gedankens bedeutet, der auch der verzweifelten Friederike vielleicht einmal hätte nahetreten können". Warum denn „vielleicht einmal"? Liegt in der Kerkerszene nicht der vollgiltige Beweis vor, daß Friederike-Gretchen ihr Kind wirklich umgebracht hat? Warum so zaghaft? Wie sollte Goethe imstande gewesen sein, die „windende Todesnot" des verlassenen Mädchens in der Kerkerszene so naturgetreu darzustellen, wenn Friederike ihm nicht Modell gesessen hätte? So gut sich das urkundliche Zeugnis fand, daß eine gewisse Wallner ein uneheliches Kind geboren hat, so gut wird es auch gelingen zu enthüllen, daß eine gewisse Müller oder Schulze ihr Kind umgebracht hat. Ich würde mich daher gar nicht wundern, wenn Froitzheims nächstes Buch den Titel trüge „Friederike die Kindesmörderin. Nach geschichtlichen Quellen".

---

5. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Professor Dr. W. König, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. J. Valentin, Chemiker, hier;
„ Dr. ph. J. Meyer, Chemiker, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Rausenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Knies.

In dieser Abteilung sprachen am

11. November Herr Dr. O. Rausenberger über „Der allgemeine Eulersche Satz über Polyeder";

9. Dezember Herr Prof. Dr. W. König über „Hydrodynamische Probleme".

---

6. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1892 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr Professor Dr. W. König, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Direktor Dr. Pallmann.

In dieser Abteilung sprach am

17. November Herr O. Donner-von Richter über „Hans Holbeins Bild „Die Gesandten" in der Londoner Nationalgallerie".



III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Im Beginne der letzten Spielzeit machte ein Theaterkritiker die Bemerkung: „Die Programmlosigkeit auf dem modernen deutschen Theater heißt immer Schiller. Wir haben jetzt in Berlin fünf Bühnen, welche es mit ihm versuchen und alle mit einigem Glück.“ Schon vor anderthalb Jahren hat Ernst Possart mich auf die steigende Anziehungskraft aufmerksam gemacht, die Schiller gerade in Berlin, dem Hauptsitze des der deutschen Sprache sich bedienenden Naturalismus, neuerdings ausübe. Darf man auch nicht zu großes Gewicht auf diese Erscheinung legen, sie ist immerhin beachtenswert, und selbst der arme idealistische Dichter in Paul Heyses „Merlin“ erquickt sich an den Schiller-Aufführungen ankündigenden Berliner Theaterzetteln. Es lebt doch ein unverwüstliches theatralisch-dichterisches Element in diesen Stücken, an denen die Kritiker aus den entgegengesetzten Lagern so viel auszustellen wußten. Eben die schärfste und wohl auch beachtenswerteste Kritik an Schillers Dramen hat Otto Ludwig geübt. Was in Heydrichs Ausgabe seiner „Shakespearestudien“ (1872; vergl. W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874, S. 389) zwischen verschiedenen Bemerkungen verstreut war, ist im ersten Bande von Sterns Ausgabe der „Studien“[1]) Otto Ludwigs nun in die zwei Gruppen „Shakespeare und Schiller“ und „Schiller“, die freilich nicht

[1]) Leipzig 1891 (Fr. Wilh. Grunow).

Ludwigs Äußerungen über Schiller erschöpfen, zusammengestellt worden. Völlig neu sind Ludwigs inhaltreiche Gespräche mit Josef Lewinsky, in denen er die Hauptvorwürfe gegen Schiller wieder vorbringt, hinzugekommen; aus Ludwigs Heften hat Stern die umfangreiche Kritik des Schauspiels „Maria von Schottland" der Freifrau von Ebner-Eschenbach, und im zweiten Bande einen Auszug aus den zwei Skizzenheften Ludwigs für seine tragische Historie „Leben und Tod Albrechts von Waldstein" neu hinzugefügt. Kürzer ist von Ludwigs Wallensteinplan und dem zu „König Darnleys Tod" in der Einleitung zu den „Dramatischen Fragmenten"[1]) berichtet. Da auch zu den einzelnen Abschnitten der Studien selbst Ergänzungen aus Ludwigs Niederschriften gekommen sind, so liegt jetzt erst Otto Ludwigs Schillerkritik[2]) in bisher nicht erreichter Vollständigkeit und Übersichtlichkeit vor. Ludwig stellt die Räuber am höchsten, ein Urteil, in dem ihm Tieck bereits vorangegangen; am meisten Vorwürfe häuft er gegen den Wallenstein, dem ja ebenfalls schon Tieck eine mehr shakespearisierende Dramatisierung der dreißigjährigen Kriegszeit entgegensetzen wollte. Auf Schillers Absichten bei der Wallensteindichtung, ihre irrige Auffassung und wünschenswerte Behandlung in der Schule ist sehr hübsch Hubert Beckhaus in dem Gymnasialprogramm „Zu Schillers Wallenstein"[3]) eingegangen. Knapp und treffend hat er die geschichtlichen Personen aus Schillers dreißigjährigem Kriege mit denen der Tragödie verglichen und die dichterische Intuition, welche vorausahnend das nach den neuesten Forschungen historisch Richtige gesehen hat,[4]) betont. Ludwig, der in seiner Kritik nicht nur die wirklich wunden Punkte in Schillers Komposition scharf erkennt, sondern die Schillerische Tragödie überhaupt als verfehlt

---

[2]) Fr. Keim, Das Kunstideal und die Schillerkritik Otto Ludwigs. St. Pölten 1887. Sehr hübsch äußert sich Graf Schack in seinem Aufsatze über Ludwig: Mosaik, Vermischte Schriften, Stuttgart, 1891 S. 61.

[3]) Ostrowo 1892 (kgl. Gymnasium. Theodor Hoffmanns Buchdruckerei.

[4]) Mit einer Vorführung der „Gestalten aus Wallensteins Umgebung" soweit sie für Schiller in Betracht kommen, ist im zweiten Bande von Alois John's „Litterarischem Jahrbuch" (vergl. unten) durch H. Hallwichs Charakteristik Questenbergs der Anfang gemacht worden.

bekämpft, trifft in seinem weitangelegten, vor dem Regensburger Fürstentage beginnenden Wallensteinplane doch einige Male mit Schiller ebenso auffällig wie unabsichtlich überein, was wir im Gegensatz zu dem theoretischen Tadel als Anerkennung durch die That verzeichnen dürfen. Ludwig sagt, gleichsam selbst über seine harte Rüge Schillers betroffen, einmal: „ich habe, soweit ich mich kenne, ehrlich geforscht und gebe ehrlich die Resultate meiner Forschung hin: Ich handle, wie mir meine Natur gebietet, mögen es andere auch.“ Er hat wohl auch erkannt, daß Schiller seiner Natur nach unmöglich das von Shakespeare gegebene Muster sich aneignen konnte. Daß aber ein solches Einleben in das englische Drama des 16. Jahrhunderts für einen deutschen Dramatiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts unmöglich sei — ich verweise auf die Darlegung in meinem Schillervortrage, VI, 31* f. —, diese geschichtliche Thatsache hat Otto Ludwig zu seinem eigenen Schaden allerdings nicht erkannt. Der Vorwurf, daß Schiller die Sprache der einzelnen charakteristischer hätte gestalten sollen, anstatt allen das blendende Gewand seiner philosophischen Diktion überzuwerfen, ist richtig: für den vom Troßknecht aufgestiegenen Buttler paßt es schlecht, vom heiligen Herd der Laren zu sprechen. Hier hat Heinrich v. Kleist entschieden einen Fortschritt über Schiller hinaus gemacht. Wohl finden sich auch bei Schiller Ansätze zu einer charakteristisch abgetönten Sprache, im allgemeinen läßt er aber die Personen zu sehr seinen eigenen philosophisch geschulten Ideengang vortragen; soweit muß man den Vorwürfen Ludwigs wohl zustimmen. Die Ungerechtigkeit seiner Kritik liegt viel weniger in dem, was er tadelt, als daß er, so bewundernd er auch vom Menschen Schiller spricht, über den wirklich vorhandenen Schwächen für die Vorzüge des Dramatikers Schiller kein Auge zu haben scheint; das gilt freilich vor allem vom Wallenstein, während er in den Charakteren und der Seelenmalerei des Don Karlos einen shakespearischen Hauch findet. Und gerade wieder vom Don Karlos hatte Fr. Heinr. Jacobi geurteilt, es sei ein „kalter Palast, worin die überheizten Öfen riechen“, und dadurch Wilhelm v. Humboldt, der Don Karlos zwar auch als eine Zwittergattung wenig liebte, zu einem Briefe (15. Oktober 1796) veranlaßt, der eine herrliche

Ergänzung bildet zu Humboldts „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung", noch immer dem besten unter dem unübersehbar vielen, was über Schiller geschrieben worden ist.

„So aufrichtig ich Goethe und Kant verehre", schreibt Humboldt aus Jena über seinen Freund Schiller in den vor kurzem erst bekannt gewordenen Freundesbriefen an Jacobi,[5] „so ist mir keiner von beiden für die Kenntnis der menschlichen Intellektualität so wunderbar und wichtig. ... Schiller trägt durchaus und in allem, was er treibt, das Gepräge des echten Genies, von dem es nicht möglich ist, sich zu irren, aber sowohl gegen seinen dichterischen als gegen seinen philosophischen Beruf kann ich starke Ausnahmen machen. ... In ihm strebt der Geist eigentlich das philosophische und poetische Genie in einander zu verschmelzen, und dadurch ist er Schöpfer einer Poesie, von der noch bis jetzt kein Beispiel vorhanden war." Humboldt glaubt an die Vollendung dieser neuen Gattung, wäre sie jedoch auch unmöglich, „so würde der Kopf immer höchst merkwürdig bleiben, der so durch eine einzige Verstandeshandlung alles Höchste im Menschen, Phantasie und Vernunft, die Freiheit von jener und die Notwendigkeit dieser zu vereinigen strebt". Auch Ludwig nennt in dem Aufsatze „Shakespeare und Plutarch" Schiller den besten Repräsentanten unserer Zeit, aber er beurteilt ihn dann doch immer wieder nur nach den Anforderungen, die er ausschließlich aus Shakespeares Dramen geschöpft hat, und kümmert sich so gut wie gar nicht um den Zusammenhang der Ideen in Schillers Werken mit der philosophischen Richtung des 18. Jahrhunderts. So wenig man Otto Ludwigs Urteil demnach als ein nach allen Seiten unbefangen abwägendes gelten lassen könnte, sein Eindringen in alle Fragen der dramatischen Gestaltung ist bewundernswert; seine Studien sind ein Buch, zu dem man immer wieder von neuem greifen und aus dem man für alle dramatischen Fragen immer neue Belehrung schöpfen wird.

---

[5]) Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Fr. Heinr. Jacobi. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle a. S. 1892 (Max Niemeyer).

Auch für Schiller selbst sind Ludwigs Bemerkungen überaus lehrreich, so wenig sie auch der Eigenart des Schillerischen Dramas gerecht werden.

Ungleich vorurteilsfreier als Ludwig erscheint Friedrich Hebbel auch im zweiten Bande seines Briefwechsels[6]) Schiller gegenüber, auf dessen Demetrius er anläßlich seiner eigenen Demetriusdichtung wiederholt zu sprechen kommt. Er will die in sich selbst zerrissene slavische Welt als Untergrund, „während Schiller einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Faktums angeregt wurde". Er bewundert den Torso als zu Schillers Allerbestem gehörend, aber er setze hier wie immer alles voraus und gebe sich nie damit ab, „die Wurzeln der Dinge und der Menschen bloßzulegen. Er läßt den Sturm elementarisch in seine Welt hinausbrausen, ich suche ihn aus Atemzügen entstehen zu lassen". Durch den Verzicht auf die Freiheiten des Shakespearischen Dramas tritt Hebbel auf Seiten Schillers gegen Ludwig, und es ist geradezu wie eine Verteidigung gegen Ludwigs Kritik, wenn er in den Briefen an Uechtritz, die (S. 234 u. 243) Goethe-Schillers Verhältnis zum Christentum behandeln, betont, Shakespeare habe seine Dramen auf einem ganz anderen Fundament erbaut, wie Schiller und Goethe; „aber er fand dies Fundament in seiner Zeit, Schiller und Goethe in der ihrigen nicht, darum war es bei ihm kein Vorzug, wenn er es that, bei ihnen kein Fehler, wenn sie es unterließen".

Wenn Otto Ludwigs dramaturgische Studien vervollständigt und in leichter übersehbarer Gliederung aufs neue ausgegeben wurden, so dürfen wir auch ein gegen Schiller gerechter verfahrendes dramaturgisches Werk aufs neue begrüßen. Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Klassiker" ist als erster Band der „Dramaturgie des Schauspiels" in „fünfter durchgesehener und erweiterter Auflage" erschienen.[7]) Dem bereits in einer der ersten dieser Übersichten (VI, 80) ausgesprochenen unbedingten Lobe des nach Form und Inhalt ausgezeichneten Werkes kann ich nur die Freude über

---

[6]) Mit Freunden und berühmten Zeitgenossen hg. von Felix Bamberg. Berlin 1892 (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung).

[7]) Oldenburg und Leipzig 1893 (Schulze'sche Hofbuchhandlung, A. Schwartz).

seine Verbreitung beifügen. Im wesentlichen hatte Bulthaupt nichts zu ändern, an kleinen Nachträgen und Änderungen sowohl für Goethe (S. 85, 87, 117, 133, 137, 201) wie Schiller (S. 233, 235, 250, 299, 304, 305, 314, 320, 347, 352) ist für die neue Auflage viel geschehen. So ist z. B. der Widerspruch, der in Karlos' Besitz von Briefen der Königin und seiner Unkenntnis ihrer Handschrift liegt, S. 270 eingehend erörtert; das von Ludwig wie von vielen anderen getadelte Zaudern Wallensteins aus seinem Charakter motiviert, S. 290; über Schillers Kunst und Sorgfalt im Motivieren gelegentlich des Demetrius (S. 415) gehandelt. Den Einblick in Schillers ganze Arbeitsweise gewähren ja die, erst nach Otto Ludwigs Tod bekannt gewordenen Demetriuspläne mehr wie irgend etwas anderes, und von diesem Standpunkte aus ist der Versuch des Direktors Rudolf Franz, den Demetrius als Schullektüre zu pflegen,[8]) durchaus zu billigen. Franz giebt in seinem Programm ein gutes Bild der geschichtlichen Grundlage des letzten Schillerischen Werkes, um dann in Kürze den Aufbau seiner Handlung klar zu legen. Das letztere Schema ist abgedruckt aus Franz' größerem Werke „Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen," [9]) in welchem von Schiller alle selbständigen abgeschlossenen Werke und der Demetrius, von Goethe Götz von Berlichingen, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Torquato Tasso auf ihre dramatische Technik hin untersucht werden. Das Buch verfolgt, unbeschadet der vollen Selbständigkeit beider Verfasser dieselben Zwecke wie Unbescheids „Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre", vgl. VII, 438. Franz schickt der Zergliederung der griechischen, Shakespearischen und deutschen (Lessing, Goethe, Schiller, Uhland) Dramen eine längere allgemeine Einleitung voraus über das Wesen, Einheit, Gliederung, Spiel und Gegenspiel der Handlung und ihren Aufbau bei den verschiedenen Völkern und Dichtern. An Gustav Freytags Lehrbuch der „Technik des Dramas" schließt Franz wie Unbescheid sich an. Der Hinweis

[8]) Gesichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius in Prima. Halberstadt 1892 (Realgymnasium Druck von H. Doelle & Sohn).

[9]) Hilfsbuch zur dramatischen Lektüre. Bielefeld und Leipzig 1892 (Verlag von Velhagen & Klasing).

auf Schiller tritt bereits in dieser Einleitung stark hervor, während auf Goethes Dramen, wenn ich mich nicht irre, auf den ersten 72 Seiten kein einziges Mal exemplifiziert wird. Es entspricht dies ganz der beiden Stellung im Drama. Für Goethe ist das Drama gleichsam nur eine zufällige Form, die er ergreift, um sein bewegtes Innere auszusprechen; Schiller dagegen fühlt in sich den Trieb, Tragödien zu dichten, er sucht nach Stoffen, um ihnen die dramatische Gestalt zu geben, in denen die angeborene Eigenart seiner Begabung mit seiner philosophischen Erforschung über Wesen und Aufgabe des Tragischen zusammentrifft. Franz will denn auch die größere und sicherere Wirkung der Schillerischen gegenüber den Goethischen Dramen nicht so sehr in den großen Gedanken und der hinreißenden poetischen Sprache, in der die begeisterten Freiheitsideen und hohen sittlichen Forderungen gekleidet sind, finden, „als in den wirklichen dramatischen Vorzügen seiner Stücke". Die von Julius Heuser aufs neue behandelte Frage „Warum ist Schiller populärer als Goethe?"[10]) hat schon eine lange Reihe von Aufsätzen hervorgerufen. Der Inhalt von Heusers Arbeit, so weit er sich dabei an die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung anschließt, ist besser, als man nach den Schlagwörtern des Eingangs erwarten möchte. Wenn Heuser von der unkünstlerisch oft rohen Form der drei Jugendtragödien spricht, so ist das nur im Hinblick auf einzelne Reden begründet, im eigentlich dramatischen Aufbau können wenigstens die Räuber und Luise Millerin von diesem Tadel durchaus nicht betroffen werden; selbst Otto Ludwig bewundert bei Kabale und Liebe „das Zusammendrängen des Stoffes in eine abgerundete Fabel, eine so energisch und rasch fortschreitende, immer spannendere Handlung und soviel Theaterspiel". Dagegen kann ich Franz nicht beistimmen, wenn er im Fiesko einen wesentlichen Fortschritt der Technik gegenüber den Räubern erblicken will; im Gegenteil vermisse ich hier, und sehe, daß auch L. R. Böhme in seinen „Schillerstudien" ähnlich urteilt, den sicheren Griff und klaren Aufbau, der in dem ersten Werke schon durch die Entgegenstellung der

---

[10]) Kassel 1892 (Programm der Realschule).

feindlichen Brüder, Spieler und Gegenspieler, dessen selbständige Bedeutung Franz fehlerhaft findet, hervortritt. In der Besprechung Wallensteins durfte Eugen Kühnemanns gründliche und ergebnisreiche Untersuchung, vergl. VI, 97, der auch Beckhaus und Bulthaupt in seiner neuen Auflage selbständigen Wert beilegen, nicht übergangen werden. Im besonderen Teile hat Franz den Inhalt der einzelnen Dramen inbezug auf den Aufbau: Einleitung, Haupthandlung, steigende, fallende Handlung, erregende Momente, Höhe, Katastrophe und Ausklang sehr gut und ohne starres Festhalten an einer Schablone zergliedert. Das Buch ist durchaus tüchtig und besonders den Lehrern des Deutschen zu empfehlen.

Ich möchte im Anschluß an die dramaturgischen Arbeiten von Bulthaupt und Franz noch die beiden Programme von August Rosikat „Über das Wesen der Schicksalstragödie“ [11]) erwähnen, da in der gründlichen und mit Selbständigkeit einsichtsvoll abwägenden Arbeit überall Schiller besonders hervortritt. Einen urgermanischen Stoff würde ich das Thema des Bruderzwistes in der Braut freilich nicht nennen: sein Stammbaum geht doch zweifellos auf das Labdakidenhaus zurück. Zur Schicksalsfrage selbst in der Braut von Messina hat Franz bemerkt: „Die Personen handeln durchaus ihrer Natur gemäß, mit voller Freiheit der Bewegung und infolgedessen mit voller Verantwortlichkeit,“ eine Auffassung, die mit Rosikats Untersuchung über die Schicksalsidee von Sophokles bis Grillparzer völlig übereinstimmt. Einen besonders lehrreichen Beitrag zur Erläuterung der vielumstrittenen Schicksalsidee hat Rosikat geliefert, indem er das Vorkommen und den Gebrauch des Wortes „Schicksal“ selbst innerhalb von Schillers und Goethes Dramen festzustellen suchte. In Übereinstimmung mit Bellermann, vergl. VI, 283, sieht auch Rosikat die Quelle so vieler Irrtümer darin, daß man den auch unter den erhaltenen hellenischen Tragödien vereinzelt stehenden „König Ödipus“ als den Typus der alten Tragödie überhaupt betrachtet habe. Das erste von Egon Schuncks beiden Programmen „Goethes Iphigenie

[11]) Königsberg 1891 und 1892. Städtisches Realgymnasium (Hartung sche Buchdruckerei).

auf Tauris und das gleichnamige Euripideische Stück" [12]), in dem Goethes Urteile über Euripides zusammengestellt sind, habe ich bereits VII, 267 — ich verbessere zugleich den dort im Namen eingeschlichenen Druckfehler — genannt. Im zweiten Teile ist der Inhalt des Goethischen, wie im ersten der des Euripideischen Stückes mit vielfach ausführenden Bemerkungen dargelegt, bei gutem Willen eine durchaus überflüssige Arbeit. Dagegen kann man Emil Soffés zwei Programme „Die erlebten und litterarischen Grundlagen von Goethes dramatischen Jugendwerken, I., Erwin und Elmire, II., Clavigo," [13]) wenn sie auch nicht eben Neues bringen, wohl als geschickte und gut geschriebene Zusammenstellungen gelten lassen. Soffé nimmt an, daß Goethe den Entwurf zur Operette nach seinen Erfahrungen mit Lili neu bearbeitet habe. Bei Bernardo will er Merck, bei Olimpia Frau Schönemann als Urbild annehmen, was ich wenigstens für Elmirens Mutter nicht zugeben möchte. Die aus Goldsmiths Vicar of Wakefield entnommene Grundlage läßt sich litterarisch weit verfolgen. Ophelia singt Strophen aus dieser von Percy in seine Reliques aufgenommene Ballade. Aus Percys Sammlung hat sie Bürger als den „Bruder Graurock und die Pilgerin" übersetzt; Tieck hat sie im sechsten Akte des Zerbino dramatisiert, und Kotzebue wollte das Idyll aus der satirischen Komödie losgelöst für das Theater einrichten. Aber auch Goethes eigene Ballade „Der Müllerin Reue", deren erster Druck im Musenalmanach für 1799 nur irreführend die Überschrift „Reue, Altspanisch" trägt, erinnert an jene litterarische Grundlage des Singspiels, dessen zweite Bearbeitung ebenso wie die Klaudinens noch im vorigen Jahre der 11. Band der Weimarischen Ausgabe (s. u.) gebracht hat. Über die beiden Bearbeitungen der letzteren hat K. Kippenberg eine Arbeit geliefert,[14]) welche sich durch sichere Beherrschung der ganzen ein-

[12]) Paderborn 1891 und 1892. Königl. Gymnasium Theodorianum. (Junfermann'sche Buchdruckerei.)

[13]) Brünn 1888 und 1891. K. K. Staatsoberrealschule. (Verlag von R. Knauthe.)

[14]) Über Goethes Claudine von Villa Bella. Bremen 1891 (Programm der Realschule in der Altstadt; A. Guthes Buchdruckerei).

schlägigen Litteratur, selbständige, vorsichtige und doch entschiedene Kritik höchst vorteilhaft auszeichnet. Mit Strehlke setzt Kippenberg den ersten Entwurf, der dann im April 1775 wieder aufgegriffen wird, für den Herbst 1773 an. Das spanische Kolorit erscheint ihm wie v. Biedermann unzweifelhaft, aber die völlig unbeweisbare Abhängigkeit von der Don Juansage weist er entschieden mit Recht zurück. Ebenso wird man ihm in der Polemik gegen Wilmanns symbolische Auffassung des Stückes zustimmen müssen. Die persönlichen Beziehungen der Dichtung auf das Liebesverhältnis zu Lili sind von Goethe selbst bezeugt. Statt einer eingehenden Besprechung der sachlichen Veränderungen in der italienischen Fassung giebt er eine genaue, sehr gut abgefaßte Inhaltsangabe des Schauspiels und der Opera buffa. Er betont Goethes Absicht, eine theatermäßige Oper herzustellen, die denn auch von diesem Standpunkte aus beurteilt sein will, und erwähnt ihre Kompositionen, ohne jedoch auf Goethes Bemühungen um die deutsche Spieloper näher einzugehen.

Einen um so weiteren Gesichtskreis eröffnet dagegen der noch vor Vollendung seiner Arbeit gestorbene Louis Hermanjat in dem anregenden Buche „Werther et les Frères de Werther“.[15]) Napoleon erklärte es für einen Kompositionsfehler, daß neben der Liebe auch gekränkter Ehrgeiz Werthers Selbstzerrüttung herbeiführe. Hermanjat legt gerade auf dieses soziale Motiv den Hauptnachdruck. In etwas grellen Farben schildert er die Scheidung der Gesellschaft im 18. Jahrhundert: der Ordner des preußischen Staatshaushaltes und Begründer seiner Armee, Friedrich Wilhelm I., ist doch etwas mehr als ein simple rustre gewesen. Ob Pessimismus und Sozialismus einander bedingen, wäre erst noch zu erörtern, jedenfalls ist es aber thatsächlich unwahr, daß in Schopenhauers System der allgemeine Selbstmord empfohlen sei (S. 19): Schopenhauer hat ihn ganz im Gegenteile als eine Bethätigung des Willens verworfen. Die Entstehungsgeschichte des Werther, ihre erlebten Grundlagen erzählt er richtig; als die entscheidenden

[15]) Étude de Littérature comparée. Dissertation. Lausanne 1892. (Imprimerie Ch. Pache & C.)

litterarischen Einflüsse nennt er die nouvelle Héloise und Émile, Hamlet und den sehr ungünstig beurteilten Ossian. Hermanjat wie Deubner scheinen die beste Untersuchung über Werthers litterarischen Stammbaum, Erich Schmidts trefflichen Beitrag zur Geschichte des Romans „Richardson, Rousseau und Goethe“ (Jena-Leipzig 1875), nicht zu kennen und werden infolgedessen der Bedeutung Richardsons nicht gerecht. Dem deutschen stellt Hermanjat zunächst den italienischen Werther, Foscolos ultime lettere di Jacopo Ortis entgegen, le patriotisme sceptique, le pessimisme douloureux, l'amour des aventures. Das Verhältnis der Goethischen Dichtung zu der Foscolos ist gleichzeitig auch in einem französisch geschriebenen Programm von Friedrich Deubner[16]) erörtert worden: Inhaltsangaben beider Werke, einen kurzen Abriß der Werthers Leiden zu Grunde liegenden Thatsachen und eine dem Italiener nicht gerecht werdende ästhetische Vergleichung beider Dichtungen. Deubners Angabe, daß Goethe zuerst durch Kestner in die Familie Buff eingeführt wurde, ist irrig. Sowohl Deubner wie Hermanjat sind die entscheidenden Arbeiten unbekannt geblieben, welche über Ortis und Werther F. Zschech auf Grund der neuesten italienischen Forschungen in den Preußischen Jahrbüchern und in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte veröffentlicht hat. Ich ziehe mir freilich aufs Neue meines freundlichen Kritikers Ungnade zu, wenn ich trotz seines Befehles, die von Mitarbeitern meiner Zeitschrift gelieferten Beiträge zur Goethe-Schillerlitteratur totzuschweigen, hier Zschech und gleich im folgenden Otto Harnack anführe. Wenn ich aber im allgemeinen in diesen Übersichten auch Aufsätze aus Zeitschriften nicht eigens bespreche, erlaube ich mir doch trotz aller Ukase, wo es der Zusammenhang mit sich bringt, auf sie hinzuweisen, ganz gleichviel, in welcher Zeitschrift sie erschienen sein mögen.

An Foscolos Briefe reiht Hermanjat, Chateaubriands René, Nodiers Peintre de Salzbourg, Sénancours Obermann und

[16]) Quelques remarques sur „Werther“ de Goethe et „Ultime Lettere di Jacopo Ortis“ de Foscolo. Wiesbaden 1892 (Programm der städtischen Realschule; Buchdruckerei von K. Schwab).

Constants Adolphe, Lord Byrons Childe Harold und von russischen Dichtungen Puschkins „Onegin",[17]) Lermontofs „Der Held unserer Zeit", Turgeniews „Neuland". Bereits der treulich sorgende Herausgeber der zu früh verwaisten Arbeit, Professor A. Maurer, hat Bedenken gegen diese Auswahl angedeutet. Schon aus der von Hermanjat stark benutzten Charakteristik der „Emigrantenlitteratur" von Georg Brandes (Leipzig 1882) ließe sich manches ergänzen. Ich will nur ein Hauptwerk nennen, das unbedingt in diesem Kreise nicht fehlen dürfte: Alfred de Mussets Confession d'un Enfant du Siècle. Die Aufgabe dem Werthérisme in der europäischen Litteratur vergleichend nachzuforschen, ist ja eine äußerst verlockende. Mit der Übersetzung von W. M. Thackerays komischer Ballade Sorrows of Werther hat Graf Schack soeben den ersten Band seiner „Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen"[18]) eröffnet. Wenn der zu früh verstorbene schweizerische Forscher auch nur einen, in Einzelheiten wohl anfechtbaren Beitrag zu Werther in der Weltlitteratur geliefert hat, gebührt ihm auch hierfür Anerkennung. Werther in der Litteratur, so faßt er sein Ergebnis zusammen, ist „l'histoire d'un homme qui vit de ‚la grande idée', qui en est pénétré, qui n'en conçoit point d'autre, qui cherche à en faire une réalité vivante, et qui meurt de la chimère". Der Wiederabdruck von J. H. Weiß' Besprechung der ihm durch Appels Buch bekannt gewordenen französischen Wertheriaden aus dem Jahrgang 1856 der Revue de l'instruction publique „les commentateurs de Werther" in seinem Buche „Sur Goethe"[19]) bietet nichts Erwähnenswertes. Besser ist Weiß' Essay „les mémoires de Goethe", 1855 gegen die ungenügende Übersetzung von Poésie et Vérité durch die Baronin von Carlowitz geschrieben. Das Hauptstück der Études bildet der Essai sur

---

[17]) Die Einwirkung, welche Childe Harold wieder auf den Onegin übte, hat Otto Harnack nachgewiesen, in der Studie „Puschkin und Byron", Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1888, N. F. I, 397.

[18]) Stuttgart 1893 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

[19]) Études critiques de littérature allemande. Paris 1892 (Armand Colin & Cie, éditeurs). Sarcey gefällt sich in seiner Vorrede, einen gerade an dieser Stelle recht unpassenden chauvinistischen Ton anzuschlagen.

Hermann et Dorothée de Goethe aus dem Jahre 1856: eine echt französische Deklamation, die jedoch mit Liebe und Verständnis darauf ausgeht, das fremdartige deutsche Idyll den französischen Lesern nahezubringen. Die Gegenüberstellung Hermanns und Werthers ist sehr geschickt dabei verwertet. Die Stellung von Werthers Leiden innerhalb der Entwickelung des deutschen Romanes hat neuerdings auch Carl Heine zu erläutern versucht.[20]) Indem er sich aber zugleich die nicht durchführbare Beschränkung auf die Jahre 1774 bis 1778 auferlegte und den etwa anderthalb Jahrzehnte später umgearbeiteten Wilhelm Meister dem Werther gegenüberstellen wollte, hat er seiner Arbeit wesentlichen Schaden zugefügt. Trotz seines Ausgangspunktes 1774 war er gezwungen im Anschluß an Erich Schmidt den Richardsonschen Roman und seine Einwirkung ausführlich zu erörtern, um für die angestrebte neue Einteilung des deutschen Romans in einen des Leidenschafts- und Gelassenheitsideales den Ausgangspunkt zu gewinnen. Werther und Meisters Lehrjahre würden als höchstes Muster diese beiden Ideale vertreten. Auch Boyesen (s. u.) hat in seinen beiden Studien über die German Novel Werther und Wilhelm Meisters Lehrjahre in den Mittelpunkt gestellt.

Ich kann unmöglich von Werther reden ohne auch in diesem Zusammenhange des bleibenden litterarischen Ergebnisses zu gedenken, welches wir der im vorhergehenden Hefte (S. 57) bereits gewürdigten Wertherausstellung des Hochstiftes verdanken. Wie hat Otto Heuer in den paar Einleitungsseiten zum Kataloge[21]) klar und knapp die Hauptmomente aus der Entstehungsgeschichte der Dichtung hervortreten lassen! Das Verzeichnis selbst räumt dem Ausstellungszwecke entsprechend den Bildern und Autogrammen den größeren Raum ein; aber die Wertheriana führen

---

[20]) Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Halle a. S. 1892 (Verlag von M. Niemeyer).

[21]) Katalog zur Ausstellung von Autographen, Schattenrissen, Bildnissen, Druckwerken und Illustrationen zu Goethes Leiden des jungen Werthers, aus der Autographensammlung des Freiherrn Hugo v. Donop nebst Ergänzungen aus dem Archiv und der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes. Frankfurt a. M. 1892. (Im Selbstverlag des Hochstiftes.)

auch fünf in der neuen Bearbeitung Goedeckes fehlende Bücher an und geben in mehreren Fällen Berichtigungen der Titel; ebenso bieten die angeführten Übersetzungen und Nachdrucke Anlaß zur Ergänzung der bisherigen Bibliographie. „Goethe und Kestner haben sich die auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft bis zu des letzteren Tode bewahrt." Kein Zeugnis wiegt vielleicht so schwer in der Wagschale zu Gunsten des jungen Dichters, wie des zur Eifersucht nicht unberechtigten Bräutigams Kestners Urteil, Goethe habe sich in der Wirklichkeit ungleich edler benommen als er sich in Werther darstellte, bei mancherlei merkwürdigen Eifersuchts- und Liebes-Szenen sei er ihm als Freund ebenso wie Lotte selbst nur immer lieber geworden. An diese unumstößliche Thatsache möchte ich erinnern, wenn ich von dem unerfreulichen Hervorzerren alten, unwahrscheinlichen und ganz unerweisbar gebliebenen Klatsches sprechen muß. Hätte Goethe uns nicht in „Dichtung und Wahrheit" die kunstvoll zur Novelle ausgestaltete Geschichte seiner Sesenheimer Liebe erzählt, die Erwähnung in ein paar zufällig erhaltenen Briefen an seinen Straßburger Mentor Salzmann würde uns ziemlich rätselhaft sein, die Erzählung der 1779 erfolgten Einkehr im Sesenheimer Pfarrhause in einem Briefe an Frau v. Stein aber niemanden zu einem Angriffe auf Goethe Anlaß geben. Wie man aus dem vom Dichter harmlos und ohne Nötigung erzählten Abbruch seiner ländlichen Liebesgeschichte nun durch bald achtzig Jahre hindurch Anklagen wegen Untreue und böswilligen Verlassens gegen ihn schmieden mag, dafür fehlt mir glücklicher Weise das Verständnis. Da nun aber manchen Litterarhistoriker die Sophokleische Dichtung nur wegen des Umstandes interessiert, „wie breit der Latz am kurzen Galahosenpaar des Ödipus gewesen ist", so ists schließlich nicht zu verwundern, wenn Eifer und Geschicklichkeit, die besserer Sache würdig wären, am durchaus Nichtigen vergeudet werden. Daß Friederike Brion einen Sohn gehabt habe, als dessen Vater bald Goethe, bald ein katholischer Pfarrer bezeichnet wurde, ist seit 1822 zu wiederholtenmalen von unverwerflichen Männern, wie selbst von B. G. Niebuhr, die zum Teil aus beachtenswerter Tradition schöpfen konnten, behauptet, mit Entrüstung zurückgewiesen, nie mit völlig be-

weisenden Gründen widerlegt worden. J. Froitzheim[22]) hat jetzt versucht, ob sich feste Beweise finden ließen. Der Nachbar der Brions, der katholische Pfarrer Reimbolt, welcher nach alter Überlieferung als Verführer Friederikens bezeichnet wird, hat am 31. Mai 1787 ein den offenbar erfundenen Vaternamen Blumenhold tragendes uneheliches Kind in das Findelhaus zu Stephansfeld gebracht. Dieser Knabe Friedrich Blumenhold ist 1807 als Pastetenbäcker zu Straßburg am Scharlachfieber gestorben. Das hartnäckige Gerücht, Goethe habe sich um seinen und Friederikens Sohn, der Pastetenbäcker zu Straßburg werden mußte, nicht gekümmert, ist damit als vollständig nichtig nachgewiesen. Die Beschuldigung Friederikens wegen ihres Verhältnisses zu Reimbolt hat dagegen kaum eine festere Unterlage gewonnen.[23]) Aber das von Froitzheim mitgeteilte Tagebuch eines gleich Goethe und Lenz in Friederike verliebten jungen Theologen läßt sie als sinnlich und männersüchtig erscheinen (1778). Für das Schicksal von Goethes Straßburger Studiengenossen D. Ferul konnte Froitzheim wirklich etwas aus Akten feststellen. Wenn er aber für Lenz' Berichte über seine Liebeserfolge in Sesenheim Glauben fordert, so muß ich sagen, daß die Wiederlesung dieser Briefe in seiner Schrift mich erst recht von Lenz' Flunkerei überzeugt hat. Daß die stärker gewordene Belastung Friederikens ihm den Gedanken weckt, Reimbolt war nicht der erste, der ihre Gunst genoß, liegt nur dann nahe, wenn man die von Froitzheim neu zusammengetragenen alten Behauptungen über Goethes Umgang mit ihr mit gleichem Vorurteil wie Froitzheim liest. Einen Beweis für die von ihm gehegte Überzeugung, Goethe habe Friederike in ähnlichen Umständen wie Faust Gretchen verlassen, konnte er nicht erbringen; seine schon früher vorgebrachte Beschuldigung, Goethes Einkehr in Sesenheim auf der Schweizerreise des Jahres 1779

[22]) Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen. Gotha 1893 (Fr. A. Perthes).

[23]) Höchst auffällig bleibt es, daß Goethe den Bericht Professor Näckes, der die Anschuldigung betreff Reimbolts enthielt, freundlich aufgenommen und öffentlich besprochen hat, „Wiederholte Spiegelungen" 1823, ohne nur eine Wendung zur Verteidigung der Jugendgeliebten einfließen zu lassen.

habe nur die Herausgabe seiner Briefe zur Absicht gehabt, ist nicht nur eine unbeweisbare, sondern auch im allerhöchsten Grade unwahrscheinliche Anklage. Ich wünsche auch, daß Froitzheim, der so geschickt kleine Irrtümer und Zweifel durch mühsam trockene Aktenforschung aufzuklären versteht, nicht aus Opposition gegen die offizielle Goethephilologie, sich zum Advokaten jeder gegen Goethe gerichteten Anklage hergiebt. Aber seinet-, nicht Goethe willens wünsche ich das: der kann die Wahrheit vertragen; seiner dichterischen und menschlichen Größe kann weder die Kleinmeisterei noch Aktenjägerei, noch der Haß der Feinde, noch Unverstand von Freunden schaden.

In ganz anderer und erfreuender Weise führt uns in Goethes Straßburger Zeit Hans Lambel in der sorgfältigen Einleitung zu seinem Neudrucke[24]) der 1773 von Herder herausgegebenen Fliegenden Blätter „von deutscher Art und Kunst“. Goethes 1772 in einem unbeachteten Einzeldruck erschienener Lobhymnus „Von deutscher Baukunst, D. M. Ervini a Steinbach“ fand durch die Aufnahme in Herders Sammlung weitere Leserkreise; Wackenroders und Tiecks „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797) und damit die auf die altdeutsche Bild- und Baukunst gerichtete Neigung der ganzen Romantik schöpften aus jenem Goethischen Aufsatze ihre ersten Anregungen. Was Herder selbst in den Tagen des Straßburger Zusammenlebens seinem aufmerksamen Hörer und Pfleger über Shakespeare, Ossian, das Volkslied lehrte, das finden wir in dem „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ und dem für die Entwickelung des deutschen Dramas so wichtigen Aufsatze „Shakespeare“ im wesentlichen zusammengedrängt. Hier wird am Schluße der vor Shakespeares heiligem Bilde umarmte Freund von Herder beglückwünscht, daß er „sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande“ herstellen wolle: die erste Begrüßung des Götz von Berlichingen, dessen Beziehung zu Shakespeare so bereits vor seinem Hervortreten festgestellt wurde. „Grundzüge einer Parallele

[24]) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 40/41. Stuttgart 1892 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

zwischen Shakespeares Hamlet und Goethes Faust" hat wie früher Levinstein (1855) und Türck (1888) nun Ph. Winkler aufzustellen gesucht.[25]) Da der Verfasser selbst im Vorworte so bescheiden von der nur durch alten Brauch ihm abgenötigten Arbeit spricht, ist ein näheres Eingehen auf die vielen Verkehrtheiten der gar nichts bietenden Abhandlung erläßlich. Auch Karl Küchler erklärt im Vorwort zu seiner zugleich dänisch in Kopenhagen, und deutsch in Leipzig erschienenen Dissertation „die Faustsage und der Goethesche Faust",[26]) er habe „einen bloßen vor der Hand nur einen Überblick gewährenden Versuch" gegeben, dem eine ausführlichere Durcharbeitung folgen werde. Für deutsche Leser ist die Besprechung der einzelnen Faustbücher und die bewundernde Inhaltsangabe der Goethischen Dichtung jedenfalls völlig wertlos. Auf mehrere neuere Arbeiten über Goethes Verhältnis zu Shakespeare habe ich erst in der vorletzten Übersicht VIII, 268 hingewiesen. Ergänzend kommen zwei, Goethe zwar nur mittelbar berührende, aber gerade durch die sich darbietende Vergleichung wirklich fördernde „Beiträge zur Shakespearomanie der Sturm- und Drangperiode" hinzu.[27]) Das Verhältnis von Goethes Nachahmern und dramatischen Wettbewerbern Lenz und Klinger zu Shakespeare wird inbezug auf Handlung und Charakter, Form, Motive, sprachliche Einzelnheiten hin untersucht. Von dem gemeinsam mit Lenz in Straßburg getriebenen Shakespearekultus hat Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" erzählt und für den Inhalt ihrer Gespräche auf Lenz' „Anmerkungen übers Theater" (1774 mit der Übersetzung von Loves Labours lost erschienen) verwiesen, die wieder mit Herders eben erwähntem Shakespeareaufsatz, Gerstenbergs schleswigischen Briefen über Shakespeare[28])

---

[25]) Straßburg 1892 (Progr. d. Realschule zu Wasselnheim i. E.; Druck von M. du Mont-Schauberg).

[26]) Leipzig 1893 (Verlag von Gustav Fock).

[27]) L. Jacobowsky, Klinger und Shakespeare. Dresden 1891 (E. Piersons Verlag). — Hermann Rauch, Lenz und Shakespeare. Berlin 1892 (Verlag von Emil Apolant).

[28]) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, hg. von Al. v. Weilen. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Heft 29/30. Stuttgart 1889 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

*

und alle drei wieder in ihrem gemeinsamen Gegensatze zu Lessings hamburgischer Dramaturgie zu vergleichen sind. Für die Geschichte des „Einflusses Shakespeares auf die Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur im 18. Jahrhundert", wie sie Emil Walther[29] mit durchaus ungenügender Kenntnis und schlechter Ausführung gleich im ganzen geben wollte, sind so nun eine Reihe gründlich vorbereitender Einzelnuntersuchungen hergestellt.

Über Shakespeares Einfluß und Übersetzungen in Deutschland liegt eine ausgebreitete Litteratur vor. Über die englische Wertschätzung Goethes (the English estimate of Goethe), englische Goetheübersetzungen, Goethe und Carlyle hat der amerikanische Professor Hjalmar Hjorth Boyesen in seinen „Essays on German Litterature"[30]) gehandelt. Boyesen strebt nicht nach einer möglichst erschöpfenden Darstellung, wie sie im dritten Bande des Jahrbuches A. Brandl für „die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England" ausgezeichnet gegeben hat, sondern bespricht nur einzelne Übersetzungen wie Coleridges „Wallenstein", Walter Scotts „Götz", Ellen Frothinghams „Hermann und Dorothea", John Weiß „Divan", die lyrischen Sammlungen von Dwight (Boston 1839) und Aytoun (Edinburgh 1859), sowie die Faustübertragungen von Shelley, Miß Swanwick, Brooks, Claudy, Anster. Taylors Übersetzung rühmt der durch einen eigenen Faustkommentar (deutsche Bearbeitung von O. Mylius, Reklam Nr. 1511/22) bekannte Kritiker als Poesie, während alle übrigen Gesamtübersetzungen nur metrische Prosa seien, die sich ab und zu in die den Musen geweihte Höhe aufschwingen. Im ersten Sammelbande von Studien der Harvard-Universität[31]) hat Amerika einen kleinen aber sehr hübschen Beitrag zur Faustforschung geliefert. Kuno Francke wies nach, daß „Mantegnas Triumph of Caesar in the second Part of Faust" Goethe die

---

[29]) Chemnitz 1890 (Progr. d. technischen Staatslehranstalten; Druck von Pickenhahn & Sohn).

[30]) London 1892 (T. Fisher Unwin).

[31]) Studies and Notes in Philology and Literature. Published under the Direction of the modern Language Departements of Harvard University. Boston 1892 (bei Ginn & Comp.)

Anregung zur Vorführung der allegorischen Gruppe des von der Klugheit geleiteten Elephanten im Maskenzuge gegeben habe. Goethe hatte eben dieses Werk Mantegnas 1823 in „Kunst und Altertum" ausführlich erörtert; die von Francke seiner Untersuchung beigegebene Abbildung läßt keinen Zweifel an der Richtigkeit seines Nachweises zu. Von den englischen Schriften über Goethe behandelt Boyesen nur die als musterhaft gerühmte Einleitung John Stuart Blackies zu der Übersetzung „the wisdom of Goethe" (Edinburgh 1883) und die ihn wenig befriedigenden, mir unbekannten Arbeiten von Richard Holt Hutton und Matthew Arnold, die letztere der Zurückweisung eines chauvinistischen Angriffs von Edmond Schérer gewidmet. Über das Goethe-Verständnis der Engländer im allgemeinen urteilt der amerikanische Kritiker höchst ungünstig. Carlyle, sagt er mit Übertragung des von Hegel überlieferten Witzwortes, sei der einzige Engländer, welcher Goethe verstanden habe und er habe ihn in wesentlichen Dingen mißverstanden. Heinrich v. Treitschke hat Carlyle als den einzigen Engländer bezeichnet, der wirkliches Verständnis des deutschen Geisteslebens sich erworben habe. Boyesen betont abweichend von früheren Betrachtungen über Carlyles Verhältnis zu Goethe, vgl. V, 248, den Gegensatz zwischen Carlyles, vom schottischen Puritanismus ausgehender Weltanschauung und Goethes antiker Sinnenfreunde. Nach meiner Kenntnis Carlyles hat ihm Boyesen dabei eine stärkere Abhängigkeit von der religiös-kirchlichen Überlieferung zugeschrieben, als sie beim Verfasser des Sartorius resartus anzutreffen ist. Richtig ist es freilich, daß Carlyle sich aus Goethes Schriften und Ideen zunächst angeeignet habe, was seiner Natur am meisten entsprach, ohne genügend kritische Rücksicht, ob er damit auch den Kern von Goethes eigenem Wesen erfasse.

„. . . . liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden."

Goethes Größe liegt indessen nicht zum kleinsten Teile eben darin, daß er aus der Universalität seines Wesens so vielen ganz ver-

schieden gearteten das ihrer Natur Zusagende bieten konnte. Die dem vollendeten Übersetzer nötige, bis zum Aufgeben der eigenen Individualität gehende Schlegelische Schmiegsamkeit vermochte, darin hat Boyesen zweifellos recht, eine so stahlharte Persönlichkeit, wie der Einsiedler von Craigenputtock war, dem „Wilhelm Meister" gegenüber nicht zu bethätigen. Carlyle konnte nie einen anderen als seinen eigenen Stil schreiben. Seinen Landsleuten jedoch, die Goethe nicht als Gentleman anerkennen wollten, hat er die Achtung vor Goethes Dichtung und Person aufzuzwingen gewußt. Sie hatten, nach Blackies Worten, in ihrem dichten Dunst von Mißverstehen und mit Vorurteilen gepanzert sich mit Verachtung der Deutschen gebrüstet. Carlyle, sagt Boyesen, erwarb sich um England das Verdienst, seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern, indem er die deutsche Gedankenwelt erschließend in den Wall der insulären Vorurteile Bresche brach und dem Einströmen einer neuen Kultur breite Wege bahnte.

Völlig frei von Vorurteilen Goethe gegenüber erscheint aber auch Boyesen selbst nicht, weder in dem wohl ursprünglich als Einleitung zu einer amerikanischen Ausgabe geschriebenen Aufsatze „the life and works of Goethe", noch in dem von ihm selbst als Ergänzung bezeichneten „Goethes relations to women" (Friederike, Lilli, Frau v. Stein, Christiane). Den Egoismus Goethes Frauen und Männer gegenüber setze wenigstens ich auf die Liste alter Vorurteile; freilich wenn man Knebel, Zelter, Meyer nicht nennt, kann man leichter zu der Behauptung kommen, Goethe habe nach seiner völligen Reife (grew to his full intellectual stature) keine intimen Beziehungen mehr gewollt. Christiane, welche die in ihrer Familie erbliche Trunksucht ihrem Kinde übertragen haben soll, wird im allgemeinen zu schlecht und als Mitarbeiterin an den Studien über die Urpflanze zu günstig behandelt. Der Bruch mit Herder war jedenfalls durchaus nicht durch Goethes sinnliches Verhältnis bedingt. Karolinens Briefe an ihren in Italien weilenden Gatten zeigen, daß man im Herderischen Hause Freiheit walten ließ; Goethes Geständnisse über seine Liaison in Italien (S. 169, Die schöne Mailänderin) waren nicht, wie Boyesen meint, an Frau v. Stein gerichtet. Unrichtigkeiten und Wider-

sprüche sind Boyesen in den sehr lückenhaften Goetheaufsätzen wie in dem Essay „the life and works of Schiller“ mit untergelaufen; so ist (S. 16) die erste Fassung des Götz keineswegs 1781, sondern erst nach Goethes Tode veröffentlicht worden; daß Lotte Buff ihre Neigung auf Goethe übertrug, ist möglich, wir wissen es aber nicht. Schillers Vorlesung des Don Karlos in Darmstadt (S. 192) hat nicht im April 1785, sondern am 26. Dezember 1784 stattgefunden; das Verdammungsurteil des Regisseurs Meyer über Fiesko wird durch Weglassung der Vorlesungsgeschichte irreführend; schlimmer irre führt uns freilich die Behauptung (S. 45), im westöstlichen Divan sei besonders die Neuheit der Versmaße merkwürdig, Goethe gehe hier von den antiken Versen zu denen einer ganz fremden Art, wie sie dann Platen, Heine, Rückert, Daumer, Bodenstedt gebrauchten, über. Goethe hat die orientalischen Versmaße nicht nur nicht so genau wie Rückert, sondern gar nicht angewandt. In den beiden Studien über die German Novel hat Boyesen die Wahlverwandtschaften gar nicht erwähnt, während er über Meisters Lehrjahre sich in Widersprüche verwickelt. S. 34 zeigt der Roman, daß die Adelsvorrechte ohne Geistes- und Charaktervorzüge sich nicht mehr aufrecht halten lassen, S. 244 wird Goethe vorgeworfen, er sei so von Respekt für den Adel erfüllt gewesen, daß ihm das Widersinnige (anomalous) der Unterordnung des Bürgers unter den Edelmann entgangen wäre. Nach S. 234 bieten die Lehrjahre vom romantischen Standpunkte aus wenig Anziehendes, auf der nächsten Seite erscheint den Romantikern das Problem des Meisters höchlichst empfehlenswert und werden mehrere romantische Nachahmungen verzeichnet. Allein auch von diesen einzelnen Ausstellungen abgesehen könnten die beiden Arbeiten über Goethes und über Schillers Leben und Werke durchaus nicht befriedigen.

Zwei andere englische Biographien aus Robertsons Sammlung der great writers[32]) das „life of Johann Wolfgang Goethe“ von James Sime und „life of Friedrich Schiller“ von Henry W. Nevinson möchte ich wegen der beiden beigegebenen

[32]) London und New-York (W. Scott und Th. Wittaker).

Bibliographie von John P. Anderson wenigstens nennen, wenn sie auch nicht unter den neuesten Erscheinungen besprochen werden dürfen (1888 und 1889). Besonders für die englischen Übersetzungen und Aufsätze in Zeitschriften ist Andersons Zusammenstellung zu empfehlen. Meine eigene Neubearbeitung der Bibliographie und Biographie Schillers ist inzwischen im 12. Hefte von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“[33]) erschienen. Ich verweise auf die Selbstanzeige meiner Bearbeitung der Goetheparagraphen VIII, 252; meinen, Edmund Goetze für die unermüdliche treue Unterstützung schuldigen Dank möchte ich aber aufs neue aussprechen, wie auch Fr. Jonas' gewährte Hilfe rühmend erwähnen. Die Heranziehung anderer dichterischer Bearbeitungen der von Schiller dramatisierten Stoffe war noch von Goedeke selbst bestimmt. Die Ausführung der schwierigen Aufgabe mag, da in Goedekes Nachlaß auch hierfür wie für Schiller und Goethe überhaupt so gut wie gar nichts vorfand, arg lückenhaft ausgefallen sein. Die Mitschleppung des ganzen Ballastes der Schillerfeier von 1859 wird vielen mit Recht bedenklich erscheinen, manche Ungleichheiten in der Art und Weise der Anführung als Zeichen der Überhastung tadelnswert. Die Aufgabe war bei Schiller durch das Fehlen brauchbarer Vorarbeiten schwieriger als bei Goethe, obwohl die Masse des zu sichtenden Stoffes weit geringer war. Goedekes Darstellung von Schillers Leben bedurfte einer viel gründlicheren Umgestaltung als es bei Goethe der Fall war. Die Lücken in der Bibliographie, ich möchte jedoch hinzufügen auch beinahe die Unmöglichkeit ihrer vollständigen Ausfüllung fühlt man beim Überblicke dessen, was die nach absoluter Vollständigkeit strebende Bibliographie schon für ein einziges Jahr zu verzeichnen hat. Eine solche Übersicht für das Jahr 1890 bietet der erste Band (zweite Halbband) der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“[34]), in denen Albert Köster S. 141—151 über Schiller berichtet, während das Referat über Goethe, S. 111—140, geteilt erscheint: Allge-

[33]) Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Dresden 1892 (Verlag von L. Ehlermann), S. 15—237.

[34]) Stuttgart 1892 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

meines und Leben von L. Geiger, Lyrik von O. Pniower, Epos von Geiger, Drama von Erich Schmidt, Didaktik von O. Harnack. Der Bemühungen um das Frankfurter Goethehaus ist S. 115 gedacht; die vorangehende Bemerkung über das Erlöschen der englischen Goethegesellschaft beruht auf einem Irrtume, sie lebt und bereitet eben einen neuen Band ihrer Publications vor. Goethe und Schiller werden natürlich auch in den übrigen Abschnitten der Jahresberichte, so z. B. in dem Werner übertragenen Referate „Poetik und ihre Geschichte" wiederholt angeführt. Die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit der Jahresberichte braucht nicht erst eigens betont zu werden; die Ausführung ist von Kleinigkeiten abgesehen durchaus zu loben und gerade an dieser Stelle, wo ja in den Übersichten immer nur das Wichtigere von den selbständig erschienenen Schriften besprochen werden kann, begrüßen wir mit Freude das große kritisch-bibliographische Unternehmen, ihm glücklichen Fortgang und eine dauernde Stellung außerhalb allen Parteigetriebes wünschend. Scherer hat bei Eröffnung des Goethearchives das schöne Wort gesprochen: wir wollen im Geiste Schillers an die Arbeit für Goethe herantreten. Es thäte wohl öfters Not den großen reinigenden Geist Schillers zu beschwören, im kleinen wie im großen.

In Nevinsons life of Schiller lesen wir ein zum Nachdenken aufforderndes Geständnis, das er bei einem Vergleiche seiner Schillerbiographie mit der Carlyles macht: „Wir hoffen von der deutschen Litteratur nicht mehr so Großes. In den letzten Jahren sind wir in England schrittweise aber unaufhaltsam zur französischen Verbindung zurückgekehrt, so daß das jüngere Geschlecht nur mit gewaltsamer Anstrengung sich die Scheu und Ehrfurcht der älteren gegenüber den deutschen Dichtern und Schriftstellern als etwas der Geschichte Angehöriges vergegenwärtigen kann." Vergleicht man Carlyles Preis der Räuber als einer weltgeschichtlichen That mit Nevinsons Ablehnung der kahlen Erfindung eines solchen Schülermachwerks, das den modernen Engländer nur burlesk anmuten könne, so tritt der Gegensatz der Zeiten und Meinungen allerdings scharf genug hervor. Daß Schiller keine besondere Fähigkeit für Geschichte gehabt habe (S. 79), darf, glaube ich als, eine wirklich neue

Behauptung verzeichnet werden, ebenso, daß in dem Gedichte „Die berühmte Frau“ Sophie Laroche verspottet werde. Auch für den Vorwurf der carefulness in thought in der Glocke darf der englische Biograph, der (S. 182) Browning hoch über Schiller stellt, Neuheit in Anspruch nehmen. Die Jungfrau von Orleans ist ihm eine italienische Oper, in der die Tragödie verloren gegangen ist. Für ein derartiges Verkennen Schillers vermögen nun manche lobenswerte Abschnitte der die zweite Lebenshälfte Schillers allzuknapp behandelnden Biographie keinen Ersatz zu gewähren; dagegen ist Simes Goethebiographie durchaus als eine tüchtige, wahrhaft erfreuliche Leistung zu rühmen. Nirgends das so beliebte Absprechen, sondern ein von ernstem Studium geleitetes liebevolles Streben nach Erfassen von Goethes Wesen als Mensch und Schriftsteller. Mag die litterarisch-ästhetische Beurteilung auch Mängel aufweisen, das Buch als Ganzes verdient volle Anerkennung, wenn wir eben seine Bestimmung für ein englisches Publikum wie billig berücksichtigen. Von den beiden deutschen Bändchen „Goethes Leben und Werke“ von Karl Heinemann, „Schillers Leben und Werke“ von Otto Lyon[35]) verdient die Arbeit über Schiller entschieden den Vorzug. Heinemann hat seine 130 Seiten in drei Abschnitte „der junge Goethe“; „auf der Höhe“ (S. 48—107); „die Vollendung“ gegliedert. Im Gegensatze zu Sime konnte er das Äußere, nicht einmal Goethes Geburtsjahr ist angegeben, als bekannt voraussetzen und die Besprechung der Werke geben, während Lyon wieder nur Schillers Lebensgang als Vorbild für die Jugend mit verständnisvoller Begeisterung schildert, die Dichtungen der Jena-Weimarer Zeit aber eben blos nennt. Das Bündnis zwischen Goethe und Schiller ist bei beiden zu kurz behandelt worden. Goethes medizinische Studien, die Heinemann schon für Leipzig ansetzt, sind doch erst für Straßburg bezeugt, und Lyon läßt (S. 89) Schiller irrtümlich in Bauerbach von dem Sekretär Reinwald empfangen werden. Heinemann hat die Ergebnisse der neueren Goethephilologie bis ins kleinste sich zu eigen

---

[35]) Sammlung deutscher Schulausgaben. 35. und 39. Lieferung. Bielefeld und Leipzig o. J. (Verlag von Velhagen & Klasing).

gemacht, und so rühmenswert dies an sich ist, bei den ihm gezogenen räumlichen Grenzen vielleicht das Detail zu stark betont. Durch Lyons Arbeit geht ein großer frischer Zug: seine ideale Schilderung möchte man in den Händen der Jugend sehen, während S. Peters „Schillers Leben, der reiferen Jugend erzählt"[36]) zwar mit Geschick und Kenntnis abgefaßt ist, aber das ethische Moment in Schillers Kämpfen und Streben nicht so vorbildlich und erziehend hervortreten läßt, wie dies Lyon in ganz ausgezeichneter Weise gelungen ist. Die allzugroße Knappheit der beiden letzten Abschnitte „auf festem Grunde" und „am Ziele" möchte ich in einer neuen Auflage durch etwas ausführlichere Darstellung beseitigt wünschen.

Den Schiller-Biographien nahe stehen Lothar Richard Böhmes „Schillerstudien",[37]) deren zweiter Teil mit der Besprechung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges endet. Böhme will die Lehrer auf die Gesichtspunkte lenken, „durch welche nach und mit der Erklärung der Dichtungen und prosaischen Schriften Schillers dessen Welt- und Lebensanschauung zu vermitteln sein möchte". In die Welt- und Lebensanschauung der Klassiker einzuführen anstatt den Schüler durch biographisch-kritische Notizen zu langweilen sei die Aufgabe des deutschen (litterargeschichtlichen) Unterrichtes an Gymnasium und Realschule. Man wird nicht nur solcher Auffassung gerne zustimmen, sondern auch Böhmes Studien lobenswert und tüchtig finden, wenn man sie diesem ihrem besonderen Zwecke nach beurteilt. An die äußeren Lebensereignisse als etwas Bekanntes mehr erinnernd als sie wiederholend werden die einzelnen Werke in ihrer Bedeutung für des Dichters Entwickelung und im Zusammenhange der Zeitströmung charakterisiert. Es ist ganz im Sinne von Weltrichs Biographie, wenn Böhme gleich eingangs als das Grundthema von Schillers Jugendpoesie bezeichnet „den von Rousseau aufgestellten Gegensatz zwischen der Fülle und Reinheit der ursprünglichen Menschennatur und der unheilbaren Ver-

[36]) Halle a. S. 1892 (Verlag von Max Niemeyer).

[37]) Freiberg 1891 und 1892 (Gymnasium Albertinum; Gerlach'sche Buchdruckerei).

derbtheit der thatsächlichen Wirklichkeit, insbesondere des Staates und der Gesellschaft". Treffend wird als ein Grund der unveraltenden allgemeinen Wirkung von Schillers Dramen bezeichnet, daß seine Dichtung „auf kulturgeschichtlichem und zwar zeitgeschichtlichem Grunde bedeutsame psychologische, darum allgemein menschliche Probleme löst". Zerrissenheit und zuweit getriebenen Subjektivismus wird man der Sturm- und Drangperiode mit Recht vorwerfen können: ein Zurücktreten der allgemeinen und nationalen Interessen möchte ich aber nicht mit Böhme ihr zum Vorwurfe machen. Der von Klopstock ausgehende nationale Zug ist gerade in der Sturm- und Drangzeit erst zur Geltung gekommen, wenn auch die Deutschtümelei der Ritterdramen nicht auf der Höhe des im Götz von Berlichingen pulsierenden nationalen Lebens sich erhalten konnte. Die Abhängigkeit von Rousseau kann diesem nationalen Charakter der Geniezeit kaum Eintrag thun; wieviel Fremdes und Ungesundes in dieser gewaltigen Gährung auch auf der Oberfläche brodelt, es ist doch ein Auflehnen des deutschen Geistes gegen den seit mehr als zwei Jahrhunderten auf ihm lastenden Romanismus. Die folgenden Geschlechter haben gerade von der Sturm- und Drangperiode das Gefühl des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen überkommen. In der Fortsetzung seiner Abhandlung „Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls"[38]) schildert A. Ruhe die Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft: erst auf der letzten halben Seite gelangt er zur Erwähnung Schillers, der im Unterschiede von vielen seiner Geistesgenossen für die Kunst einen bestimmenden Einfluß auf das staatliche Leben in Anspruch genommen habe. „Es ist kein Zweifel", äußerte selbst Otto Ludwig im Gespräche mit Lewinsky, „daß ein großer Teil der Freiheitsbewegung Deutschlands aus dem Samen entsprossen ist, den die großen Gedanken und die Macht von Schillers Rede gestreut hat."

Zu dem Vortrefflichsten, was Schiller überhaupt geschrieben hat, gehören nach Goethes Urteil seine Briefe. Die erste Lieferung von Fr. Jonas Sammlung durfte ich bereits in meiner letzten

---

[38]) III. Teil. Meppen 1892. Vgl. VII, 286

Übersicht begrüßen. Nun liegen zwei abgeschlossene Bände[39]) vor, eine Arbeit, des uneingeschränkten Lobes würdig. An Ungedrucktem enthält der erste Band außer einer Quittung (S. 486) nur einen Brief an Gottlieb Becker vom 17. Mai 1786 (Nr. 166) und an Wilhelm v. Wolzogen vom Dezember 1787 (Nr. 235); außerdem S. 504 Auszüge aus Briefen von Schillers Schwager Reinwald an Nicolai; der zweite Band je einen Brief an Knebel und Ludwig Schubart (Nr. 376 und 449). Allein wie viele in ihrer Verzettelung kaum als veröffentlicht anzusehende Briefe der Jahre 1772 bis 1789 und zahlreiche Ergänzungen des bisherigen Textes bieten diese beiden ersten 476 Nummern zählenden Bände der kritischen Gesamtausgabe. Mit weiser Selbstbescheidung ist die Auswahl der Lesarten und Erklärungen in den 65 und 55 Seiten des Anhangs getroffen. Auf Grundlage von Boxbergers Vorarbeiten und im Anschluß, hier und da auch in Ergänzung von Minors so überaus reichhaltiger und sorgfältiger Schillerbiographie hat Jonas alle Herausgeberpflichten mustergiltig erfüllt. Diese Briefe in ihrer zeitlichen Reihenfolge geben uns ein Bild des Entwickelungsganges, der Kämpfe und Leiden in einer Unmittelbarkeit, wie kein Biograph es vermöchte; sie müssen sich ihren Platz neben Schillers Dichtungen selbst bei dem wenig zum Kaufe von Briefsammlungen geneigten deutschen Publikum erkämpfen. Eine Behauptung des Herausgebers hat indessen eine ihm selbst am meisten erwünschte Widerlegung gefunden; er meinte zu den etwa 2000 bereits gedruckten Schillerbriefen würden nicht viel ungedruckte mehr hinzukommen. In der „Weimarischen Zeitung" hat Bernhard Suphan von der Erwerbung von 60 Schiller- und 20 Goethebriefen an Göschen, meist ungedruckt, als erfreulichen Neujahrsgruß Mitteilung gegeben, einen Brief Schillers vom 6. Januar 1789 als Probe veröffentlichend.[40]) Indessen hat auch die vierte Abteilung der Weimarer Goetheausgabe[41]) in Band 10 und 11, von v. d. Hellen trefflich herausgegeben, eine ganze Reihe,

[39]) Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Stuttgart o. J. (1892. Deutsche Verlagsanstalt.)

[40]) Sonderabdruck aus der Weimarischen Zeitung 1893, Nr. 1.

[41]) Weimar 1892 (Hermann Böhlau).

ungedruckter Briefe, 192, für den Zeitraum vom 9. August 1792 bis Ende Dezember 1796 gebracht und damit zugleich die sehr erwünschte Neuerung, schon im Inhaltsverzeichnis jedes Bandes die zum ersten Male veröffentlichten Briefe kenntlich zu machen, eine Einrichtung, die Jonas zur Nachahmung zu empfehlen wäre. Mit Nr. 3064 beginnen im 10. Bande die Briefe an Schiller. Die neuen Mitteilungen sind um so interessanter, als die weitaus überwiegende Mehrzahl der Briefe an eine bisher im Briefwechsel Goethes kaum vertretene Empfängerin gerichtet ist — an Christiane Vulpius. Die so hartnäckig festgehaltenen Vorurteile gegen Christiane müssen diesen und Frau Rats Briefen gegenüber allmählich einer gerechteren Würdigung weichen. Es herrscht in Goethes Briefen an die kleine Freundin eine Innigkeit und zärtliche Liebe, wie sie gerade für jene Jahre, in denen Goethe nach außen vielfach kalt, verschlossen und abweisend erscheint, doppelt bedeutsam ist, denn erst durch diese Ergänzung lernen wir den ganzen Goethe kennen. Durch heitersten Humor überrascht der bisher unbekannte Brief an die Herzogin Amalia vom 25. September 1792. Die neu veröffentlichten Briefe an Heinrich Meyer, den gefunden zu haben er als eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens preist (Nr. 3283), enthalten eine Fülle von Selbstbekenntnissen, die jede Charakteristik Goethes verwerten wird. An Meyer berichtet er über Alexis, die Xenien, Dorothea, vor allem über die Übersetzung Cellinis. Unger gegenüber nennt er den Wilhelm Meister die obligateste und schwerste aller seiner Arbeiten. X, 388 ist in den Lesarten eine Reihe von Stellen über die Lehrjahre zusammengestellt; X, 415 stehen sehr interessante abweichende Lesarten zu einem Briefe an Voß; XI, 32 ist im Briefe an Knebel zweifellos „Mittags“ statt „Mittwochs“ zu lesen. Im Juni 1796 meldet er an Meyer die Anwesenheit Jean Pauls. „Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen, ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den unsrigen gerechnet werden.“ An Goethes gutem Willen lag also nicht die Schuld, wenn Richter dem Goethe-Schillerischen Kreise fremd, ja feindlich gegenüber zu stehen kam.

In Goethes Umgebung führen uns zwei gleichzeitig erschienene, unter sich freilich ganz verschiedenartige Bücher: „Aus dem Goethehause“[42]) und „Aus Goethes Freundeskreise“.[43]) In der Biedermannischen Gesprächssammlung taucht Jenny v. Pappenheim, die Stieftochter des weimarischen Ministers v. Gersdorff nur einmal (Nr. 1436) auf; in Beaulieu-Marconnays „Erinnerungen aus Altweimar“ (Jahrbuch VI, 172) sind Goethes Dankverse an Frl. v. Pappenheim, „Dem heiligen Vater pflegt man, wie wir wissen“, die erst 1870 Aufnahme in Goethes Werke gefunden hatten, erläutert. Drei weitere Verse Goethes, „Der Bekannten Anerkannten“ gewidmet, sind erst im 12. Bande des Jahrbuchs in einem Auszuge des jetzt vollständig mitgeteilten Aufsatzes „Goethe und seine Umgebung“ bekannt geworden. Erst 1885 hat Freifrau Jenny v. Gustedt diese Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit niedergeschrieben, und ihre Enkelin hat sie in einer allzuwenig gesichteten, fast erschreckend umfangreichen Veröffentlichung aus ihrem Nachlasse herausgegeben. Frl. v. Pappenheim war mit Ottilie von Goethe und ihren Söhnen innig befreundet; ihre Charakteristik Ottiliens, Augusts und seiner Söhne, der Großherzoginnen Luise und Maria Paulowna geben ungemein anschauliche Bilder nach der Natur; das tragische Los der Enkel Goethes, einen ihrer Briefe an Wolfgang finden wir mitgeteilt, weiß sie voll Mitgefühl zu schildern. Über die Gründung von Ottiliens Zeitschrift „Das Chaos“ kann sie als Teilnehmerin berichten, ebenso über Felix Mendelssohns zweiten Besuch im Goethehause. Wohl die meiste Befriedigung aber mag die Erzählung wecken, wie bei Tiecks Anwesenheit das Frauenzimmerchen den alten Herrn bereden wollte, in die Gesellschaft zu kommen, er aber an seinem Pulte stehend polterte: „Ach was, glaubt Sie kleines Mädchen, daß ich zu jedem laufe, der wartet? Was würde dann aus dem da? wenn ich todt bin, machts Keiner. Sagen Sie das droben der Sippschaft. Ein

[42]) Briefe Fr. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena. Nach den Originalen, herausgegeben von Ferdinand Heitmüller. Stuttgart 1892 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachfolger).

[43]) Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt, herausgegeben von Lily v. Kretschmann. Braunschweig 1892 (Georg Westermann).

Greis, der noch arbeiten will, darf nicht jedem zu Gefallen seinen Willen umstimmen; thut ers, so wird er der Nachwelt gar nicht gefallen. Gehen Sie, Kind, Ihre frohe Jugend wird denen da oben besser behagen als heut Abend mein nachdenkliches Alter". Über Goethes Briefe an Lavater, Lewes' Goethe- und Karoline v. Wolzogens Schillerbiographie hat Frau v. Gustedt ihre Eindrücke niedergeschrieben. In „Eine Erinnerung" stellt sie Goethes werkthätige Nächstenliebe als wahres Christentum dem Gebahren frommer Kirchenbesucher gegenüber. Die Gründung der Goethegesellschaft veranlaßt die Bemerkung: „Der deutsche Gelehrte, so hoch ich ihn stelle, gerät mit seinem Forschungstrieb leicht in Kleinigkeiten und dann geht ihm der große Blick aufs Ganze verloren. Hoffentlich wird der Goetheverein nie vergessen, daß gerade Goethe, neben seinem Interesse für das Kleinste, das Große stets obenan stellte, hoffentlich wird er seinen Geist zu erforschen und lebendig auszubreiten suchen, was uns recht not thut." Ich möchte nicht eben behaupten, daß in Frau v. Gustedts Aufzeichnungen selbst man überall die Einwirkung des Goethischen Geistes verspüre, es findet sich gar manches frauenzimmerliche Urteil auf diesen fünfhundert Seiten; allein das Streben, diesen Geist zu fassen und in einem langen Leben sich der von ihm in der Jugend empfangenen Anregungen würdig zu erweisen, tritt überall zu Tage. Es berührt allerdings peinlich zu sehen, wie selbst am weimarischen Musenhofe die französische Sprache vorherrscht, während Holtei über den von Goethes Schwiegertochter getriebenen Engländerkultus klagen muß. Dem deutschen Empfinden und der von Goethe als der Bedingung aller menschlichen Entwickelung geforderten Ehrfurcht — Wanderjahre II. Buch, 1. Kapitel — aber entspricht es, wenn die Freundin der Kaiserin Augusta ihr Gedenkblatt der erhabnen „Tochter Weimars" mit den Worten schließt: „Kaiserin Augusta wirkte anregend auf jedem Gebiete, das war ein Erbe Goethes und jener Zeit. Was hat die jetzige Generation so verschlossen gemacht, daß keiner mehr den anderen kennt, keiner lebendig auf den anderen zu wirken vermag? Die Jugend will keine Autorität anerkennen, sie hat auch seit dem Tode der Kaiserin und seit Bismarcks Sturz keine wahre, geistige mehr, die vom Alter und

der Erfahrung geheiligt ist. Seit den letzten Monaten liegt ein Druck auf der Welt. Man hat die Eisenstange herausgesägt, auf der die Decke ruhte, weil die Kinder sich an den scharfen Ecken Beulen stoßen, und nun hofft man, die Decke werde nicht einfallen!" Goethes von Gall anatomisch begründete Neigung, sich stets in „einem Tropus auszusprechen", ist so auch bei seiner Schülerin nachwirkend.

Jenny v. Pappenheims Beziehungen zu Goethe begannen im Jahre 1825. Bis 1824 reicht der erhaltene Teil von Riemers 1803 eröffnetem Briefwechsel mit dem aus dem Buche „das Frommannsche Haus und seine Freunde" (Dritte Auflage, Stuttgart 1889) sattsam bekannten Jenenser Buchdrucker und Verleger Karl Friedrich Ernst Frommann, dem Pflegvater Minna Herzliebs. Auf irgend welche Beziehungen Goethes zu Minna, welche Frau v. Gustedt wiederholt in Abrede stellt, enthalten Riemers Briefe keine Anspielung. Wie Eckermann und andere ist auch Riemer, trotz eigener tüchtiger Leistungen, nur durch sein Verhältnis zu Goethe den Nachlebenden bemerkenswert geworden. Neben seiner Arbeit an der Herausgabe des Briefwechsels mit Zelter, der nachgelassenen Schriften, vor allem der Quartausgabe von 1836, hat er sich durch die beiden Bände der „Mitteilungen über Goethe" (1841) und der „Briefe von und an Goethe" (1846) ein Andenken gestiftet. An Vorwürfen gegen seine Herausgeberthätigkeit hat es nicht gefehlt, Neigung und Abneigung hat ihn gewiß nicht nur bei eignen Urteilen, sondern auch bei der Wiedergabe von Goethischen Äußerungen und Briefstellen hier und da geleitet. Seine „Mitteilungen" sind aber mehr benutzt als erwähnt worden; die 1886 bereits begonnene Veröffentlichung seiner eignen Tagebücher in der deutschen Revue wird wohl mit ihrer Buchausgabe abschließen. Heitmüller hat dem mit Erläuterungen versehenen Abdruck der Briefe die Umrisse zu einer Charakteristik Riemers, die Schilderung seiner engen Beziehungen zu Goethe und deren zeitweiligen Unterbrechung vorangestellt. Für zeitliche Bestimmungen, z. B. der Theaterbearbeitungen des Götz, und für Feststellung kleiner Einzelheiten des weimarischen Lebens und Theaters bieten die 242 Briefe sehr viel; für die Weglassung gleichgiltiger Teile der Briefe kann

man dem Herausgeber nur dankbar sein. Zu dem Schreibfehler Laerimas, es handelt sich um F. W. Schütz' von A. W. Schlegel herausgegebenes Schauspiel Lacrimas, habe ich vergeblich eine Anmerkung gesucht. Im Register fehlt Kleist, obwohl ein Bericht über die erste Aufführung des „zerbrochnen Krugs“ im Brief vom 9. März 1808 enthalten ist. Zur Aufführung des Julius Cäsar wäre Goethes eingehender Bericht über den Erfolg an den Übersetzer Schlegel, Jahrbuch V, 5, anzuführen gewesen. Goethes Verhältnis zum Körnerischen Hause war doch freundlicher und inniger als man nach Anmerkung 323 annehmen möchte. v. Biedermann hat die Belege dafür 1875 mitgeteilt in dem Buche „Goethe und Dresden“, von dessen reichem Inhalte er jetzt neuerdings in dem schönen Vortrage „Goethe in Dresden“[44]) ein zusammengedrängtes Bild entworfen hat. Nach längerem Verkehre mit Zelter schrieb Riemer das Lob nieder, man stärke sich nicht wenig an seiner durchaus tüchtigen und kräftigen Natur. Aus der gleichen Zeit, dem August 1810, als er mit Goethe und Zelter in Bad Töplitz weilte, stammt Riemers Schilderung des wunderbaren, mitunter grotesken Landes Böhmen, wohin er seit 1802 Goethe jährlich begleitete, wie er in früherer Zeit W. v. Humboldt als Hauslehrer nach Italien begleitet hatte. Für die Durchforschung aller Beziehungen Goethes zu Böhmen ist in dem von Alois John begründeten und herausgegebenen „Litterarischen Jahrbuch“[45]) eine Sammelstelle geschaffen, nachdem John schon früher in einer eignen Monographie „Goethe in Deutschböhmen“ das bisher über diese Beziehungen Bekannte zusammengestellt hatte.[46]) Im zweiten Bande des böhmischen Jahrbuchs hat W. v. Biedermann einen eigenhändigen Brief Goethes, Wohnungsbestellung in Marienbad, mitgeteilt; die Bibliographie macht mit sonst kaum zugänglichen Aufsätzen böhmischer Zeitungen bekannt. Goethe hat Böhmen und

---

[44]) Dresdner Geschichtsblätter, herausgegeben vom Verein für Geschichte. Dresden 1892, Nr. 3.

[45]) Zentralorgan für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. I. Bd. 1892. II. Bd. 1892. Eger (Im Selbstverlage des Herausgebers); vgl. Anmerkung 4.

[46]) Eger 1889 (Im Selbstverlage des Verfassers).

seine Bäder 1785 zum ersten, 1823 zum letzten Male besucht. Ein anderes österreichisches Kronland, Tirol, hat er nur auf der Durchreise nach Italien betreten. S. M. Prem, der bei der „Enthüllungsfeier des Goethe-Bildnisses am Brenner-Posthause" Festrede und Festgedicht (beide im Einzeldruck 1888) vortrug, hat auch „Goethes Fahrt durch Tirol im September 1786" in einem eignen Büchlein[47]) beschrieben und erläutert.

Im Briefe vom 12. Dezember 1809 meldet Riemer, ein artiger junger Mann, Freund von Arnim, Liebhaber und Kenner der älteren nordischen Litteratur sei jetzt in Weimar. Da er „durch seine artigen Sammlungen allerlei Unterhaltung geben könne und die Jenaer Bibliothek durchforschen wolle," giebt er ihm einen Empfehlungsbrief an Frommann mit. Über „Goethe und die Brüder Grimm", denn kein anderer als Wilhelm Grimm ist jener artige junge Mann, der übrigens seinerseits über Riemer und seinen Einfluß auf Goethe sehr ungünstig urteilte, haben wir nun von Reinhold Steig ein ganz vortreffliches, ebenso gründliches als angenehm lesbares Buch erhalten.[48]) Über die Beziehungen der Brüder zu Goethe hat bereits Suphan in den Erläuterungen zu den sieben Briefen Jakobs und Wilhelms an Goethe gehandelt, welche im 9. Bande des Jahrbuchs mit den wichtigen Aktenstücken über die Gründung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte und Sprache veröffentlicht wurden. Steig führt uns die Geschichte dieses auf verständnisvoller Liebe gegründeten, von jeder kleinlichen Regung durch alle Jahre frei bleibenden Verhältnisses vor von der Anschaffung der Goethischen Schriften für die mühsam gesammelte kleine Bücherei der zwei Marburger Studenten bis zur wissenschaftlichen Ausschöpfung von Goethes Sprache für das Wörterbuch und Jakob Grimms Aufruf zum Berliner Goethedenkmal. Der Ansatz zu einer Rezension von Goethes Briefwechsel mit Karl August lag beim Tode Jakob Grimms auf seinem Arbeitstisch. Durch ihre Beziehungen zu den Romantikern Brentano und Arnim, im Hause Savignys zu Marburg wurden die Brüder zur ersten Verehrung

[47]) München 1888 (Verlag von B. H. Malten).

[48]) Berlin 1892 (Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung).

des Meisters angeleitet. Goethes Teilnahme an den Bestrebungen des Heidelberger Kreises, von ihm stammt der lateinische Spruch am Schlusse der ersten Nummer der Einsiedlerzeitung, sein Verhältnis zur deutschen Vorzeit ist, H. Großes Dissertation „Goethe und das deutsche Altertum“ (Dramburg 1875) ergänzend, doch weder vollständig noch einwurfsfrei dargestellt. Steig konnte aus ungedruckten Quellen, hauptsächlich dem Briefwechsel der Brüder mit Arnim schöpfend, Briefe Goethes an beide Brüder mitteilen, ihre eigenen an Goethe vervollständigen. 1809 und 1816 fand Wilhelm Grimm in Goethes Hause freundlichste Aufnahme, 1815 traf er in Boisserées Bildersammlung in Heidelberg mit ihm zusammen, nachdem der nach Paris eilende Jakob „den Goethe im Blick noch zu Frankfurt gesehen“. Bis 1824 dauerten dann die Zusendungen ihrer neuen Schriften nach Weimar; Wilhelms ausführlicher Brief vom 1. August 1816 entwickelt das Arbeitsprogramm der Brüder, als Übersetzer serbischer Lieder reiht sich der „Sprachgewaltige“ Grammatiker den W. K. F. von „Kunst und Altertum“ an. Aus Goethes Umdichtung des von Gottsched 1752 herausgegebenen Reineke Fuchs hat der Geschichtsschreiber des vermeintlichen deutschen Tierepos — die Ausgabe des Reinhart Fuchs erschien erst 1834 — die Thiersage zuerst kennen gelernt. So viele Fäden schlingen sich sinnig zwischen den das deutsche Altertum erschließenden, dichterisch empfindenden Forschern und dem „Mann, wofür wir Deutsche Gott genug nicht danken können“, wenn auch Steigs Annahme, die Sprache der Grimms habe auf Goethe selbst eingewirkt (S. 234), kaum zutreffen dürfte. Liebevolleres Verständnis des fremden und treuere Abspiegelung des eigenen tiefen liebenswürdigen Wesens ist wohl selten so vereinigt wie in Jakob Grimms Brief an Arnim (1810?): „Goethe selbst kann ich mir einmal nicht anders als gut, lieb und darum auch recht denken, was er für sich selbst thut ist ihm gewiß notwendig und ob es auch gleich mich überraschte, so finde ich es doch nicht tadelnswert, daß er sich von dem äußeren abwendet und zu sich selber sammelt, es ist das ein uralter Trieb, der alle alte Helden aus dem Geräusch in die Einsamkeit zieht. Daß er viele herrliche Sachen nicht anerkennt oder nicht genug, und seine Herrlichkeiten darüber setzt, heißt nichts anders

als das gewöhnliche, daß kein Mensch alles zusammen begreifen und lieben kann. Schätzt er also meiner Meinung nach die altdeutsche Poesie, die deutsche Geschichte zu wenig, so betrübt mich das insofern gar nicht, als es meine andere Überzeugung davon nicht widerlegt; ja ich fühle, daß ich die römischen Pasten und antiken Monumente ebenfalls viel höher achten würde, wenn ich sie genauer studierte, denn in allem einzelnen ist Liebe und Segen möglich, allein nicht in allem zusammengenommen, wo er sich zerstreuen würde." Wenn aber Anhänger Goethes sich gebärdeten als sei „die ganze Masse von Welterfahrung, die heitere Anhöhe der Ruhe" auch von ihnen errungen, so fand er dies unerträglich.

Karl Ernst Schubarth, dessen Bemerkungen über das Niebelungenlied in seiner vom Dichter selbst durchaus gebilligten Schrift „Zur Beurteilung Goethes" (1820; vgl. Berichte V, 233) Grimms Unwillen erregten, gehört dem engsten Kreise derjenigen an, die im innigsten Anschluß an Goethe ihre eigene Bildung gewannen. Sein bereits durch Th. Paur und Hettners Herausgabe des Briefwechsels bekanntes persönliches Verhältnis zu Goethe, seinen Lebensgang und seine Schriften hat Paul Scholz[49]) gut charakterisiert und Briefe Hagens, Alexander von Humboldts und Eichhorns aus seinem Nachlasse mitgeteilt. „Ihr litterarischer ehrenvoller Name," schrieb ihm Humboldt 1836 von Potsdam aus, „und die Achtung, welche Ihren Produktionen Goethe schenkte, sind meinem Andenken stets gegenwärtig." Ernst August Hagen, dessen Epos „Olfried und Lisena" Goethe und Schubarth gemeinsam in „Kunst und Altertum" lobend anzeigten, berichtet an Schubarth über seinen, weder in den Tages- und Jahresheften noch in Biedermanns Gesprächsammlung angeführten zweitägigen Aufenthalt in Weimar (Ende 1827), „den jugendlichen Humor des Greises" und Goethes Anteil an seinem Trauerspiel „Bonifacio und Imelda", ohne Titelnennung in Eckermanns Gesprächen, 7. September 1823, erwähnt. Er wollte eine Abschrift Goethe übersenden, doch scheint er die Arbeit nicht vollendet zu haben. Die bisher irrig auf den

[49]) K. E. Schubarth. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Hirschberg in Schlesien 1892 (Progr. des kgl. Gymnasiums; Druck von Geisler & Co.).

Faust bezogenen Äußerungen über Bühnenfähigkeit in Goethes letztem Brief an Schubarth, deutet Scholz auf ein von Schubarth nach Weimar eingesandtes Trauerspiel des Hirschberger Dramatikers Robe (gest. 1864). Von den „Tages- und Jahresheften" ist nun der erste Band, gleichzeitig in der Weimarischen Ausgabe Bd. 35 und in Kürschners Nationallitteratur erschienen.[50]) Ziemlich reiches handschriftliches Material stand dem Weimarer Bearbeiter, der hier nicht wie sonst genannt ist, zu Gebote; die doppelte Fassung der Bemerkungen über Schillers Einstudierung des Mithridates, der ursprüngliche Entwurf für das Jahr 1801, die Begründung der traurigen Stimmung für das Jahr 1794 erscheinen in den Lesarten als nicht unwichtige Ergänzungen des bisherigen Textes. Die Weimarische Ausgabe schließt entsprechend der Ausgabe letzter Hand den Band mit 1806 ab, während Düntzer noch die beiden folgenden Jahre miteinbezieht. Die nun mögliche Vergleichung zwischen den Mitteilungen der Tages- und Jahreshefte und den unmittelbaren Aufzeichnungen der Tagebücher hat Düntzer in umfangreichen Anmerkungen durchgeführt, in der Einleitung über die Entstehung der Annalen manches zusammengestellt. Die Aufstellung der „summarischen Jahresfolge seiner Schriften", in der wir den Ausgangspunkt der Annalen erkennen mögen, verlegt Düntzer in den März 1819, die Weimarische Ausgabe, der ich hier folgen möchte, ins Jahr 1816. „Bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Konfessionen, und wer weiß wie sonst noch" hat Goethe in einem der Briefe diese Aufzeichnungen benannt, die er dann unter Vermeidung des Fremdwortes mit deutscher Bezeichnung „Tages- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse" 1830 in der Ausgabe letzter Hand veröffentlichte.

Goethes Stellung zu der gegenwärtig als nationale, thörichter Weise auch als Parteisache behandelten Frage hat O. Dehnike in dem Schulprogramm „Goethe und die Fremdwörter" [51]) in wirklich fördernder Weise behandelt. An dem Widerspruch der vier

---

[50]) Stuttgart, Bd. 105. Goethes Werke, Bd. 24. Stuttgart 1892 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

[51]) Lüneburg, Johanneum (Sternsche Buchdruckerei).

Xenien,[52]) gegen den Pedanten — mit „Peinling“ ist in den Grenzboten 1887 das im Xenion „Der Purist“ zur Übersetzung vorgeschlagene Fremdwort verdeutscht worden — und Goethes Verurteilung der Fremdworte im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“, hätte Dehnicke sich nicht zu stoßen brauchen, denn diese Angriffe gegen Campes übertriebene Sprachreinigung gingen von Schiller aus. In demselben Briefe Goethes an Riemer, in dem er die Erfahrung äußert, daß es eigentlich geistlose Menschen seien, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen, gab er doch Riemer „völlige Macht und Gewalt, die fremden Worte insofern es möglich und rätlich aus der Handschrift zu tilgen“. In Werthers Leiden, Götz und noch häufiger in Meisters Lehrjahren hat er selbst in den späteren Ausgaben Fremdworte verdeutscht, und einige Verdeutschungen wie Besuchskarte, Selbstlernerei, Einhelfer (Souffleur), Zweigesang, ausgesprochen (prononziert), Mächler (Friseur) selbst geprägt. Als ihm der Teutonismus nach den Befreiungskriegen unsere, so vielfach von der französischen ausgehende Kultur zu gefährden schien, hat er sich der maßvollen Verteidigung der Fremdworte durch Ruckstuhl gefreut und sie seinen Freunden angepriesen. Dehnike hat nun in den Hauptdichtungen Goethes die Fremdworte, mit Ausschließung der Lehnwörter und unentbehrlichen Fremdwörter, 1500, zusammengestellt. Von den Dichtungen in Versen zählt der Faust am meisten (260), Iphigenie und Tasso die wenigsten (je 15) Fremdworte; die Übersetzungen Mahomet und Tankred nur je 5. Auffallend ist es, daß gerade die sonst nicht in gutem Rufe stehenden Festgedichte auf die Kaiserinnen von Österreich und Frankreich ganz frei von Fremdworten sind. Wenn wir bei Schiller und Goethe noch viele Fremdworte antreffen, welche heute selbst entschiedene Gegner deutscher Sprachvereine zu gebrauchen Scheu tragen würden, so müssen wir uns eben erinnern, wie mühsam und langsam unsere Schriftsprache im vorigen Jahrhundert aus den lateinischen und französischen Fesseln sich löste. Bei Lessing ist nicht nur das Fremdwort, sondern auch die lateinische

[52]) Aus W. v. Humboldts Briefen an Jacobi ergiebt sich, daß Xenion 24 nicht nach der bisherigen Annahme gegen Nicolai, sondern auf Hermes gemünzt ist.

und französische Konstruktion in einer Ausdehnung vorhanden, wie man sie bei dem Vorkämpfer gegen die französische Tragödie und dem bahnbrechenden Meister unseres Prosastiles nicht erwarten sollte. Weder die Gegner noch die Verteidiger des Fremdwörterunwesens unserer Tage dürfen Goethe und Schiller als Parteigenossen in Anspruch nehmen.

Zu der von Karl Olbrich, vergl. VII, 267, behandelten Frage der Nachahmung der antiken Sprachen in den Dichtungen unserer Klassiker haben wir nun in W. v. Humboldts Briefen an Jacobi einen höchst interessanten Beitrag aus dem Jena-Weimarischen Kreise selbst erhalten. Anläßlich von Aug. W. Schlegels großer Rezension des Voßischen Homers wirft Humboldt (15. Oktober 1796) die Frage auf, wie Homer zu übersetzen sei, wieweit der Charakter der deutschen Sprache ein Homerisieren erlaube. Die zwei Klippen seien: zu strenges Kleben am bloß Hergebrachten und Neuerungen gegen den Genius der Sprache. Als Regel müsse gelten: „die Sprache erweitern, aber ihrem Geist und ihrem Charakter gemäß“. Proben von Goethes eigener Homerübersetzung dürfen wir ja noch aus dem Goethearchiv erwarten; dann wird auch einmal Goethes Thätigkeit als Übersetzer eine umfassende Darstellung finden. Bei Karl Troost[53]) findet man nicht, wie die Überschrift „Versuch einer im Goethischen Sinne „identischen“ Übersetzung“ erwarten läßt, etwas über Goethes in Dichtung und Wahrheit, den Noten zum Divan und sonst öfters vorgetragenen Vorschlägen für die Übersetzungskunst. Dagegen bieten die Anmerkungen zu Troosts Virgilübersetzung einige kleine Beiträge für Goethes Verhältnis zu Virgil, wie für die Nachwirkung von Versen aus der Epistel an die Pisonen J. Binz[54]) die Belegstellen aus Schillers und Goethes Werken gesammelt hat. Die in neuester Zeit leider verdunkelte Einsicht von der Notwendigkeit der Übertragung jedes Kunstwerkes in seiner Form, was Troost eben identische Übersetzung nennt, hat übrigens nicht Goethe, sondern

[53]) Seebilder aus Virgil. Frankenstein i. Schlesien (Städtisches Kath. Progymnasium).

[54]) Der Einfluß der ars poetica des Horaz auf die deutsche Litteratur des XVIII. Jahrhunderts. Hamburg (Kaiser Wilhelm-Gymnasium).

Aug. W. Schlegel in den „Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache“ zuerst gewonnen und begründet. In den letzten Jahren ist Wilhelm Jordan dem Unfug, das Odysseuslied in Nibelungenstrophen zu übersetzen und ähnlichen, die Errungenschaften von Voß, Schlegel, Rückert verleugnenden Thorheiten mit gerechtem Zorn entgegengetreten (Beil. z. Münchener Allg. Ztg. 1886 Nr. 72). Wenn Schiller 1792 für seine Virgilübersetzung die von Wieland frei behandelte Ottaverime des italienischen Epos wählte, so gehört diese Übertragung in eine dem Original fremde Form eben der älteren, vorschlegelischen Periode an. Allein das von Schiller so glanzvoll behandelte zweite Buch der Äneide heute noch einmal in freien Stanzen zu übertragen, also einen unmittelbaren Wettkampf mit Schiller zu wagen, wie Emil Irmscher in einem Programm[55]) unternommen hat, erscheint nicht bloß höchst überflüssig, sondern geradezu widersinnig, denn das einzige, was dabei erreicht wird, die Beleuchtung der Vorzüge von Schillers Arbeit, kann nicht Irmschers Absicht gewesen sein. Über das Verhältnis der freien Stanzen, wie Schiller sie gebraucht, Goethe wenigstens im ersten Entwurfe der „Zueignung“ sie noch beibehalten hatte, zu Wielands freien Stanzen ist noch keine Untersuchung angestellt worden, wie eine Geschichte der Ottaverime in der deutschen Dichtung als Parallelarbeit zu Weltis trefflicher Geschichte des deutschen Sonettes (1884) überhaupt noch zu wünschen übrig bleibt.

Nur zur Verteidigung der eignen prächtigen „Seegeschichten“ geschrieben, kann Heinrich Kruses Exkurs „Der griechische Hexameter in der deutschen Nachbildung“ doch zugleich als eine Verteidigung der nicht nach klassischen Regeln gebauten Hexameter von „Hermann und Dorothea“ gelten. Über Rudolf Westphals Werk,[56]) dem der Exkurs einverleibt ist, traue ich mir kein Urteil zu, auf die häufige Verwendung aus Schiller und Goethe entnommener Beispiele darf ich aber hinweisen, und das umsomehr, als Westphals „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ (2. Aufl. Jena 1877), die

[55]) Dresden 1892 (E. Zeidlers Realschule).

[56]) Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin 1893 (Verlag von S. Calvary & Comp.).

beinahe auf jeder anderen Seite Goethe und Schiller anführt, in der Goethe-Schillerlitteratur wohl sehr selten genannt wird. Zur Formgeschichte der Goethischen Dichtung im besonderen sind zwei recht beachtenswerte, tüchtige Beiträge erschienen: Ewald Kunos Programm „Beobachtungen über das Verhältnis des Reims zum Inhalt bei Goethe“ [57]) und die Dissertation von Adolf Goldbeck-Löwe „Zur Geschichte der freien Verse in der deutschen Dichtung. Von Klopstock bis Goethe“.[58])

Goethe selbst hat im Eingang des 18. Buches von „Dichtung und Wahrheit“ und in dem Zwiegespräch, man möchte lieber sagen Zwiegesang von Faust und Helena sich über das Wesen des Reims geäußert und Wilhelm Grimm in seinen Untersuchungen „Zur Geschichte des Reims“ (Kleinere Schriften IV, 324) auf diese beiden Bekenntnisse verwiesen. Kuno schlägt nach einem gedrängten Rückblick auf die Geschichte des Reimes und einzelne theoretische Äußerungen über ihn, wie er selbst sagt „bisher noch unbetretene Wege“ ein. Er unterscheidet bei Goethe: Wortreim, Sinnenreim, Gedankenreim, Inhaltsreim, Satzreim; der erste tritt ein, wenn die Worte ihrer Bedeutung nach zu einander in Beziehung stehen, z. B. wund — gesund, Feste — Gäste. Wenn erst eine engere Begrenzung des einen Reimwortes besondere Beziehung auf das andere ergiebt, so ist das ein Sinnenreim: wandelnde Gestalten — festzuhalten. Wenn aber ein Gedanke wie „alle erscheinen froh, du aber weinst“ in dem Reimpaar: erscheint — geweint (Goethes „Trost in Thränen“) Ausdruck findet, so haben wir es mit Gedankenreimen zu thun. Viel äußerlicher ist der Inhaltsreim, wenn durch den Gang des Gedichtes sich Worte reimen, die weder von Hause aus eine begreifliche Verwandschaft haben wie der Wortreim noch der Gegenüberstellung eines Gedankens dienen, wie wenn Goethe „An die Erwählte“ die Mahnung richtet: Hand in Hand! und Lipp auf Lippe! Liebes Mädchen bleibe treu! Lebe wohl! und manche Klippe Fährt dein Liebster noch vorbei“. Zwischen

---

[57]) Stargard in Pommern 1888.

[58]) Kiel 1891 (Druck von H. Fiencke); vergl. nun auch L. Fränkel, „Die freie Rhythmik in der neuhochdeutschen Lyrik vor, bei und nach Klopstock“ in Lyons Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht VI, 817.

Lippe und Klippe fehlt jede innere Beziehung, weswegen vielleicht auch „Inhaltsreim“ nicht gut als Gattungsbezeichnung für diese Art Reime gewählt ist. Daß das aufgestellte Schema überhaupt sich nicht der unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber streng durchführen läßt, wird Kuno selbst bei seiner Aufstellung klar gewesen sein; durch die Erklärung des „Satzreims“, „wenn die Reimwörter zu einem und demselben Satze gehören, dann sind sie frei von jeder Regel“, läßt er in der That weitesten Spielraum. Andererseits gliedert er seine fünf großen Gruppen wieder sehr geschickt in Unterabteilungen und belegt sie mit so zahlreichen Beispielen, daß wir ein kleines, wohlgegliedertes Reimlexikon zu Goethe erhalten. Es mag dabei manches Widerspruch, vieles Ergänzung fordern: eine selbständige und wirklich reiche Anregung bringende Studie hat Kunow in jedem Falle geboten. Der Nachweis wie der Reim aufs innigste mit dem Gedanken selbst verknüpft ist, aus ihm hervorgeht und ihn wieder hebt, giebt für sonst nur gefühlte Vorzüge der Goethischen Lyrik klar bestimmte Gründe und somit einen interessanten Einblick in Goethes Schaffensart. Den Reim hat Goethe auch in den von Klopstock in die deutsche Litteratur eingeführten freien Versen, im Gegensatze zu Klopstock, hie und da angewandt. Er vermeidet das von Klopstock beliebte Enjambement, das mir übrigens durchaus nicht so tadelnswert erscheint, wie Goldbeck-Löwe es findet. Im ganzen bevorzugt Goethe kürzere Verse und zwar vorwiegend den Jambus, läßt nie mehr als zwei Hebungen ohne dazwischen liegende Senkung aufeinander folgen und beschränkt sich gewöhnlich auf eine Senkung; eine dreisylbige Senkung hat Goldbeck-Löwe nur in zwei Fällen gefunden. Klopstocks Gedichte in freien Versen haben also den Vorzug größerer metrischer Freiheit; ein Vorzug Goethes ist es hinwieder die strophische Gliederung abzustreifen. Goethe hat Pindar sich zum Vorbild genommen, wollte aber nicht wie Ramler und Willamow in seinen freien Versen antike Versmasse zum Ausdruck bringen; „es sind vielmehr deutsche Verse von klassischem Geiste beseelt“. Neben den großen bekannten Hymnen der Frankfurter und ersten Weimarer Jahre gehören auch acht Divansgedichte dieser Dichtungsform an. Die im elften Bande des Jahrbuches veröffentlichte erste

Form der „Ghasele auf den Eilfer“ hat Burdach ja als ein Wiederaufleben des dionysischen Schwungs von „Wanderers Sturmlied“ mit diesem verglichen, freilich nicht ganz gerechtfertigter Weise. Zur Gruppe der Gedichte in freien Versen gehört das Loblied aber mit den übrigen acht Divansgedichten. Wenn Goldbeck-Löwe die Goethischen Hymnen nach ihrer formalen Seite hin prüft, so sucht Emil Große „Zur Erklärung von Goethes Gedichten „Das Göttliche“ und „Dauer im Wechsel“ “ nach der ethisch-ästhetischen Seite hin beizutragen.[59]) Der in freien Versen gedichtete Hymnus, der einzige bei dem Goldbeck-Löwe eine regelmäßige strophische Abteilung beabsichtigt glaubt, ist ohne Überschrift 1783 im 40. Stücke des Tiefurter Journals erschienen und ebenso zwei Jahre später als unpaginiertes Doppelblatt am Eingange zu Jacobis Briefen „Über die Lehre des Spinoza“, die zwischen S. 48 und 49 auch den ersten Druck des großen Prometheus-Gedichtes brachten. Ein Wiederabdruck in den Berliner Ephemeriden betitelte 1786 den Hymnus: „Der Mensch“, und erst 1789 in der Gedichtsammlung der Schriften traf Goethe die jetzt geltende Überschrift. Die gereimten Verse von „Dauer im Wechsel“ sind dagegen erst unter den geselligen Liedern in Wieland-Goethes Taschenbuch auf das Jahr 1804 erschienen und 1815 in die Werke übergegangen. Große führt nun aus Goethes Werken, aus Herder, der Bibel den Gedanken der beiden Gedichte Verwandtes an. Den schon von Loeper gegebenen Hinweis auf den unzweifelhaften Zusammenhang des Hymnus mit der Freimaurerei hat Große nicht beachtet. Den Idealen des Zeitalters der Humanität hat Goethe im „Göttlichen“ klassischen Ausdruck gegeben und seiner eignen thätigen, so oft verkannten Nächstenliebe selbst ein Denkmal gesetzt, dessen Preis und Erläuterung man gerne von Große sich vortragen läßt.

Für das Drama hatte die freien Verse schon Lessing in seiner lobenden Besprechung der ersten Klopstockischen Versuche im 51. der Berliner Litteraturbriefe empfohlen, deren sorgfältig hergestellten, auf erneuter Durchforschung der altbekannten und einiger bis-

[59]) Königsberg 1892 (Königl. Wilhelmsgymnasium; Hartungsche Buchdruckerei).

her unbeachteten Drucke verbesserten Text der achte Band von Munckers trefflicher Lessingausgabe[60]) gebracht hat. Goldbeck-Löwe hat von Goethes Dramen in freien Versen den Prometheus, die Proserpina und zweite Bearbeitung der Iphigenie, nicht aber den Elpenor erwähnt, wohl weil die Umschreibung seiner ersten Prosaform in Verse bisher als Arbeit Riemers galt. Allein aus dem 11. Bande der Weimarischen Ausgabe haben wir inzwischen erfahren, daß schon in Goethes Niederschrift manche Stellen in Verse eingeteilt waren und Riemers Abteilung von Goethe selbst überarbeitet worden ist. Diese eigenhändigen Verbesserungen Goethes und zum erstenmal auch das ganze Bruchstück in seiner prosaischen Urform sind jetzt durch Friedrich Zarncke veröffentlicht: es war auf dem von ihm mit so treuer Liebe gepflegten Felde der Goetheforschung die letzte Arbeit des unübertrefflichen kritischen Sammlers und Forschers von Goethebildnissen und ersten Entzifferers des bis dahin für unlesbar geltenden Tagebuchs der Schlesischen Reise. Im gleichen Bande mit dem Elpenor sind aufgenommen von Zarncke das schon 1888 von ihm veröffentlichte Bruchstück aus dem „befreiten Prometheus", von Suphan, die bereits im 12. Bande des Jahrbuchs, vgl. Berichte VII, 429, mitgeteilten zwei übersetzten Szenen aus Maturins Trauerspiel Bertram or the castle of St. Aldobrand, drei früher von Loeper veröffentlichte Verse zu einer Bearbeitung des König Ödipus und noch unbekannte Verse zu Einsiedels Lustspiel „die Mohrin" nach dem Eunuchus des Terenz; vgl. VIII, 495. Die zur Aufführung von Schlegels Hamletübersetzung verfertigten Verse, die Wahle in seiner Geschichte des Weimarer Hoftheaters erwähnt hat, scheinen demnach im Goethearchive nicht mehr vorhanden zu sein, da sie sonst wohl ebenfalls in diesem Bande Aufnahme gefunden hätten. Außer durch die erwähnten Fragmente ist der elfte Band der Weimarerausgabe auch noch durch Einschaltung der „Bruchstücke einer Tragödie" aus der Quartausgabe von 1836 gegenüber dem ihm sonst entsprechenden zehnten Bande der Ausgabe letzter Hand erweitert. Die seit 1857 übliche, auch von Strehlke und v. Bieder-

[60]) G. E. Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Stuttgart 1892 (G. J. Göschen'sche Verlagshandlung).

mann gebrauchte Bezeichnung „Trauerspiel in der Christenheit" hat ebensowenig wie die von Schröer bevorzugte „Eginhard" eine Unterlage in Goethes und Riemers Aufzeichnungen; auch in der Reihenfolge der Bruchstücke weicht Zarncke in der Weimarischen Ausgabe von der von Riemer (1836) bis Schröer (1891) befolgten Anordnung ab. Für den Clavigo hatte der Herausgeber Richard M. Meyer nur Drucke, Schröer für die Stella, wo die tragische Bearbeitung unter den Lesarten zu suchen ist, auch die bekannte Münchener Handschrift zu Rate zu ziehen. Dagegen konnten v. d. Hellen für die Klaudine und Werner für Erwin und Elmire, bei beiden handelt es sich hier nur um die in Italien entstandene zweite Fassung, aus Handschriften des Archivs Kleinigkeiten ergänzen. Der 12. Band bringt neben den Singspielen völlig neue Veröffentlichungen von Opernfragmenten des Nachlasses. Die Gesänge aus Cimarosas Oper „Die vereitelten Ränke" sind von Wahle nach einem Weimarer Drucke von 1794 mitgeteilt, auf dem Goethe selbst, einem Wunsche seines Enkels folgend, seine Autorschaft bezeugt hat. Wolfgang von Goethe bemerkt in diesem Exemplar aber auch, der Großvater habe ihm erzählt, daß viele der italienischen Opern für das Weimarer Theater von ihm übersetzt worden seien. Riemers Mitteilung hat dadurch feste Bestätigung erfahren und der Forschung ist eine schwierige Aufgabe zugewachsen, denn wenigstens aus dem Texte der „vereitelten Ränke" selbst wie der „Circe" würde niemand auf Goethes Autorschaft schließen. Dagegen findet sich in einem Chore zur Schulzischen Komposition von Racines Athalie aus dem Jahre 1789 eine echt Goethische Wiedergabe der Psalmenpoesie. Den Stoff der von Goethe selbst kommentierten Ballade vom vertriebenen Grafen hat er im Sommer 1814 zu einer Oper „der Löwenstuhl" ausgearbeitet; im Zusammenhang mit der Divansdichtung steht der Entwurf einer orientalischen Oper „Feradeddin und Kolaila" aus dem Februar 1816. Neben den Opernentwürfen zum Löwenstuhl konnte Redlich aber auch Bruchstücke in Trimetern mitteilen, die selbstverständlich niemals für die Komposition bestimmt waren, während vierfüßige Trochäen an das „Trauerspiel in der Christenheit" anklingen. Jedenfalls haben wir in diesen Trümmern wertvolle Goethische Poesie; die abgeschlossene Ballade läßt die

Haupthandlung, wenn auch nicht das Einzelne, mit Sicherheit erkennen. Die erste Fassung der „Lila“ scheint endgiltig verloren, doch konnte Muncker aus einer Weimarer und der Münchener Handschrift manche neue Lesarten mitteilen, v. Weilen, der auch „die Fischerin“ und „Zauberflöte“ bearbeitete, für „Scherz, List und Rache“ eine Abschrift aus Kaysers Nachlaß zum erstenmal benutzen. Arndt hat die früher von ihm selbständig veröffentlichte erste Form von „Jery und Bätely“ unter den Lesarten aufgelöst, Singer stand für „die ungleichen Hausgenossen“ reiches handschriftliches Material zur Verfügung, so daß der 12. Band im ganzen eine stattliche Bereicherung des Goethetextes gebracht hat. In ungünstigerer Lage war M. v. Waldberg beim 20. Bande „Die Wahlverwandtschaften“, für die ihm keine handschriftlichen Mittel zur Verfügung standen. Für die Entstehungsgeschichte des Romans haben die Tagebücher Neues und höchst Wichtiges gebracht: diese Frage war jedoch nicht im kritischen Apparate zu behandeln. Eine Fortführung der Ausgabe der Tagebücher und Gedichte ist in den zwei letzten Weimarer Veröffentlichungen nicht erfolgt. Dafür hat Ludwig Blume der zweiten Auflage seiner Egmont-Ausgabe[61]) eine ganz vortreffliche Auswahl von „Goethes Gedichten“[62]), beide in J. Neubauers Sammlung von „Schul-Ausgaben klassischer Werke“ folgen lassen. Die Ausgabe mit ihren 104 Seiten Text, 170 Seiten Anmerkungen ist natürlich für den Lehrer als Hilfsmittel beim Unterrichte bestimmt, aber auch außer der Schule wird man den nach v. Loepers Vorbild ausgearbeiteten Kommentar zu würdigen und zu nutzen wissen. Wenn Blume zunächst nach der Auswahl beurteilt sein möchte, so kann das Urteil seinem litterarhistorischen Verständnisse und pädagogischen Takte nur unbedingtes Lob zollen. Nur dem freilich etwas umfangreichen Ehrengedichte auf Hans Sachs und der Legende („Als noch verkannt“) würde ich in der nächsten Auflage noch Auf-

[61]) Mit Einleitung und Anmerkungen. Wien 1892 (Verlag von Karl Gräser).

[62]) Auswahl in chronologischer Folge mit Einleitung und Anmerkungen. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke Nr. 44 und 45. Wien 1892 (Verlag von Karl Gräser).

nahme wünschen, Mariannes „Ach um deine feuchten Schwingen" trotz Blumes Verteidigung entfernen. Blume gliedert die chronologische Auswahl in drei Perioden, von denen die erste wieder in zwei (1765—69; 70—74), die dritte in drei Unterabteilungen 1787—97; 1797—1814; 14—32) geschieden wird. Mit Zuhilfenahme des sorgfältigst ausgearbeiteten Kommentars soll so die Kenntnis der Gedichte immer zur Erkenntnis des Dichters selbst hinleiten. Die ästhetische Erklärung bleibt dem Lehrer überlassen, dem die Anmerkungen das Material in reicher Fülle und doch geschickter Auswahl geben. Auf Weltis Buch wäre der Lehrer S. 214 bei Erwähnung der Streitigkeiten um das Sonett, auf M. Bernays' Aufsätze in der Beil. z. Münchener allg. Zeitung 1885 Nr. 270f. bei dem Epigramm auf Herzog Leopold von Braunschweig zu verweisen. Die Verse „Zwischen beiden Welten" gehören meiner Überzeugung nach nicht der letzten Gruppe zu. Frau von Stein würde ich nicht so bestimmt als Modell der Iphigenie hinstellen (S. 186): es war nicht Goethes Art seine dichterischen Gestalten nach einem einzigen Modell zu gestalten. Selbst in dem zur Verherrlichung Frau von Steins geplanten Drama „der Falke", das Rudolf Anschütz nun mit den zahlreichen anderen Umdichtungen dieses Themas zusammengestellt hat,[63]) sollte Giovanna Züge von Lilli und Charlotte tragen. Die ganze, ja von vielen verteidigte Annahme von Frau v. Steins Einfluß auf die Iphigenie halte ich wenigstens für sehr der Einschränkung bedürfend. Nicht mit Blume übereinzustimmen vermag ich bei seinem Tadel des als Verirrung bezeichneten (S. XXI) Goethischen Klassizismus, jedenfalls kann ich in den römischen Elegien und venezianischen Epigrammen keinen fremdartigen Gegensatz zur modernen Denk- und Gefühlsweise erblicken. Ich will indessen lieber rühmen, wie Blume auch aus ihnen, aus dem Divan, den zahmen Xenien, dem Epimenides passend ausgewählt hat und die in jeder Hinsicht treffliche Sammlung aufs wärmste empfehlen.

---

[63]) Boccaccios Novelle vom Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur. Erlangen 1892. Erlanger Beiträge zur englischen Philologie und vergleichenden Litteraturgeschichte, Heft XIII (Verlag von Fr. Junge).

Besonders hervorgehoben zu werden verdient auch Georg **Witkowskis** Sammlung von Goethes „Aufsätzen zur Litteratur“ im 31. und 32. Bande von Goethes Werken in Kürschners Nationallitteratur (Bd. 112 u. 113).[64]) In der Ausgabe letzter Hand sind die Zeugnisse für Goethes kritische Thätigkeit der Art verzettelt und versteckt, daß ein Auffinden sich oft ziemlich schwierig gestaltet; erst W. v. Biedermann hat im 29. Bande der Hempelischen Ausgabe alle vor und nach der italienischen Reise entstandenen Aufsätze gesammelt und sachlich gruppiert. Seine Bemühungen um die Erläuterung des einzelnen, für die ihm noch keine Vorarbeiten zu Gebote standen, hat der neueste Herausgeber selbst warm anerkannt und unter v. Biedermanns Namen für seine eigene Ausgabe verwertet. Selbstverständlich wird gerade bei einer Arbeit wie die vorliegende, welche der Erläuterung ein unübersehbares Feld eröffnet, der eine dies der andere jenes noch hinzugesetzt wünschen; im ganzen hat Witkowski jedoch seine nicht leichte Aufgabe mit großer Sachkenntnis und gutem Geschicke als Kommentator gelöst. Die Frankfurter Rezensionen sind für einen anderen Band der Nationallitteratur bestimmt, so daß Witkowski seine Sammlung mit dem Jahre 1776 beginnt. Im Gegensatze zu v. Biedermann hat der neueste Herausgeber die zeitliche Reihenfolge festgehalten und auch dadurch seiner Ausgabe selbständige Bedeutung gesichert. Besonders Goethes Thätigkeit für „Kunst und Altertum“ tritt erst bei dieser Anordnung übersichtlich hervor, während das „systematische Verzeichnis am Schlusse die Vorteile der stofflichen Gruppierung der Hempelischen Ausgabe festhält. Ich hätte nur gewünscht, daß Witkowski auch die im 28. Bande bei Hempel der bildenden Kunst eingegliederte Gruppe „Verschiedenes über Theater“ den litterarischen Aufsätzen, zu denen sie sachlich gehören, eingereiht hätte. Vollständig ist jene Theatergruppe doch nicht, da manches dramatisch-theatralische unter „Litteratur“ steht. Witkowski hat willkürlich den ersten der drei auf das neue Weimarische Theater und Wallenstein bezüglichen zusammengehörenden Aufsätze herübergenommen, die andern beiden dem Theater gelassen und dadurch die alte Zer-

[64]) Stuttgart 1892 (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

splitterung in diesem Falle noch gesteigert. Besser hätte er Aufsätze aus dem Gebiete der bildenden Kunst wie den über Hackert auch den „Schriften zur Kunst“ überlassen. Manche neue Stücke konnte er seiner Sammlung einfügen, doch ist seine Bezeichnung „fehlt in allen früheren Ausgaben“ nicht immer genau: so stehen die „Ungedruckten Winckelmann'schen Briefe“ schon bei Hempel 28, 185, die Widmung des Goethe-Schillerischen Briefwechsels an König Ludwig in der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur 27, 303. Gleich Witkowskis Sammlung der „Aufsätze zur Litteratur“ ist auch seine im Vereine mit Alfred Gotthold Meyer für die Nationallitteratur (Bd. 109) gelieferte Ausgabe des Benvenuto Cellini, Goethes Werke Bd. 28, den bisherigen Ausgaben gegenüber als Fortschritt zu bezeichnen. Für den Text war natürlich v. Öttingens Bearbeitung maßgebend: die wichtigen Äußerungen über Cellini und seine Übersetzung in neu veröffentlichten Briefen an Heinrich Meyer (XI, 22; 37; 54; an Hufeland 113) konnten die Herausgeber nicht mehr benützen. Die Anmerkungen A. G. Meyers bringen jedoch einen sehr erwünschten kunstgeschichtlichen Kommentar, besonders durch Nachweise über den Verbleib von Cellinischen Arbeiten dem Interesse des Lesers der Autobiographie entgegenkommend; die sorgfältige Einleitung erzählt die Schicksale der Vita und berichtet über die Cellini gewidmeten Forschungen. Die Vermutung, daß Goethe in seinen Anmerkungen H. Meyers florentinische Studien verwertet habe, wird durch die Briefe bestätigt (XI, 129), für den Perseus, den er selbst in Florenz offenbar kaum beachtet hatte, erbittet er sich eigens Meyers Beurteilung. Das wunderliche Werk Diderots, von dessen Übersetzung „wenn man Mut genug hätte“ er, Meyer, 5. August 1796, als „einer gar artigen und lustigen Arbeit“ schrieb, hat Düntzer im 29. Bande der Kürschnerschen Goetheausgabe (Nationallitteratur Bd. 110) herausgegeben: Rameaus Neffe von Diderot und Diderots Versuch über die Malerei. Die Übersetzung wie Goethes Anmerkungen hat Düntzer reichlich mit sachlichen Anmerkungen, wie sie für den neveu de Rameau die neueste französische Ausgabe von Isambert, 1883, geliefert hatte, ausgestattet, die Übersetzung selbst in umfassenderer Weise als vor ihm schon Strehlke und Geiger gethan hatten mit dem französischen

Texte verglichen. Die beiden Bände 28 und 29 der National-litteratur vermehren so in dankenswerter Weise unsere Hilfsmittel für die Beurteilung Goethes als Übersetzer, auf die Düntzer in seinem Vorwort auch eigens hingewiesen hat und legitimieren durch Erläuterungen und Einleitung ihre selbständige Berechtigung neben den bisher vorhandenen kommentierten und der rüstig vorwärts schreitenden Weimarischen Ausgabe.

Wenn v. Helmholtz' bei der letzten Generalversammlung der Goethegesellschaft zu Weimar gehaltener Vortrag „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen“ [65]) sich in ziemlich allgemein gehaltenen, nichts Neues bietenden Erörterungen bewegte, so bringt die zweite Abteilung der Weimarischen Ausgabe nicht nur eine reiche Fülle neuen Materials, sie ermöglicht durch sachgemäße, Goethes eigenem Gedankengang treu entsprechende Gruppierung des Alten und des Neuen einen Überblick von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten, wie er bisher unmöglich gewesen. Von Suphan unterstützt hat Rudolf Steiner die im I. Teile der Morphologie (Bd. 6, vgl. Hochstiftsberichte VIII, 289) trefflich begonnene Arbeit in einem zweiten Teile, Bd. 7, fortgeführt und in Bd. 9 die Sammlung der Schriften zur Mineralogie und Geologie begonnen. Zugleich steuerte er der Ausgabe des Tiefurter Journals eine Untersuchung bei über die Autorschaft des im 32. Stücke veröffentlichten, Goethe zugeschriebenen Fragmentes „über die Natur“. Der Gedankeninhalt des Aufsatzes gehört in der That Goethe an, die Niederschrift scheint aber G. Chr. Tobler auf Grundlage seiner Gespräche mit Goethe gemacht zu haben. Einen „höchst bedeutsamen Kern neuer Einsicht“ erkennt Helmholtz in des Dichters verunglücktem Bemühen um die Farbenlehre an, das Mangelhafte seiner Experimente beklagend. Steiners Mitteilungen aus dem Archive erneuern in jedem Bande den Beweis, daß Goethe viel mehr experimentiert, beobachtet habe, als man gewöhnlich an-nimmt. Dies zeigen z. B. die Paralipomena Infusionstiere, die von zahlreichen Zeichnungen begleiteten morphologischen Studien in Italien. Als einen für die Metamorphosenlehre nachzutragenden

[65]) Berlin 1892 (Verlag von Gebrüder Pätel).

Hauptpunkt bezeichnete Goethe den Nachweis, daß in der Pflanze kein Vorrat für die Hervorbringung der einzelnen Teile sei, „sondern jedes Organ bringt auf seiner Stufe durch seine besonderen Determinationen und was es sich sowohl von innen als von außen zueignet, seine Bildung und seine Eigenschaften zu Wege“. Von längst gedruckten Aufsätzen werden in den Lesarten und Paralipomena andere Fassungen und Zusätze mitgeteilt. Im Texte selbst sind die Aufsätze „Über den Weinbau“; „Von dem Gesetzlichen der Pflanzenbildung“; „Einleitung zu einer allgemeinen Vergleichungslehre“ in der Morphologie völlig neu hinzugekommen, ebenso für Mineralogie und Geologie: „Zur Kenntnis anderer Gesteine und ihrer Übergänge“; „Der Granit als Unterlage aller geologischen Bildung“; „Bildung der Erde“. So verdanken wir den beiden letzten Lieferungen der Weimarischen Ausgabe in Briefen, wissenschaftlichen Abhandlungen und Studien, dramatischen Fragmenten eine außerordentliche Bereicherung unserer Kenntnisse des von Goethe Erlebten und Erstrebten.

Der Weimarischen Ausgabe von Goethes Werken reiht sich der von Ed. v. d. Hellen bearbeitete, von Suphan feinsinnig eingeleitete siebente Band der „Schriften der Goethegesellschaft“ [66]) an, eine wohl von vielen seit langem gewünschte Veröffentlichung bietend: Das Journal von Tiefurt. Zwar sind gerade die wertvollsten Beiträge längst aus der Handschrift in die Werke Goethes, Herders, Wielands, Knebels übergegangen, aber trotz solcher Plünderung, meinte Goethe 1793, fänden sich noch allerlei Originalspäße darin. Von diesen ist Karl Augusts Bericht über die mit einem Schattenspiel verbundene Feier von Goethes Geburtstag 1885 von Schröer, das Programm der Tragikomödie selbst auch im Jahrbuch VII, 361 abgedruckt worden; von einem großen Teile der bisher unbekannt gebliebenen Beiträge aber gilt Suphans Charakteristik „alles in allem bescheidene Leistungen, bloß Übung und Ansatz“. Es gilt indessen vom Ganzen auch Suphans Urteil: „Goethes Anteil giebt doch allem, was hier versammelt ist, einen Wert für uns. Seine Dichtungen ragen zwischen all den niederen Gewächsen empor.“

[66]) Weimar 1892 (Verlag der Goethegesellschaft).

Es wäre ein ganz falscher Standpunkt, nach dem poetischen Wert oder Unwert der einzelnen Beiträge der Herzogin, Einsiedels, Seckendorfs, K. v. Dalbergs, der bei den Horen Schiller durch seinen Beitrag in Verlegenheit setzte, Emilie v. Wertherns und Thusnelda Göchhausens den Wert der nur handschriftlich verbreiteten Hofzeitung abzuschätzen. Als ein neuer Beitrag zu der langen Reihe der Bearbeitungen der Fabel von „Amor und Psyche",[67]) an deren Neudichtung auch Goethe (K. Fischer, Erinnerungen an M. Seebeck. Heidelberg 1886 S. 135) selbst einmal dachte, verdient die mit Wielands Hilfe ausgeführte Prosaerzählung der Herzogin auch an und für sich Beachtung, wie des Prinzen August von Gotha Übersetzung Rousseauischer Briefe und des Diderotischen Angriffs auf Rousseau für die damalige Zeit wertvolle neue Mitteilungen enthielten. Die Vermutung des Herausgebers, Goethe sei an dieser prinzlichen Übersetzung nicht ganz unbeteiligt gewesen, scheint mir wenig Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Unter den von Goethe dem Journale anvertrauten Lenzischen Gedichten war das „An die Nachtigall" im 22. Stücke bisher ungedruckt. Goethes Mitteilung des aus dem Wunderhorn („Die Eile der Zeit in Gott") bekannten Volksliedes „Ein christlicher Roman" im 28. Stücke belegt auch für diese Zeit seinen im Elsaß bewährten Sammeleifer für das Volkslied. Die von Loeper vermutete Goethische Autorschaft der gegen Klopstock und seinen Bewunderer Cramer gerichteten Hexameter „Er und sein Nahme" ist nun erwiesen. Herders Bearbeitung des spanischen „Lied eines Gefangenen" im 32. Stücke ist wegen des Zusammenhanges mit dem Texte von Beethovens Fidelio hervorzuheben. Die Bedeutung des Journals liegt trotz solcher interessanten Einzelheiten nicht in ihnen, sondern in dem Kulturbilde, welches das Journal als Ganzes von der höfischen Gesellschaft des alten Weimar-Tiefurt wiederspiegelt. Die Einwirkung der Schriftsteller vom Métier auf die Hofleute, die Durchkreuzung der abgemessenen französischen Sitte und Anschauung mit einer von Sturm und Drang entfesselten einheimischen Derbheit,

[67]) Gustav Meyer „Amor und Psyche" in den „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde". Berlin 1885. S. 195—217.

**

die Jeux d'esprit bald mit der Grazie des augenblicklichen Einfalls hingeworfen, bald mit schwerfälliger Gründlichkeit ausgesponnen: dies alles zusammen spiegelt uns in frischen Farben das Leben und den Kreis wieder, den Herzogin Amalia um sich versammelte. Der Zufall hat es gefügt, daß gleichsam zur Ergänzung der von Suphan und v. d. Hellen dem Tiefurter Journal gewidmeten Bemühungen zwei Monographien über Karl Augusts Mutter erschienen sind: Paul Weizsäckers Vortrag „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimarischen Musenhofes“[68]) und F. Bornhaks Buch „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars“.[69]) Bornhak standen für ihre Darstellung das großherzogliche Hausarchiv und Burkhardts Privatsammlungen zur Verfügung. Eine ganze Reihe interessanter Briefe und Briefstellen hat sie zum erstenmale veröffentlichen dürfen und dadurch ihrem Buche einen Wert gegeben, den man der Arbeit selbst leider nicht zugestehen könnte. Abgesehen von einzelnen Irrtümern, — Goethes Adelung z. B. erfolgte nicht schon bei seinem Eintritt in weimarische Dienste (S. 113); nicht vom Messias, sondern von den Oden Klopstocks giebt es eine Darmstädter Ausgabe (S. 131); Prinz Konstantin war niemals in preußischen Diensten (S. 255; S. 288 der Druckfehler Italien für „Schlesien“, S. 325 Z. 12 ist „nicht“ ausgefallen); dem völlig ungerechten Urteile über Wielands Oberon (S. 178) —, von solchen Einzelheiten ganz abgesehen, ist das Buch nur eine durch Zwischenbemerkungen erläuterte Aneinanderreihung von Zitaten. Statt der allgemeinen das Ganze durchziehenden Lobsprüche wäre ein bestimmtes Bild von Anna Amalias Regententhätigkeit zu entwerfen gewesen. Goethes inhaltschweres Widmungsepigramm seines Winckelmann, das Weizsäcker hervorhebt, ist bei Bornhak so wenig wie Goethes Gedächtnisrede angeführt, ebenso wird der Bruch zwischen der Herzogin und ihrer Thusnelda, das

[68]) Hamburg 1892 (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter). Virchow-Holtzendorffs Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge. N. F. Heft 161.

[69]) Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich dem Großen. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. Berlin 1892 (F. Fontane & Co.)

im Goethejahrbuch XII, 142 erwähnte Verhältnis zur regierenden Herzogin übergangen, das zu Schiller nicht richtig dargestellt. Weizsäcker durfte in seinem Vortrage das panegyrische Element vorwalten lassen: an eine aus Archiven schöpfende geschichtliche Biographie treten auch größere Anforderungen heran, die umsomehr erfüllt werden mußten, als durch Beaulieu-Marconnays treffliches Buch bereits eine bedeutende Vorarbeit geschaffen war.

F. Bornhak hat ihrem Buche Auszüge aus dem Tiefurter Journale einverleibt, das ja durch Anna Amalia ins Leben gerufen worden ist. Nicht wie ein Zufall, sondern als sinniger Abschluß des Geschickes der nun zum gedruckten Buche geeinten handschriftlichen Zeitungsblätter erscheint es, daß das Tiefurter Journal als Jubelgabe zum hohen Feste der Nachfolger Anna Amalias und Karl Augusts aus langer Verborgenheit in die Öffentlichkeit getreten ist. Von der Begründerin des weimarischen Musenhofes war dies seltsamste aller Hofjournale ins Leben gerufen: nun beginnt es seine öffentliche Bahn unter dem Schutze einer weimarischen Fürstin, von welcher der streng richtende Hebbel nach längerem Aufenthalte in Wilhelmsthal 1862 urteilte, die hohe Dame sei „von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes, daß sie unmittelbar in den Tasso hinein versetzt werden könnte“.

2.

Zwei Frankfurter Faustaufführungen in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Litteratur der Faustdramen.

Von E. Mentzel.

Obwohl sich bisher keine bestimmte Nachricht über eine Frankfurter Faustaufführung im 17. und im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auffinden ließ, so konnte doch kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß das alte Volksschauspiel in diesem Zeitraum bereits in verschiedenartiger Form von den hier auftretenden Wander-

truppen und Puppenspielern zur Darstellung gebracht wurde. Da die Repertoire der reisenden Schauspieler jener Zeit nicht solchen Wandlungen unterworfen waren wie die Spielpläne der ständigen Theater unserer Tage, so liegt es auf der Hand, daß die Stücke, die sozusagen den dramatischen Bestand ihrer Kunst bildeten, nicht nur an einem Orte, sondern in den verschiedensten Städten zur Aufführung gelangten. Von mehreren Truppen, die während des oben angegebenen Zeitraums Frankfurt auf ihren Wanderzügen berührten, steht es nun fest, daß sie das Volksschauspiel vom Doktor Faust in anderen Städten gegeben haben, weshalb die Annahme seiner hiesigen Aufführung zu jener Zeit kaum bezweifelt werden kann.

Wie allerorten, so brachte man sicher auch in Frankfurt a. M., wo ja bekanntlich 1587 in der Offizin von Spieß das älteste Faustbuch erschien, einem Stücke lebhaftes Interesse entgegen, dessen Held in einer Menge von Sagen und Geschichten im Volksmunde lebte und in seinen eigentümlichsten Zügen so viel von dem Kerne deutschen Wesens wiederspiegelte. Wie die Bühne stets tiefere Wirkungen auszuüben vermag als das gedruckte oder geschriebene Wort, so wird die titanenhafte Gestalt Fausts den Frankfurtern wohl auch mehr durch das Volksschauspiel als durch die breiten dickleibigen Prosadarstellungen seiner Schicksale menschlich näher gerückt worden sein. Und wäre man in der Lage folgerichtig nachweisen zu können, wo Goethe die ersten still weiterkeimenden Anregungen zu seinem bedeutendsten Werke empfing, so müßten wir wohl in seine Jugendzeit zurückgehen und dem Knaben Wolfgang in die Bretterbude wandernder Puppenspieler folgen, die gerade „das wunderliche Leben und erschröckliche Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fausti“ mit ihren Marionetten zur Aufführung bringen. Aus den bezüglichen Akten des Frankfurter Stadtarchivs geht hervor, daß in Goethes Knabenzeit während der Messen häufig Puppenspieler hier Vorstellungen gaben und gute Geschäfte machten. Die Nachrichten über die gegebenen Stücke fließen ungemein spärlich, weil die Akten, wenigstens soweit ich festzustellen vermochte, keinerlei Angaben darüber enthalten. Sehr selten sind die Zettel von Frankfurter Puppenspielern. Nur wenige solcher Programme sind

mir zu Gesicht gekommen: jedoch unter diesen befindet sich der älteste bis jetzt nachgewiesene Frankfurter Faustzettel. Er ist datumlos, gehört aber seiner Fassung und seinem Druck nach mutmaßlich in den Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Zu jener Zeit gab die Witwe des in Frankfurt sehr angesehenen Marionettenspielers Theobald Neufzer während mehrerer Messen teils in einer Bude am Main, teils in einer solchen in der Allerheiligengasse hier Vorstellungen. Nach dem damaligen Sprachgebrauch wurde die Prinzipalin „die Neufzerin“ genannt, welcher Umstand vielfach dazu beitrug, daß die berühmte Neuberin später mit dieser Puppenspielerin verwechselt wurde.

Wahrscheinlich war es also die Neufzerin, die mit ihren Puppen das Volksschauspiel vom Doktor Faust aufführte, dessen Zettel wir hier in buchstabengetreuer Wiedergabe folgen lassen.

Mit allergnädigster Erlaubniß einer hohen Obrigkeit
werden die allhier anwesende
Marionetten-Spieler
heute wiederum ihr Theater eröffnen und auf demselben
mit ihren Marionetten aufführen:
Eine sehenswürdige sowohl serieuse als lächerliche
Haupt-Comödie,
Betitelt
Das wunderliche Leben und Ende
des weiland berühmten
D. Joannis Fausti,
ehemaligen
Professoris in Wittenberg,

Mit Hannß-Wurst: Erstlich lächerlichen reisenden Wandersmann, 2tens curieusen Famulus bey dem Faust, 3tens furchtsamen Teufels-Beschwerer, und 4tens lustigen Nachtwächter.

Hierauf folget ein lustiges Nach-Spiel.

Der Anfang ist das erstemal um 1. Uhr.
Die Person zahlt auf dem ersten Platz 1. Batzen, auf dem zweyten 2. Kr.

Die Haupt-Comödie gehet an um halb 8 Uhr, die Person zahlt auf dem ersten Platz 3 Batzen, auf dem zweyten 2. Batzen, auf dem letzten Platz 1. Batzen.

Der Schauplatz ist allhier auf der Allerheiligen-Gasse,
in der großen Bute bey der Windmühl.

Wie der Zettel bekundet, wurde die Faustkomödie zweimal an einem Tage hier gegeben, was man wohl als ein Zeugnis für ihre Beliebtheit ansehen darf. Welche dramatische Fassung des alten Stoffes der Aufführung zu Grunde lag, vermag ich nicht zu sagen, allein die Thatsache, daß die lustige Figur nicht Harlekin, sondern Hanswurst heißt, zeugt für den Einfluß, den die Reformen des berühmten Wiener Komikers Stranitzky bereits auf volkstümliche Stücke gewonnen hatten. Dieser Künstler nannte nicht nur die beliebte lustige Figur Hanswurst, er machte diesen auch zu einer selbständig in den Gang der Handlung eingreifenden Gestalt. Hanswurst, der namentlich in den englischen Komödien die untergeordnete Rolle einer episodischen Figur spielt, gewinnt seit Stranitzkys Zeit immer größeres Ansehen und wird in alle möglichen Situationen und Verwickelungen eingeführt. War das Bestreben, durch diese komische Maske dem derben Humor neben dem Ernste im volkstümlichen Drama mehr Raum zu gönnen, anfangs durchaus gesund und dem Bedürfnis des damaligen Publikums entsprechend, so wandelte sich dieser Fortschritt im Laufe der Zeit jedoch in das gerade Gegenteil. Und als aus dem lustig treuherzigen Naturburschen Hanswurst erst ein unflätiger Zotenreißer, ein brutaler Tölpel geworden war, der nur noch durch gemeine Kneipenwitze, zweideutige Redensarten und saftige Vergleiche zu amüsieren verstand, da entartete unter der Obergewalt der Pritsche in den ersten drei Dezennien des 18. Jahrhunderts das deutsche Theater derartig, daß es zum Tummelplatz der Roheit und Sittenlosigkeit wurde und seiner künstlerischen Auflösung entgegenging — freilich, um sich aus dem Staube zu neuem Glanze wieder zu erheben.

Was von dem unter Wiener Einflüssen stehenden Volksdrama gesagt werden muß, das gilt auch von den Puppenspielen, in denen sich ebenfalls der launige Humor dem düsteren Ernste zugesellte und allerlei abenteuerliche Verwandlungen und phantastische Zaubereien noch mitwirken mußten, um die Schaulust zu reizen und auch dem Auge Befriedigung zu verschaffen. Der mitgeteilte Zettel der Frankfurter Marionettenspieler erwähnt namentlich die Situationen, in denen Hanswurst hauptsächlich auftritt. Dies ist ein Gebrauch, der ebenfalls unter Stranitzkys Einfluß Mode wurde und sich auf

Frankfurter Zetteln ungefähr bis in das Jahr 1770 verfolgen läßt. Die Nachtwächterszene, die sich zu Stranitzkys Zeiten und auch noch später in Wien, besonders wegen der Liedereinlagen des Hanswurst großen Beifalls erfreute, dürfte wohl kaum auf einem Zettel früher Erwähnung finden als auf dem in Rede stehenden Programm.

Obwohl die Versuchung nahe liegt, unterlasse ich es doch, weitere Schlüsse aus den Angaben des Zettels der Frankfurter Marionettenspieler zu ziehen oder irgendwelche Vermutungen über diese Faustkomödie auszusprechen. Ich bemerke nur, daß die angegebene Aufeinanderfolge der Hanswurstszenen sich in verschiedenen alten Faustkomödien findet, deren Quelle wohl ein Wiener Vorbild gewesen sein mag. Manche wirksame Bestandteile mögen aus diesen in die Faustdramen und Puppenspiele der wandernden Gesellschaften übergegangen und vielleicht da und dort durch erfinderische Prinzipale und Schauspieler mit lokalen Farben durchtränkt worden sein. Daß Hanswurst in seiner engen Beschränktheit dem himmelstürmenden Faust in parodistischem Gegensatze gegenübergestellt wurde, ist ein genialer Wiener Kunstgriff gewesen, den auch unsere Faustkomödie nicht unbeachtet läßt. Nach dem kühnen Magier Faust tritt der furchtsame Teufelsbeschwörer Hanswurst auf die Szene, der seinen Herrn nachäffen will, sich aber durch seine Ohnmacht, Unbeholfenheit und Unverschämtheit lächerlich macht. Höchst sinnig deutet hier die alte Volkskomödie auf den Unterschied zwischen einer freien genialen Seele und einer knechtisch abhängigen Natur hin, die sich voll blinden Eigendünkels über die ihr gesetzten Schranken erheben und einen Machtstandpunkt gewinnen möchte, der ihr nicht zu erreichen vergönnt ist. Welch eine Fülle echt tragischer und humoristischer Motive, deren Wirksamkeit ja auch die Verfasser alter Volksstücke schon zu würdigen verstanden, lassen sich aus diesen Gegensätzen ableiten!

Was auf dem ältesten Frankfurter Faustzettel noch besonders auffällt, ist, daß die Marionettenspieler den Helden „Professor in Wittenberg" nennen. Als der berühmte Schauspieldirektor Joseph von Kurtz 1767 auch die Komödie vom Doktor Faust aufführte und diesen ebenfalls „Professor Theologiae Wittenbergensis" titulierte, nahm die Frankfurter Geistlichkeit ein solches Ärgernis

an dieser Bezeichnung, daß sie den hierorts sehr angesehenen und einflußreichen Wanderprinzipal ob dieser unverschämten Verläumdung und kecken Beleidigung einer der ältesten Universitäten der evangelischen Kirche beim Rate der Stadt Frankfurt verklagte. Auf dringendes Ersuchen des evangelisch-lutherischen Predigerministeriums wurde Kurtz dann zur Rechenschaft gezogen und zu einem Widerruf des Prädikates „Professor Theologiae Wittenbergensis“ genötigt. Es ist gewiß ein eigentümliches Zusammentreffen, daß dieser Widerruf auf einem Zettel zur ersten Wiederholung von Lessings „Minna von Barnhelm“ steht. Daß die Marionettenspieler über den gewagten Titel nicht zur Verantwortung gezogen worden, beweist, daß sie ihre Vorstellung sehr viel früher gegeben haben müssen. Obwohl die Puppenspiele, besonders diejenigen des Prinzipals Neufzer und seiner Frau, stets sehr gut besucht waren, so scheint die Geistlichkeit gerade zu jener Zeit theatralischen Angelegenheiten nicht solchen Wert beigelegt zu haben wie in früheren und späteren Jahren.

Der älteste bisher bekannte Frankfurter Faustzettel stammte aus dem Jahre 1742, in welchem die Wallerottische Gesellschaft am 4. April in einer „vollkommen moralischen Haupt-Aktion das ruchlose Leben und den erschröcklichen Tod des Welt-Beruffenen Ertz-Zauberes Doktor Joannis Fausti mit Hanß Wurst einem von denen Geistern geplagten Wandersmann, unglückseeligen Diener und einfältigen Nacht Wächter“ zur Darstellung brachte. Auf dem Zettel zu dieser Vorstellung ist ausdrücklich vermerkt, daß „diese Aktion schon hier gesehen worden sei“, durch welche Notiz die Annahme früherer Faustaufführungen in der alten Kaiserstadt bereits eine Bestätigung erhielt. Es wird wohl in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kaum eine berühmte Wandertruppe hier gewesen sein, die das bekannte Zugstück nicht gegeben hat, nur fehlen bis jetzt die Zettel oder sonstige urkundliche Nachrichten, die den untrüglichen Beweis dafür liefern könnten. Der diesem Bande in Lichtdruck beigegebene Theaterzettel bezeugt aber wenigstens die Aufführung einer Faustkomödie in Frankfurt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Und zwar gewinnt diese Vorstellung für die Geschichte der hiesigen Bühne noch besonderen Wert, weil es

die berühmte Neuberische Bande ist, welche das alte Volksschauspiel hier in Szene gehen ließ. In der Herbstmesse 1736 kam die Neuberische Truppe zum erstenmale nach Frankfurt. Ihre Leistungen gefielen derartig, daß die Prinzipalin um zwei Wochen Verlängerung der Spielzeit einkam, welche Bitte ihr vom Rate der Stadt auch gewährt wurde. Im November ging die Gesellschaft von hier nach Straßburg, im April des folgenden Jahres kehrte sie zur Ostermesse hierher zurück und gab abermals ihre Vorstellungen unter großem Zudrang des Publikums. Da die Neuberin 1737 das für jene Zeit ziemlich hohe Standgeld von 150 fl. zahlen mußte, schloß ich früher, daß sie bis Ende Mai ihr Theater geöffnet hielt, allein der Faustzettel beweist, daß sogar erst am 7. Juni die letzte Aufführung der Truppe stattfand. Daß „auf vieles Begehren und Nachfrage“ gerade das „Deutsche Schauspiel; das ruchlose Leben und erschreckliche Ende des Welt-bekannten Ertzt-Zauberers D. Johann Faust“ als letzte Vorstellung mit neuen Dekorationen und Kostümen hier gegeben wurde, läßt erkennen, wie beliebt die alte Faustkomödie in Frankfurt gewesen sein muß. Die Neuberische Truppe führte also den hiesigen Kunstliebhabern keineswegs eine Novität vor, aber der Prinzipal bemerkt ausdrücklich auf dem Zettel, daß das Stück „auf diese Art hier noch niemals gesehen und aufgeführt worden sei“. Ob diese Notiz eine bloße Reklame ist, ob die Faustkomödie der Neuberischen Truppe wirklich inhaltlich so sehr von anderen, den gleichen Stoff behandelnden Stücken abwich, das zu entscheiden steht bei dem Mangel an weiteren Nachrichten nicht in meiner Kraft.

Wie die Inhaltsangabe auf dem Zettel bekundet, begann das 1737 hier gegebene deutsche Schauspiel vom Doktor Faust in der Unterwelt, im Bereiche des Pluto, der als Beherrscher der Hölle aufzufassen ist. Auch das alte Volksstück, das der Danziger Ratsherr Georg Schröder 1668 aufführen sah und in einer Niederschrift in für uns allzu knappen Zügen schilderte, wurde durch ein Vorspiel in der Hölle eingeleitet und, wie die Neuberische Komödie, durch eine Szene in dieser geschlossen. Schröder erzählt, es würde präsentiert, wie Faust in der Hölle gemartert und bald auf-, bald niedergezogen würde; auf dem Zettel heißt es, „die Furien haben

den Doktor Faust und halten um ihn herum ein Freuden-Ballet, weil sie ihn glücklich in ihr Reich gebracht haben". Ob der Verfasser des 1737 hier aufgeführten Dramas diese Szenen dem Volksbuche oder dem Faust des englischen Dichters Marlowe entnahm, muß dahingestellt bleiben, nur so viel scheint festzustehen, daß Fausts Geschick in dem Stücke im Vorspiel von den Mächten der Hölle bestimmt wurde, wie dies wohl in den meisten Faustkomödien des 17. und 18. Jahrhunderts geschah.

Als zweite Szene des Stückes wird auf dem Zettel Fausts Aufenthalt in seiner Studierstube bezeichnet. Hier beginnt die eigentliche Tragödie, weil Faust, von brennendem Wissensdurste erfüllt, sich dem Teufel verschreibt, um von ihm Aufschluß über die Dinge zu erhalten, deren Grund er weder durch eifriges Forschen in Büchern noch durch eignes Nachdenken zu finden vermag. Nach verschiedenen Versionen der unter Wiener Einfluß stehenden Faustkomödie des 18. Jahrhunderts verfiel Faust nach der Verschreibung in Schlaf. Währenddessen singt ihm erst der gute, dann der böse Geist einige Strophen. Diese gesanglichen Einlagen sind auch in das Geiselbrechtische, das Straßburger und das Weimarer Puppenspiel übergegangen. Daß in dem Neuberischen Stück „ein annehmlicher Oberirdischer Geist" unter einer sanften Musik eine bewegliche Arie singt,[1]) deutet auf dessen Zu-

[1]) Auf einem Hamburger Programm vom 7. Juli 1738, das inbezug auf die Inhaltsangabe genau so lautet wie der Frankfurter Zettel von 1737, findet sich diese Arie als Ergänzung zur Szene in Fausts Studierstube. Sie hat folgende Strophen:

Fauste! was ist dein Beginnen?
Ach, was hast du doch gethan?
Bist du denn nun gar von Sinnen
Und gedenkest nicht daran,
Daß an statt der Freud, die Pein
Und die Qual wird ewig sein?

Ist dir denn die Lust zur Sünde
Lieber als dein ewig Wohl?
Machst du dich zum Höllenkinde
Das doch in den Himmel soll?
Ist dir der Verdammten Lohn
Lieber als des Himmels Thron?

sammenhang mit der Wiener Bearbeitung des alten Volksschauspiels hin. Auch auf dem Wallerottischen Faustzettel aus dem Jahre 1742 wird auf die Arien besonders hingewiesen, die in der Aufführung „zum Vorschein kommen werden“. Meiner Ansicht nach haben die gesanglichen Einlagen, die sich ja auch in anderen zeitgenössischen Volksschauspielen finden, hauptsächlich seit dem selbständigen Auftreten des Hanswurst Beifall gefunden. Da man erkannte, daß die Wirkung komischer Szenen durch den Gesang erhöht wurde, wird man wohl auch bei ernsten Vorgängen dieses Effektmittel nicht verschmäht haben. Möglich ist aber auch, daß die zu immer größerem Ansehen gelangende Oper in dieser Hinsicht das Volksschauspiel beeinflußte. Seit dem Ende des 17. und dem Beginne des 18. Jahrhunderts stand das deutsche Theater unter dem Banne verschiedener ausländischer Einwirkungen, deren Spuren auch in der Faustkomödie klar nachzuweisen sind. In erster Linie muß hier auf die Zaubereien, abenteuerlichen Verwandlungen und phantastischen Zuthaten hingewiesen werden, die vom italienischen Theater stammen und zur Erhöhung komischer Effekte beitragen mußten. Auch in dem Neuberischen Fauststücke tritt dieser Einfluß klar zu Tage. Daß ein Rabe aus der Luft geflogen kam und das mit Fausts eigenem Blute geschriebene Dokument abholte, war ein ebenso wirksamer szenischer Kunstgriff wie der lustige Tanz der Schuhe am Schlusse der dritten Szene, in welcher Hanswurst, der fürwitzig seines Herrn Zauberkunst ausüben will, dem Publikum in einer höchst lächerlichen Situation vorgeführt wurde. Von dem Tanz der Schuhe erwähnen die beiden bekannten Frankfurter Faustzettel aus den Jahren 1742 und 1767 nichts, aber auf dem Programm der Kurtzischen Truppe (1767) heißt es „Fausts besonderer Contrakt mit der Hölle, welchen ein Raab aus der Luft abholet“. In welchem Zusammenhange die Schuhszene zur Hand-

---

Kann dich denn gar nichts bewegen?
Ach so schau den Himmel an,
Wenn er durch viel Tropfen Regen,
Dich nicht gnug erweichen kann!
Mach dadurch dein Herze weich
Und erwehl das Himmelreich.

lung stand, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls war sie einer der Auftritte, die Hanswurst als parodistisches Gegenbild seines Herrn zeigten. Wie im Neuberischen Stücke die Zauberschuhe tanzen, so wird in dem berühmten Augsburger Puppenspiele der Ranzen des Hanswurst lebendig und fliegt fort.

Sowohl auf dem Wallerottischen als dem Kurtzischen Zettel findet sich die Beschwörungsszene am Fürstenhofe zu Parma, während sie auf dem Neuberischen Programme fehlt. Ob man in der Bude auf dem Roßmarkte nicht über die maschinellen Vorrichtungen verfügte, die notwendig waren, um die Gestalten der Geschichte und Sage erscheinen zu lassen, ob die Einrichtung des Textes diese Szene ausschloß, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Da jedoch der schon früher erwähnte Hamburger Faustzettel der Neuberischen Truppe vom 7. Juli 1738 in der Szenenfolge genau mit dem hiesigen übereinstimmt, scheint die letzte Annahme zweifelhaft. Sowohl Wallerotti als Kurtz boten dem Frankfurter Publikum gerade in dieser Szene 1742 und 1767 ganz außerordentliche Leistungen. Welche Vervollkommnung der maschinelle Apparat des Theaters noch vor der Mitte des Jahrhunderts erfuhr, geht aus der Geisterbeschwörungsszene deutlich hervor. Unter Wallerottis Leitung stellte Faust dem Herzog von Parma Folgendes vor Augen: „Die Plagen Tantali, item des Tity Geyer: item des Sisiphi Stein, item Pompey Tod". Bei Direktor von Kurtz präsentierte Faust an dem Hofe des genannten Herzogs „verschiedene sehenswürdige Vorstellungen aus der biblischen und Profanhistorie, als nehmlich 1) Wie Judith dem Holofernus im Bett in seinem Gezelt das Haupt abschlägt. 2) Wie Delila dem starken Simson seine Haarlocken beraubet, und die Philister über Simson siegen. 3) Die Marter des Titius, dem die Raben das Eingeweid aus dem Leib fressen. 4) Das Lager des Goliath, welcher von dem kleinen David mit einem Stein, aus einer Schleuder überwunden wird. 5) Die Zerstörung Jerusalems, welche gewis gut in die Augen fallen soll".

Unmittelbar auf die Beschwörung abgeschiedener Helden und Heldinnen folgte in der alten Faustkomödie die Hörnerszene, die auch auf dem Neuberischen und dem Kurtzischen Zettel angekündigt wird, wahrscheinlich auch in der Wallerottischen Vorstellung nicht ausfiel,

sondern nur aus unbekannten Gründen auf dem Programme weggelassen wurde. Im Kurtzischen Stücke zaubert Faust einem der Räte des Herzogs von Parma, mutmaßlich einem solchen, der sich über seine Zauberkünste lustig machte, Hörner an den Kopf, in der Neuberischen Komödie wird ein fürwitziger Hofbedienter dadurch bestraft. Die Bezeichnung „Hofbedienter“ fällt auf und läßt die Vermutung aufsteigen, Faust müsse sich in dieser Szene eigentlich doch an einem Hofe aufgehalten haben. Daß Faust einem Ritter Hörner an die Stirne zaubert, kommt sowohl im Volksbuche als im englischen Drama des Christopher Marlowe vor. Dieser Dichter begründete Fausts Thun in feiner Weise dadurch, daß er den Ritter höhnische Worte äußern ließ. Während der Spötter am offenen Fenster schläft, wachsen ihm plötzlich Hörner an der Stirne weshalb er den Kopf nicht mehr in die Stube zurückziehen kann. Es ist klar, daß eine solche derb komische Szene das damalige Publikum ungemein belustigte und von den geschickten Wanderprinzipalen in jede Neufassung des Textes mit hinübergenommen wurde.

Das Motiv der nun folgenden Szene der Neuberischen Faustkomödie, in der ein Bauer dem Doktor Faust ein Pferd abhandelt und dafür übel gefoppt wird, stammt aus dem Volksbuche. Dem Auftritte liegt die Begegnung Fausts mit einem Roßtäuscher auf einem Jahrmarkte zu Grunde. Wie in der Prosadichtung, verwandelte sich auch das Pferd in dem Stücke alsbald in ein Bündel Heu, riß der im Zorn nach dem Gasthofe zurückkehrende Roßtäuscher dem schlafenden und laut schnarchenden Doktor Faust ein Bein aus. Mit diesem fiel der Roßtäuscher rückwärts in die Stube, während der Zauberer ein lautes Geschrei erhob. Gefoltert von der Angst, Faust wirklich ein Bein ausgerissen zu haben, macht sich der Mann schnell aus dem Staube und läßt diesem die für das Pferd gezahlten vierzig Gulden.

Wiewohl in dieser Szene mit derben Effektmitteln gearbeitet wurde, so unterliegt es doch wohl kaum einem Zweifel, daß sie die größte theatralische Wirkung auf das damalige, an starke Späße gewöhnte Publikum ausübte. Bei Wallerotti und Kurtz findet sich diese Szene nicht, auch auf keinem anderen Programme

mit Ausnahme des Hamburger Zettels von 1738 habe ich sie bis jetzt erwähnt gefunden. Ob sie in irgend einem der alten Faustkomödie nachgebildeten Puppenspiele vorkommt, ist mir nicht bekannt.[2])

Nach dem Auftritte mit dem Roßtäuscher, der bei Neuber, dem theatralischen Geschmacke jener Zeit folgend, in einen tölpelhaften Bauern verwandelt wurde, kam wieder eine komische Szene, deren Held aber Hanswurst ist. „Mephistophilis" läßt ihm Geld regnen, um ihn zu vergnügen. Warum Hanswurst das Geld haben will, ist nicht angedeutet, allein in diesem Auftritte stimmte das Neuberische Stück wohl mit manchen alten Versionen überein, in denen Hanswurst bei seiner Entlassung aus Fausts Diensten den Teufel flehentlich bittet, ihm etwas Geld zu schenken. Hanswurst ist verzweifelt darüber, daß er allein in fremdem Lande zurückbleiben soll, und hört nicht eher auf zu jammern, bis „Mephistophilis", um ihn zu trösten, Geld regnen läßt. In der ältesten Überlieferung, die mutmaßlich in das Augsburger Puppenspiel überging, endete die Szene mit einem derben Effekt. Als Hanswurst auf des Teufels Befehl einen Topf hinstellt, in den das Geld regnen soll, naht plötzlich ein höllischer Geist, der ihn durchprügelt und auf die Erde wirft. Darauf zerbricht der Topf, und aus den Scherben fällt ein Zettel mit einer lustigen Inschrift, die Hanswurst vorliest. Wahrscheinlich ließ sich die Neuberin, die eine so feine Kennerin szenischer Hilfsmittel war und wegen der Einnahme mit der Schaulust des hiesigen Publikums rechnen mußte, diesen wirksamen Schluß nicht entgehen.

Fausts Begegnung mit der schönen Helena ist im Neuberischen Stücke der tragische Wendepunkt seines Geschickes. Wo sie stattfand, ob ihm Mephistopheles die verlockende Schönheit zuführte, um Reuegedanken von Faust fernzuhalten, ob dieser den Geist bat, ihm Helena herbeizuschaffen, ist nicht angedeutet: nur so viel geht aus den Angaben auf dem Zettel mit Sicherheit hervor,

---

[2]) Lessing erbte aus der Bibliothek der Neuberin ein altes Manuskript des Faust für Puppenspiele. Vielleicht beeinflußte dies Stück die Neuberische Fassung des wirksamen Stoffes.

daß ihn das bezaubernde Weib an sein nahes Ende gemahnt. Unter einer angenehmen Musik singt die schöne Helena dem Doktor Faust eine unangenehme Arie, weil sie ihm damit seinen nahen Untergang ankündigt. Daß diese Aufgabe dem berückenden Weibe zu teil wird, dessen Reize Faust noch einmal mit aller Kraft an die Erde gefesselt haben, erscheint als ein tiefpoetischer Zug dieser Faustkomödie. Ob Helena sich vor Fausts Augen verwandelte, wie dies 1742 in der Wallerottischen Vorstellung augenscheinlich der Fall war, bleibt unentschieden. Da jedoch ausdrücklich auf dem Zettel vermerkt wird, daß mehr in dem Stück vorkam, als in den Angaben über die einzelnen Szenen angedeutet wurde, und die Verwandlungen vor den Augen des Publikums sich damals großer Beliebtheit erfreuten, ist die Vermutung einer Metamorphose der Helena in dieser Szene nicht ausgeschlossen.

Wie sich aus dem Berichte des Danziger Ratsherrn Georg Schröder über die Faustvorstellung von 1668 in Danzig ergiebt, erschien in dem alten Volksschauspiel die schöne Helena bereits früher als kurz vor dem Ende Fausts. Auch im Marloweschen Drama, in dem Faust die Studenten kurz vor seiner Höllenfahrt zu einem Gastmahl versammelt, wurde Helena in dieser Szene durch Zauberkunst vorgeführt. Trotzdem seit der Einwirkung des italienischen Geschmacks derartige Vorgänge, sich durch alle möglichen phantastischen Beigaben höchst fesselnd und wirkungsvoll gestalten ließen, fehlt doch diese abenteuerliche Spektakelszene im Neuberischen Faustdrama, schreitet der Gang der Handlung, durch keine störende Zuthat aufgehalten, ernst und wirkungsvoll dem Ende zu.

Gleich nachdem Faust durch Helena sein nahes Ende erfuhr, nimmt er Abschied von seinem Famulus Christoph Wagner. In diesem Auftritte, der ganz gewiß durch die Erkenntnis Fausts, daß er nun rettungslos den höllischen Mächten verfallen sei, eine ergreifende Wirkung erzielte, kommt merkwürdigerweise am Schluß Hanswurst noch einmal vor. Faust, der jetzt vergeblich bereut und in wilder Verzweiflung erkennt, daß es keine Erlösung mehr für ihn giebt, wird von seinem Famulus Wagner, an den er sicher, wie auch in der Faustkomödie des 17. Jahrhunderts, Worte der

Ermahnung richtete, schnell verlassen. Hanswurst folgt ihm und läßt seinen Herrn gleichfalls im Stich. Eine tragische Ironie klingt aus der einfachen Bemerkung „Hanswurst macht sich auch davon“.— Nun holen die Geister „unter einem künstlich spielenden Feuerwerk“ Faust hinweg, und das Drama schließt ergreifend mit einer Szene in der Unterwelt, in der die Furien in einem Freudenballet darüber triumphieren, daß sie Faust glücklich in ihr Reich gebracht haben. Diese schauerliche Szene, die nicht nur durch das Aufgebot aller dekorativen Mittel in ihrer Wirkung noch mehr gesteigert, sondern auch bei der Neuberischen Truppe durch die vollendete Kunst der Darstellung zu einem erschütternden Abschlusse des Ganzen erhoben wurde, ist ein Beweis für die meisterhafte Verwertung der gegebenen Motive in dem alten Volksschauspiele vom Doktor Faust. Das Wallerottische Stück scheint denselben Anfang und Schluß gehabt zu haben wie das Neuberische, dahingegen weicht die Kurtzische Faustkomödie in manchen Szenen sehr von den beiden anderen Versionen ab. War das Drama für diese zwei Truppen schon das, was man heut zu Tage ein Ausstattungsstück nennt, so wurde es bei Kurtz zur wahren Schauer- und Spektakelkomödie, womit freilich nicht behauptet werden soll, daß es ihm an wirklich ernsten und ergreifenden Stellen fehlte. Die „Große Maschinen-Komödie“ der Kurtzischen Gesellschaft beginnt nicht in der Unterwelt, sondern in Fausts Studierzimmer. Dann beschwört er die höllischen Geister zur Nachtzeit, von denen Mephistopheles unter Donner und Blitz erscheint. Auf diesen schauerlichen Vorgang folgte die Parodierung der Beschwörungsszene durch Crispin, einer der wirksamsten Auftritte des ganzen Stückes. Hanswurst, der bei Kurtz den italienischen Namen Crispin führt und als „exkludierter Studenten-Famulus, von Geistern übel vexierter Reisender, geplagter Kamerad des Mephistopheles, unglücklicher Luftfahrer, lächerlicher Bezahler seiner Schulden, natürlicher Hexenmeister und närrischer Nachtwächter“ bezeichnet wird, ist ebensogut der Held des Stückes wie Doktor Faust selbst. Der Einfluß des Wiener Vorbildes, der lustigen Figur als selbständiger Gestalt so viel Spielraum als möglich zu verschaffen, tritt bei Kurtz am klarsten zu tage. Alle komischen Zaubermotive werden ausgebeutet, um das Gegenbild Fausts in

lächerliche Situationen zu bringen. So kündigt der Zettel noch eine Szene an, in der Crispin in Fausts Bibliothek ein Buch aufschlägt, aus dem kleine Teufel herauskommen. Bei den für die damalige Zeit ganz außerordentlichen maschinellen Einrichtungen, die 1767 das neue bretterne Theater des Entrepreneurs von Kurtz aufwies, ist dieser Vorgang gewiß zur allgemeinen Belustigung des Publikums recht drastisch dargestellt worden.

Früher wurde bereits erwähnt, mit welch großem technischen Raffinement Kurtz die Szene am Fürstenhofe zu Parma gab. Mit ebenso erstaunlicher Sicherheit mag die in dem bretternen Musentempel angebrachte große „Flug Machina" die Luftreise Fausts und Mephistos ausgeführt haben. Auch bei Wallerotti war in der Faustkomödie die Flugmaschine vielfach in Thätigkeit, während bei der Neuberischen Truppe augenscheinlich mit einem einfacheren Apparat gerechnet werden mußte. Der Auftritt, wo Mephistopheles dem Hanswurst oder Crispin Geld regnen läßt, und die Hörnerszene mögen die drei Fassungen wohl gemeinsam gehabt haben, wenn auch diese Vorgänge auf dem Wallerottischen Zettel nicht angekündigt werden. Der letzte Teil der Faustkomödie hatte aber bei Kurtz ganz andere Gestalt wie bei Neuber und Wallerotti. Unmittelbar nach Fausts Aufenthalt am Hofe zu Parma, kam hier folgende Szene: „Zeiget sich ein Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epytaphiis und Grabinschriften. Faust will die Gebeine seines verstorbenen Vaters aus der Erde graben und zu seiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von dessen erscheinendem Geist zur Buße ermahnet. Faust bekehret sich, wird aber von Mephistopheles durch verschiedene Blendwerke abermals verführet, wobey sich der traurige Begräbnißort in einen lustvollen Garten verwandelt."

Professor Wilhelm Creizenach weiß in seinem verdienstvollen Werke „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust" (Halle a. S., Max Niemeyer, 1878), dessen Mitteilungen ich zum öfteren hier benutzte, die Entstehung der Szene an der Leiche von Fausts Vater nicht zu erklären. Creizenach zitiert, was Meyer nach Schröders Bericht über die Darstellung des Faust durch den genialen Schauspieler Grünberg erzählt, und weist darauf

hin, daß hier nicht wie in anderen Versionen die Reue Fausts durch ein Gespräch mit Mephistopheles, sondern durch den Fluch seines Vaters, der ihn gewaltig erschüttert, herbeigeführt wird. Daß dieser tragische Vorgang sich schließlich in eine prunkende Ausstattungsszene verwandelte, schreibt Professor Creizenach mit Recht teilweise der künstlerischen Richtung des Prinzipals von Kurtz zu, der keine Gelegenheit zur Entfaltung szenischer Effekte vorübergehen ließ.

Nach der tragischen Szene am Grabe des Vaters wird im „lustvollen Garten" Fausts erwachtes Gewissen wieder durch Freuden der Welt eingeschläfert. Jedoch zu spät erkennt er den Betrug teuflischer Mächte. Die folgende Szene verwandelt die Freudenstätte plötzlich zur offenen Hölle. Der verzweifelte Faust wird „von denen Furien nach einer gebundenen Verzweiflungsrede unter Donner und Blitz in die Hölle abgeholet", wo ihn die Furien umtanzen. Mephistopheles zieht ihn unter einem Feuerwerk in den Höllenrachen.

Was Kurtz zu zeigen imstande war, wurde aufgeboten, um der Faustvorstellung zu einem großen Erfolge zu verhelfen. Und dieser ist auch nicht ausgeblieben. Wie sich nachweisen läßt, muß die Aufführung mindestens zweimal wiederholt worden sein. Goethe weilte damals in Leipzig: doch wenn er auch dies Spektakelstück deshalb nicht sehen konnte, so wohnte er außer dem Puppenspiel vom Doktor Faust wohl doch auch sicher einmal einer anderen Darstellung des alten Volksschauspieles in der Komödienhütte wandernder Mimen bei. Im Jahre 1764 spielte der Prinzipal Johann Ludwig Ludwig in Frankfurt, der wie Kurtz große Ausstattungsstücke gab und unter anderem auch „Don Juan" mit dem Hanswurst aufführte. Ludwig ließ jedenfalls auch die Faustkomödie in Szene gehen, und dieser Vorstellung wird der Knabe Wolfgang Goethe wohl beigewohnt haben. Gerade zu jener Zeit war ja sein Sinn für das Theater durch den einige Jahre früher gepflegten Umgang mit französischen Künstler und durch den häufigen Besuch der französischen Komödie im Junghofe ungemein geweckt und sein Verständnis für die Bühne bedeutend erweitert und geschärft worden.

Kehren wir nun nochmals zu den drei Frankfurter Faustaufführungen von 1737, 1742 und 1767 zurück und fassen deren Szenenfolge genau ins Auge, so dürfte wohl kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß sie trotz aller Abweichungen voneinander ein gemeinsames Vorbild hatten. Der Wiener Einfluß tritt im Aufbau und in der Selbständigkeit der lustigen Figur so klar zu tage, daß die Frage überflüssig erscheint, woher wohl das Vorbild stammte. Welchen Wandlungen aber die Überlieferung von ungefähr 1720 bis 1770 beständig unterworfen war, das können die drei Frankfurter Faustzettel ebenfalls beweisen. Je mehr man sich der Mitte des Jahrhunderts näherte, desto größer wurde der Einfluß der Zauberkomödie und der Harlekinade auf das Faustdrama. Die Schauspielergesellschaften suchten sich gerade in diesem beliebten Stücke durch überraschende Effekte zu überbieten und die Wirkung des ergreifenden Textes durch eingestreute komische und tragische Motive sowie glänzende dekorative Zuthaten noch zu erhöhen.

In den meisten alten Faustkomödien wird bei besonders hervorragenden Stellen der Alexandriner angewendet. Bei Kurtz heißt es ausdrücklich auf dem Zettel, daß Faust „eine gebundene Verzweiflungsrede“ hält. Bei Walterotti ist diese wahrscheinlich ebenfalls vorgetragen worden, weil dessen Schauspieler in solchen rethorischen Künsten geübt waren und in anderen Stücken vorkommende Reden meist auf Zetteln besonders angekündigt wurden. Auch der Neuberischen Fassung, die vielleicht noch manches Motiv aus dem alten, durch das englische Drama des Christopher Marlowe beeinflußten Volksschauspiele enthielt, fehlten wohl die Alexandriner nicht. Umsomehr scheint diese Annahme an Halt zu gewinnen, als die Neuberischen Schauspieler eine große Gewandtheit im Sprechen dieses langatmigen Versmaßes besaßen und zum teil sogar selbst in Alexandrinern dichteten. Besondere Fertigkeit besaß in dieser Kunst die berühmte Prinzipalin der Truppe selbst, deren bekannte poetische Theaterreden meist in Alexandrinern geschrieben sind.

Fragt man nun, wer in der Frankfurter Faustkomödie von 1737 die wichtigsten Rollen darstellte, so läßt sich nach dem Per-

sonalbestande der Gesellschaft folgende Antwort geben. Faust wurde jedenfalls von dem tragischen Helden Gottfried Heinrich Koch gegeben, den selbst Lessing noch in seiner Jugend bewunderte. Als die Neuberische Truppe 1736 und 1737 in Frankfurt spielte, stand Koch in der Blüte des Mannesalters und auf der Höhe seiner Kunst. Da die Neuberin damals die Fünfzig beinahe erreicht hatte, wird sie die Rolle der schönen Helena zweifellos der jugendlichen Philippine Tummler überlassen haben, die zu jener Zeit in der Darstellung anmutiger Frauencharaktere glänzte. Den Hanswurst gab wohl der Harlekinspieler Johann Friedrich Schönemann, der in späteren Jahren eine eigene Truppe gründete, und „Mephistophilis" mag von Suppig dargestellt worden sein.

Bevor die Neuberische Truppe im Juni 1737 Frankfurt wieder verließ, verschaffte sich die Prinzipalin, die fast alle Eingaben an den Rat der Stadt selbst schrieb, die Erlaubnis, zur Herbstmesse wiederkehren zu dürfen. Dies Ansuchen wurde gewährt, aber Neuber und seine berühmte Frau machten von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch. Sie spielten während der Herbstmesse in Leipzig und verbannten dort in einer feierlich aufgebauschten Szene, welche Lessing „die größte Harlekinade" nannte, den Hanswurst für immer von der Bühne. In der Frankfurter Faustkomödie, die zugleich die Abschiedsvorstellung der Neuberischen Truppe war, sollte Hanswurst zum letztenmale bei dieser Gesellschaft seine Pritsche schwingen und ungezügelt sein keckes Regiment entfalten. Dieser Umstand giebt dem Faustzettel von 1737 noch eine besondere Bedeutung, die dadurch nicht abgeschwächt wird, daß die Neuberin trotz der Verbannung der lustigen Figur 1738 in Hamburg die Faustkomödie in derselben Gestalt und unter tüchtiger Mitwirkung des Hanswurst wieder zur Darstellung brachte.

Wenn es mir auch nicht gelungen ist, etwas zur Klarstellung der Beziehungen Goethes zum alten Volksschauspiel beizutragen, so hat es mich doch befriedigt, weitere Zeugnisse dafür erbringen zu können, daß die Faustkomödie schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein beliebtes Zugstück in Frankfurt gewesen

ist. Zweifellos wurde schon frühe in dem Dichter die Teilnahme für einen Stoff geweckt, dessen tiefsinniges Motiv er nach jahrhundertlangen Wandlungen aus seinen abenteuerlichen Hüllen befreien und mit dem sicheren Takte des Genius zu höchster poetischer Gestaltung bringen sollte.

3.

Ein Vorfahre Goethes als Dichter.

Von W. Frhr. von Biedermann.

Herr Dr. med. F. A. E. Ritter in Dresden macht mich auf ein kleines Buch aufmerksam, das betitelt ist: „Georg J Franci Doct. & Profess. publ. ord. in Electorali Heidelbergensi de studiorum noxa dissertatio in promotione trium medicinae Doctorum solemniter habita VI. Novembr. cIↄIↄcLXXIII. Editio secunda. Jenae. Apud Blekium. cIↄIↄcLXCV.

Zu Anfang dieser Schrift stehen zwei Gedichte an den — später als Franck von Franckenau geadelten — Verfasser (1643—1704), deren zweites von Goethes, 1690 von Heidelberg nach Frankfurt übergesiedelten Ururgroßvater auf der 9. und 10. Seite zu lesen ist und lautet:

Ite in jus Musae, petit haec vadimonia Francus,
  Dic causam noxae turba novena tuae!
Scilicet assidui studiis sua corpora perdunt,
  Sed super extollunt sydera celsa animos;
Sunt morbi comites maturaque fata Minervae,
  Sed pascit mentes nectare Diva suas;
In Venerem & Bacchum magis haec mala noxa redundat,
  Vera quibus nemo gaudia mentis habet;
Non negat hoc Francus, studium moderatius esse,
  Exigit ut mentes corpora sana regant.
Sic Heliconiades causâ vicistis & idem,
  Qui litem movit, pectore vester erat.

Honoratissimo Domino Compatri & Collegae adscripsit
Joh. Wolffgang Textor.
U. J. D. Cod. P. P.

Der Ururenkel kannte dieses Gedicht wohl nicht, sonst hätte er doch vielleicht in seinem Gedicht „Vom Vater hab' ich die Statur ꝛc." miterwähnt, daß er von jenem Vorfahren die Mahnung vererbungsweise übernommen habe, zunächst durch einen gesunden, mit Venus und Bacchus befreundeten Körper für einen gesunden Geist zu sorgen.



IV. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis zum 31. Dezember 1892 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Professor M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Philosophie.

*Siebeck, H. Beiträge zur Entstehungs-Geschichte der neueren Psychologie. Gießener Universitäts-Programm 1891.

* — Über die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit. Akademische Festrede am 1. Juli 1892. Gießen 1892.

*Frohschammer, J. System der Philosophie im Umriß. Philosophie als Idealwissenschaft und System. Abth. 1. München 1892.

*Müller, M. Philosophische Betrachtung eines lebenserfahrenen Urgroßvaters über die Fragen: Wird die Menschheit glücklicher? Wer und was befördert Menschenglück am meisten? Leipzig 1892.

Geschichte und Biographie.

*Centenario do descobrimento da America. Memorias da commissão Portugueza. Lisboa 1892. Geschenk des Herrn Agostinho Ornellas, Lissabon.

*Rollet, H. Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. Baden b. W. 1892.

†Soldan, Fr. Der Reichstag zu Worms 1521. Den Wormsern gewidmet zur Lutherfeier 1883. Worms 1883.

*Schaible, K. H. Deutschland vor 100 Jahren. Die Einnahme von Mainz im Jahre 1792 und die Mainzer Jakobiner. Karlsruhe 1892.

†Weckerling, Aug. Die Römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. 1. Theil. Worms. 1885. 2. Theil. Worms 1887.

†Soldan, F. Beiträge zur Geschichte der Stadt Worms. Vereinsgabe des Alterthumsvereins zu Worms. Worms 1890.

†Luther-Bibliothek des Paulus-Museum der Stadt Worms. Gesammelt und zur 400jährigen Jubelfeier gestiftet vom Rittmeister Heyl. 16. November 1883.

†Soldan, F. Das römische Gräberfeld von Maria-Münster bei Worms. 1882.

†Fehr, Ph. J. Zur Restauration des Domes zu Worms. Worms 1886.

*Pick, A. Hohenzollern-Besuche in Erfurt. Erfurt 1891.

*Merx, Ad. Die Ideen von Staat und Staatsmann im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit. Festrede zum 40jähr. Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden. Heidelberg 1892.

*Hasselmann, Fr. Aufschlußerteilung über die in den Gräbern von Fayum ꝛc. gefundenen Textiltheile und ganzen Gewänder.

* — Inhaltszusammenstellung einer altaegyptischen, griechisch-römisch-etrurischen und germanischen cultur-historischen Sammlung. München 1891.

†Roth, F. W. E. Die Buchdruckereien zu Worms a. Rh. im 16. Jahrhundert und ihre Erzeugnisse. Historisch-bibliographisch bearbeitet. Vereinsgabe des Wormser Altertumsvereins. Worms 1892.

*Luerßen. Wetzlar. Eine topographisch-historische Skizze. Wetzlar 1892.

†Soldan, F. Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689. Im Auftrage der Stadt Worms dargestellt. Mit 12 Lichtdrucktafeln. Worms 1889.

†Becker, Adalb. Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren Schulen. Worms 1880.

*Campe, H. H. Columbus oder die Entdeckung von Amerika. Bearbeitet von Friedr. Seidel. Volks- und Jugendbibliothek von A. Chr. Jessen. Wien 1891 und 92.

†Kofler, Fr. Archaeologische Karte des Großherzogtums Hessen. 2 Kartenblätter in Farbendruck mit begleitendem Texte. Darmstadt 1890.

*Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. 15. Jahrg. Heft 2 u. 3. Leipa 1892.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. XII. Jahrg. 1892. Mit einer Abbildung im Text und 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1892.

*Herder, F. G. v. E. Regel. Eine biographische Skizze. Botan. Centralbl. 1892 Nr. 37/39.

*v. Petényi, J. S. Der Begründer der wissenschaftlichen Ornithologie in Ungarn. 1799—1855. Ein Lebensbild unter Mitwirkung von Julius v. Madarasz, Stefan v. Chernel und Geza v. Vastagh. Verfaßt von Otto Hermann. Budapest 1891.

†Skandinavisches Archiv. Zeitschrift für Arbeiten Skandinavischer Gelehrten auf dem Gebiete der Philologie, Philosophie und Geschichte. Hrsg. von E. Th. Walter. Bd. 1, Heft 1/2. Lund 1891.

†Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Hrsg. von E. Fromm. Bd. 14. Aachen 1892.

†Ungarische Revue. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von K. Heinrich. 12. Jahrg. 1892. Budapest.

†Aus Aachens Vorzeit. Mittheilungen des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit. Hrsg. von H. Schmock. Jahrg. 1—4. 1887—91.

†Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrg. XXX. Prag 1892.

†Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln. Heft 54 u. 55. Köln 1892.

†Neue Heidelberger Jahrbücher. Hrsg. vom Historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Jahrg. 2. Heidelberg 1892.

Litteratur.

*Croce, Benedetto. Figurine Goethiane. Note sul viaggio in Italia di W. Goethe. Traui 1887. Geschenk des Herrn H. Hanau.

*Gellerts Moralische Vorlesungen. Leipzig 1770. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes. Zwickau.

*Weinberg, G. Das französische Schäferspiel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1884.

*Goethe. Die Leiden des jungen Werthers. Freystadt 1775. Geschenk des Herrn J. Schnapper jr.

*Groß, F. Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie. Leipzig o. J.

*Hertel, E. Ferd. Freiligrath in seiner Bedeutung für die Geographie. Landsberg 1892.

*Heydemüller, Chr. Lose Blätter aus meinem Tagebuche. Hrsg. zum Besten des Stoltze-Denkmals ꝛc. von einem Altfrankfurter. Frankfurt a. M. 1892.

†John, A. Litterarisches Jahrbuch. Bd. 3. 1893. Eger.

*Behrends, Ph. Fr. Fausts Vermächtniß. Geister-, Seelen- und Körperwelt volksthümlich erörtert; zur Förderung allgemeiner Bildung, Menschenliebe und Duldsamkeit. Frankfurt a. M. 1892.

*Zöller, Ludw. Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang. Kaiserslautern.

*Seidel, Fr. Sprüche für Haus und Geräth. Weimar 1892.

*Beyer, C. Carmen Silva und Franz Liszt.

*Kistler, Cyrill. Harmonielehre für Lehrer und Lernende. Chemnitz 1880. Geschenk des Herrn W. Schimmelbusch, Würzburg.

* — Baldurs Tod. Musikdrama in 3 Acten. Dichtung von Freiherr von Sohlern. Kissingen 1891. Ebenso.

*Eulenspiegel. Komödie in 2 Acten. Text frei nach Kotzebue und Musik v. Cyrill Kistler. Kissingen. Ebenso.

*Kistler, Cyr. Kunihild. Oper in 3 Acten. Clavierauszug mit Text bearb. von A. Turek. Leipzig 1884. Ebenso.

*Bruns, K. Die Amtssprache. Verdeutschungsbücher des Allg. Deutsch. Sprachvereins V. Braunschweig 1892.

Kunst.

*Pick, A. Über den Erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger. Erfurt 1890.

*Verzeichniß der Gemäldesammlung des Städelschen Kunstinstituts. Herausgegeben von der Administration. Frankfurt a. M. Geschenk des Herrn Kühl, hier.

Jurisprudenz.

*Eisenhart, J. Fr. Institutiones juris Germanici privati. Halae 1761. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

*Hohenemser, H. Die Consumtion des Geldes durch Vermischung und Verausgabung. Marburg 1892.

*Boehmer, J. H. Doctrina de actionibus etc. Francofurti 1771. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

Volkswirtschaft.

*Gilou, E. Der Kampf um die Wohlfahrt. 21. Theil. Bearbeitet von Gustav Maier. Leipzig 1892.

*Scheidtweiler, P. Die Rhön und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse. Frankfurt a. M. 1887.

†14. Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung zu Augsburg 1891/92. Augsburg 1892.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt am Main. 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Bockenheim, seine Entwickelung 2c. Denkschrift. Herausgb. vom Verein für Handel und Industrie. Bockenheim 1892.

*Tabellarische Übersichten betreffend den Civilstand der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1892.

*Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. und ihrer Bevölkerung. Im Auftrage des Magistrats herausgegeben durch das Statistische Amt. I. Theil. Mit einem Stadtplan und 3 Beilagen. Bearbeitet von dem Vorsteher des Statist. Amts Dr. H. Bleicher. Frankfurt a. M. 1892.

*Waldhausen, R. Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Passau 1892.

†Katalog der Bibliothek der Gehe-Stiftung zu Dresden. II. Staatslehre. Staats- und Völkerrechts-Verwaltung. Bearbeitet von Th. Petermann. Dresden 1892.

Heilkunde.

*Kühner, A. Das Buch der Mutter. Eine Belehrung für junge Frauen. Frankfurt a. M.

* — Über Nahrungs- und Genußmittel. Frankfurt a. M.

*Ziegler, E. Historisches und Kritisches über die Lehre von der Entzündung. Freiburger-Universitäts-Programm 1892.

*Hübner, W. Wesen und Heilung der Cholera nach anatomisch-physiologischen Grundsätzen. Leipzig 1892.

Naturwissenschaften.

*Herder, F. v. Plantae Raddeanae Apetalae V. Acta horti Petropolitani. Vol. XII. Nr. 3. 1892.

*Höfer, H. Das Miocaen bei Mühldorf in Kärnthen. 1892.

†Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. XIV. Jahrgang 1891. Hrsg. von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1892.

*Thorkelsson, Jo'n. Supplement til islandske Ordboger. II. und III. Samling. Reikjavik 1891/1892.

* — Beyging Sterkra Saynorda i. Islensku. Fimta hefti. Reikjavik 1892.

*Schulze, E. Untersuchungen über den Holzgummi. Gött. Diss. 1892.

*Frühstück, E. Beiträge zur Kenntniß des Pinens. Gött. Diss. 1892.

*Jenckel, L. Über Basen der Fenchonreihe. Gött. Diss. 1892.

*Diesselhorst, G. Zur Kenntniß der Phosphaminsäureester. Gött. Diss. 1892.

*Tornquist, A. Der Gypskeuper in der Umgebung von Göttingen. Gött. Diss. 1892.

*Busse, W. Über das Verhalten einiger ungesättigter Verbindungen gegen Oxyde des Stickstoffs. Gött. Diss. 1892.

*Flint, E. R. I. Über Bestimmung der Pentosen und Pentosane in Vegetabilien. II. Über Oxycellulose. III. Über Bornesit. Gött. Diss. 1892.

*Behrend, M. Neue Beiträge zur Kenntniß des Glyoxalins. Gött. Diss. 1892.

†A magyar állattani irodalom 1881/1890. Összeállitotta Daday Jenö Budapest 1891.

†A Magyarországi Tüksökfélék Termeszetrajza (Histoire naturelle des Gryllides de Hongrie). A kiralyi magyar természettudományi társulat megbizásából irta Pungur Gyula. Budapest 1891.

*Hasselmann, Fr. Die Geologischen und Geognostischen Verhältnisse der Steinbrüche zu Kapselberg und Poikam. 1892.

*Felgentraeger, W. Die längste nachweisbare Periode der erdmagnetischen Elemente. I. Gött. Diss. 1892.

†Hall, A. Observations of double stars made at the United States Naval Observatory. Part II. 1880/91. Washington Observations, 1888 Appendix. Washington 1892.

†Katalog der Batrachier-Sammlung im Museum der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. von Professor Dr. A. Boettger. Frankfurt a. M. 1892.

†Bericht über die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1892. Mit 6 Tafeln.

†29/32 Bericht über die Thätigkeit des Offenbacher Vereins für Naturkunde. 1887/91. Offenbach 1892.

†Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 1891 red. von J. H. Graf. Bern 1892.

†40. und 41. Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover für 1889/90 und 1890/91. Herausgegeben von H. Uhde. Hannover 1892.

†Verzeichniß der Bücher und Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Emden. Emden 1892.

†76. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft in Emden für 1890/91. Emden 1892.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1891 nr. 4, 1892 nr. 1 und 2. Moskau 1892.

Mathematik.

*Eichler, Regula de tri ohne Brüche. Manuscript Ende des 18. Jahrhunderts. Geschenk des Herrn Dr. O. Mothes, Zwickau.

*Polack, J. F. Mathesis Forensis. Leipzig 1756, Ebenso.

†Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Bd. 8. 1889/90. Mit Unterstützung der kgl. ung. Akademie der Wissenschaften ꝛc. Redigirt von J. Fröhlich. Berlin-Budapest 1891.

† — Dasselbe Bd. 9 1890/91. Budapest 1892.

Geographie.

*Fischer, Th. Die Fortschritte und die Entwickelung der geographischen Wissenschaft in den letzten 50 Jahren. Frankfurt a. M. 1887.

*Schnell, Paul. Das marokkanische Atlasgebirge. Theil I. Gött. Diss. Gotha 1891.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, etc.

†Tübingen. Vorlesungsverzeichniß des Sommer-Semesters 1892 und des Winter-Semesters 1892/93.

†Verzeichniß der Doktoren der philosoph. Fakultät der Universität Tübingen vom Jahre 1891/92. Beigefügt: E. Herzog. Zur Litteratur über den Staat der Athener. Tübingen 1892.

†Ergebnisse der Akademischen Preisbewerbung 1891/92 und Preisaufgaben für 1892/93. Tübingen 1892.

†Jena. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1892/93.

†Jena. Index scholarum hibernarum 1892/93. Jnest: De divi Hadriani sententiis et epistulis commentariolum Georgii Götz.

†Jena. Personal-Verzeichniß Sommer-Semester 1892.

†Heidelberg. Vorlesungs-Verzeichniß. Winter-Semester 1892/93.

*Leipzig. Personal-Verzeichniß für das Sommer-Semester 1892 und das Winter-Semester 1892/93. Vorlesungs-Verzeichniß Sommer-Semester 1892.

*Freiburg. Vorlesungen 1892/93. Personal-Verzeichniß Sommer-Semester 1892.

*Goettingen. Index Scholarum. Sem. Hib. 1892/93. De Stati Silvis commentationem Fridericus Leo praemisit.

*Gießen. Personal-Bestand. Winter-Semester 1891/92 und Sommer-Semester 1892.

* — Vorlesungs-Verzeichniß. Sommer-Semester 1892 und Winter-Semester 1892/93.

*Innsbruck. Akademische Behörden, Personalstand und Vorleseordnung. Winter-Semester 1892/93.

*Czernowitz. Übersicht der akademischen Behörden 1892/93. Vorlesungsverzeichniß 1892/93.

*Prag. K. k. deutsche Carl-Ferdinand-Universität. Vorlesungsverzeichniß Winter-Semester 1892/93.

*The Benefactors of the University of Toronto. Toronto 1892.

*Technische Hochschule Braunschweig. Programm für das Studienjahr 1892/93.

*Technische Hochschule Hannover. Programm für 1892/93.

*Technische Hochschule Darmstadt. Programm für 1892/93.

†Humboldt-Akademie zu Berlin. Lehrprogramm für das IV. Quartal 1892.

†Report of the superintendent of the U. S. Naval Observatory for the year 1890/91. Washington 1891.

†Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution showing the operations, expenditures and condition of the institution to Juni 1889. Washington 1891. Report of the National-Museum. to Juli 1890. Washington 1891.

*Skyrsla um hinn laerda skòla i Reykjavik. skòla-arid 1891/92. Reykjavik 1892.

*Programm der Vorlesungen der Gehe-Stiftung zu Dresden für 1892/93. Dresden 1892.

*Schlott, Gyula. Az Eperjesi kir. kath. Fögymnasium 1889/90. Tanévi Értesitője. Eperjes 1890.

*Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag für 1891. Prag 1892.

*Jahresbericht des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins für das Geschäftsjahr 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Bericht des Turnraths des Frankfurter Turnvereins 1891/92. Frankfurt a. M. 1892.

*Jahresbericht des Taunus-Clubs Frankfurt a. M. 1891. Frankfurt a. M. 1892.

*Jahresbericht des Sängerchors des Lehrervereins in Frankfurt a. M. 1891/92. Bearbeitet von Jul. Bauß.

*Freih. v. Rothschildsche öffentliche Bibliothek. Zugangsverzeichniß für das Jahr 1891. Frankfurt a. M. 1892.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1892.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Karl Achenbach, Revisionsrat a. D., hier.
2. Franz Adickes, Oberbürgermeister, hier.
3. Frau Henriette Adler, hier.
4. Heinr. Becker, Dr. phil., vereidigter Handelschemiker, hier.
5. Martin Behrend, Dr. phil., Statistiker, hier.
6. Jul. Blau, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
7. Nathan Bock, Fabrikant, hier.
8. Alex Breul, Kaufmann, hier.
9. Carl Cahn, Rechtsanwalt, hier.
10. G. A. O. Collischonn, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
11. Paul Collischonn, Dr. phil., hier.
12. Otto Creizenach, Amtsrichter, hier. (Mk. 10.)
13. Frau Dorothea Demmer, Witwe, hier.
14. Alex. Dietz, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
15. Julius Ederheimer, Kaufmann, hier.
16. F. Eisenstaedt, Kaufmann, hier.
17. Rud. Ellinger, Dr. jur., Referendar, hier.
18. Wilhelm Eysen, Schüler der Wöhlerschule, hier.
19. Georg Adolf Finck, Kaufmann, hier.
20. Adolf Friedlaender, Dr. jur., Referendar, hier.
21. Albert Fürth, Kaufmann, hier.
22. Louis Graubner, Kaufmann, hier.
23. Herm. Grombacher, stud. chem., Wiesbaden. (Mk. 12.)

*

24. August Grünewald, Dr. med., Arzt, hier.
25. Wilhelm Hanauer, Dr. med., Arzt, hier.
26. Aug. Harnier, Dr. jur., Landrichter, hier.
27. Eduard Hartmann, Eisenbahnsekretär, hier.
28. Aug. Hellmann, Lehrer, Eichen bei Kreuzthal.
29. Philipp Henß, Gymnasiast, hier.
30. Rob. Heß, Referendar, hier.
31. Frl. Johanna Hessel, Privatiere, hier.
32. Gustav Hoch, Redakteur, hier.
33. Hugo Hoffmann, Oberlehrer a. D., hier.
34. Emil Hüttenbach, Cavaliero, hier.
35. Aug. Jeckeln, Kaufmann, hier.
36. Leopold Joseph, Kaufmann, hier.
37. Leopold Kahn, Bankier, hier.
38. Jacob Kaufmann, Kaufmann, hier.
39. Max Kayser, Amtsrichter, hier.
40. Frl. Linde Kilzer, hier.
41. Frl. Helene Kirsten, hier.
42. Walter König, Dr. phil., Professor, hier
43. Amson Kohn, Kaufmann, hier.
44. Frau Lina Krebs, hier.
45. Walther Lampe, stud. mus., hier.
46. Jul. Landsberg, Dr. jur., Referendar, Offenbach a. M.
47. Otto Langerfeldt, Dr. med., Stabsarzt, hier.
48. Gustav v. d. Leyen, Major a. D., hier.
49. Wilhelm Liermann, Dr. med., hier.
50. Berthold Litzmann, Dr. phil., Universitäts-Professor, Bonn.
51. Bernhard Loeb, Kaufmann, hier.
52. Michael Loeb, Dr. med., hier.
53. Siegfr. Löwenthal, Silberarbeiter, hier.
54. Zacharias Lorch, Kaufmann, hier.
55. Adolf Lossen, Ober-Landesgerichtsrat, hier.
56 Nic. Alex. Manskopf, Kaufmann, hier. (Mk. 12.)
57. Frau Clara Marx, Witwe, Privatiere, hier. (Mk. 12.)
58. Wilhelm May, Gravieranstalt, hier.
59. Ludwig Mayer, Kaufmann, hier.

60. Leopold Merzbach, Kommis, hier.
61. Bernh. Mettenheimer, Dr. jur., Referendar, hier.
62. Jacob Meyer, Dr., Chemiker, hier.
63. Rob. Meyer, Dr. jur., Landrichter, hier.
64. Oscar Müller, Dr., Chemiker, hier.
65. L. Theodor Müller, Rektor, Höchst a. M.
66. Nathan Obst, Kaufmann, Mannheim.
67. Frau Brandine Oswalt, Witwe, hier. (Mk. 10.)
68. Oscar Pfungst, Kaufmann, hier.
69. Frau Virginie Philipp, hier.
70. Otto Porsch, Kgl. Regierungs= und Baurat, hier. (Mk. 12.)
71. Karl von Portatius, Major a. D., hier. (Mk. 12.)
72. Frau Cornelie Prange, Privatiere, hier.
73. Paul Mart. Rade, Dr. theol., Pfarrer, hier. (Mk. 12.)
74. Moritz Ransohoff, Dr. med., Augenarzt, hier.
75. Max Regensburg, beeidigter Wechselsensal, hier.
76. Edm. Baron von der Ropp, Hütteningenieur, hier. (Mk. 12.)
77. Felix Rothschild, Dr. jur., Referendar, hier.
78. Albert Sabarly, Privatier, hier.
79. Ludwig Schiff, Kaufmann, hier.
80. Paul Schlatter=Drexel, Kaufmann, hier.
81. Philipp Schlerff, Handelsgärtner, hier.
82. Wilh. Schleuning, Architekt, hier.
83. Frau Ed. Schmidt=Benecke, hier.
84. Phil. Schmidt, Eisenbahnbeamter, hier.
85. Ferd. Schnatter, Architekt, hier.
86. Frau Emma Schubert, Witwe, hier.
87. Hans Schulze=Hein, Zahnarzt, hier.
88. Joh. Schulze=Nickel, Kgl. Regierungsrat, hier.
89. M. L. Schwab, Kaufmann, hier.
90. Georg Seestern=Pauly, Architekt, hier. (Mk. 12.)
91. Frau Bertha Simon, geb. Weil, Witwe, hier.
92. Carl Soemmerring, Privatier, hier.
93. Georg Sombart, Dr. jur., Kgl. Regierungsrat, hier.
94. Max Speier, Kaufmann, hier.
95. Gustav Stilgebauer, Bankdirektor, hier.

96. Eduard Stoessel, stud. electr., hier.
97. Friedr. Stoltze, Ingenieur, hier.
98. Adolf Strauß, Kaufmann, hier.
99. Heinrich Strauß, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
100. Frau Oscar Strauß, hier.
101. Paul Strauß, Techniker, hier.
102. Josef Szyskowitz, Kgl. Regierungsrat, hier.
103. Georg Frhr. von der Tann, Jurist, Würzburg. (Mk. 10.)
104. Jean Valentin, Dr. phil., Chemiker, hier.
105. Jean Veit, Obergärtner, hier.
106. Frl. Liesb. Vogt, Lehrerin, hier.
107. Siegfried Waldeck, Kaufmann, hier.
108. Frl. Sophie Weimar, hier.
109. Leo Weiß, Dr. jur., Referendar, hier.
110. Wilhelm Wetz, Dr. phil., Privatdozent, Straßburg i. E.
111. Aug. Winkler, Dr. phil., Bibliothekar, Hanau.
112. Ferd. Lorenz Wucherer, Kaufmann, hier.
113. Julius Ziegler, Dr. phil., Chemiker, hier.
114. Frau Otto Ziegler, hier.
115. Ludwig Zoeller, Schriftsteller, Zweibrücken.

B. Gestorben:

1. Theodor Andreae, Privatier, hier.
2. Frl. Eleonore de Bary, hier.
3. Adam Blodt, Königl. Preuß. Feldmesser, Alzei.
4. Julius Bode, Königl. Preuß. Major a. D., Sorau.
5. Wilhelm Breul, Dr. med., Darmstadt.
6. Hermann Burmeister, Professor, Buenos-Aires.
7. Gottfried Fenger, Rechnungsrat, hier.
8. Adam Flesch, Dr. med., hier.
9. Gustav Gerheuser, Geh. Kriegsrat, München.
10. Max Gerngroß, Kaufmann, hier.
11. Albert Groß, Dr. med., hier.
12. E. C. Henle, Schriftstellerin, hier.
13. Louis Hirschhorn, Kaufmann, hier.
14. Ignaz Hoppe, Dr. med., Professor, Basel.

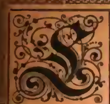
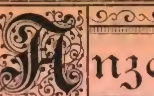
15. Frau Constanze Kling, Witwe, hier.
16. Benno Klopfer, Bankdirektor,
17. Franz von Löher, Reichsarchivdirektor, München.
18. Robert Löwenstein, Wechselsensal, hier.
19. Jacob Meister, Fabrikant, Bockenheim.
20. Alfred Nicolovius, Universitätsprofessor, Bonn.
21. Ludwig Adolf Oplin, Kaufmann, hier.
22. Ludwig von Rau, Direktor, hier.
23. Johann Römer, Amtsgerichtsrat, hier.
24. Bernhard Schäfer-Hölz, Privatier, hier.
25. Alexander Carl Scheidler, hier.
26. August Schmidt, Dr. phil., Musikschriftsteller, Unter St. Veit bei Wien.
27. Frau Ida Siegel, hier.
28. Carl Söndermann, Dresden.
29. Leo Strippelmann, Ingenieur, Berlin.
30. Jakob Strube, Hofrat a. D., hier.
31. Sourindro Mohun Tagore, Raja, Calcutta.
32. Wagner-von Harnier, Kaufmann, hier.
33. Ignaz Zingerle, Dr. phil., Universitätsprofessor, Innsbruck.

60 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



Druckberichtigung.

Seite 27* ist der in den Titel ohne Schuld des Autors eingeschlichene Fehler zu verbessern. Der Titel lautet: „Schillers und Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit".

Litterarischer Anzeiger.

Beilage zu den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes.

Einrückungsgebühr: 1 Seite M 20.—, 1/2 Seite M 12.—, 1/4 Seite M 7.—.
Einlagen (Prospekte u. ä.) M 25.—. Auflage 1900 Exemplare.

Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift stellt sich die Aufgabe das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. möglichst so wiederherzustellen, wie es in der Jugendzeit Goethes war. Die Mitglieder des Hochstiftes haben freien Eintritt zur Besichtigung des Hauses, und zwar die auswärtigen stets auch mit ihren Familien, die hiesigen mit diesen während der Wintermonate.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche die Aufgabe haben die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur Pflege anbefohlenen Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Mitgliedskarte berechtigt zum freien Eintritt des Mitgliedes und eines unselbständigen Familienmitgliedes oder aber zum Eintritt zweier unselbständiger Familienmitglieder. Für jedes weitere unselbständige Familienmitglied ist in der Kanzlei des Hochstiftes im Goethehause eine Beikarte für ℳ 2.— zu lösen. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorträgen ein Thema als geschlossenes Ganzes behandelt. Diese 40 Vorträge fanden im Winter 1892/93 in der Zeit vom 11. Oktober bis 17. Dezember und vom 10. Januar bis 18. März statt. Für Nichtmitglieder kostet die Abonnementskarte für sämtliche Vorträge eines Winters ℳ 6.—, für einen Lehrgang ℳ 3.—, die Einzelkarte für einen Vortrag ℳ 1.—.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche abwechselnd aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand erörtern. Die Mitglieder sind zu freiem Zutritt berechtigt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstiftes, welche sich selbsttätig auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen, bilden die Akademische Abteilung; diese gliedert sich in Fachabteilungen, in welchen wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der Fachwissenschaften gearbeitet wird. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den nicht zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben einzelne hervorragende Meister möglichst allseitig und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 1885 fand eine Führich-Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter-Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel-Ausstellung, 1889 eine Dürer-Ausstellung, 1890 eine Mannfeld-Ausstellung statt. Ausführliche Kataloge führten in die Kenntnis der Meister und ihrer Werke ein. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer (im Goethehause) liegen 128 Zeitschriften und Zeitungen, vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes, auf. Das Lesezimmer ist täglich (im Winter auch Sonntags) von 9—1 und von 3—9 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich (außer Sonntags) von 12—1 Uhr frei; die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt; der Mindestbeitrag beträgt für Mitglieder des Stadt- und Landkreises Frankfurt ℳ 8.—, für auswärtige Mitglieder ℳ 6.—. Das einmal zu entrichtende Einstandsgeld beträgt mindestens ℳ 3.—; bei Jahresbeiträgen von ℳ 12.— an fällt auf Wunsch das Einstandsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Einstandsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt sowie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes (Goethehaus) entgegen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte, vom Akademischen Gesamt-Ausschuß herausgegeben, erscheinen jährlich in vier Heften. Sie enthalten in einer ersten Abteilung die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge („Sonntagsvorträge“) meist vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte aus den Sitzungen der wissenschaftlichen Fachabteilungen, welchen sich dann litterarische Mitteilungen und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und besondere Seitenzählung, so daß jede, beim Einbinden zusammengeheftet, in der richtigen Reihenfolge und als Ganzes sich darbietet. Einbanddecken sind zu ℳ 0,50 von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Thätigkeit der Fachabteilungen seien von größeren Berichten, wie sie im achten Bande (Jahrgang 1892) veröffentlicht wurden, hier erwähnt:

Alte Sprachen: Hippenstiel, Titel griechischer Dramen; Knoche, Orientierung der Stadt Rom; Baier, Chronologische Untersuchungen zur Geschichte der Pentakontaetie; Liermann, Epigraphische Studien zur Kulturgeschichte Kleinasiens in der Römischen Kaiserzeit. Neuere Sprachen: Banner, Reformbestrebungen Malherbes in der französischen Verskunst II.; Bouillenot, Coup d'œil sur le théâtre contemporain français; Valentin, Methodische Fragen zur Hamletforschung; Michel, Neuere Erscheinungen der Shakespeare-Litteratur; Gräfenberg, Don Pedro Antonio de Alarcon; Wilnneberger, Schiller und das klassische Trauerspiel der Franzosen. Schöne Wissenschaften: Pfungst, „Der geniale Mensch“ von Lombroso; Sulzbach, Der Schlaf in Sage und Märchen; Wasserzieher, Friedr. Chr., Herzog zu Schleswig-Holstein und Schiller. Geschichte: Heuer, Die Idee des rückwärtslaufenden Geschichtsunterrichts; Liermann, Die Alamannenschlacht bei Straßburg 357 n. Chr.; Schwemer, Ein neues Memoirenwerk zur Geschichte Napoleons I. Mathematik und Naturwissenschaften: Rosenberger, Die Orientierung des Menschen im Raume; W. Reinhardt, Die Briefstände; Olshausen, Einige Geschwindigkeiten. Bildkunst und Kunstwissenschaft: Schaefer, Denkmäler der bildenden Kunst im hessischen Odenwalde; Sondheim, Jörg Glockendons Kunst Perspectiva; Donner-von Richter, Künstlerisches aus den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Jurisprudenz: Dove, Die Abzahlungsgeschäfte. Volkswirtschaft: Spier, Die gewerbliche Erziehung im Auslande; Flesch, Das Reichsgesetz über die Gewerbegerichte; Loeb, Bebel, Die Frau und der Sozialismus; Junghans, Die wirtschaftlichen Wirkungen des Genossenschaftsgesetzes vom 1. Mai 1889; Quarck, Die persönliche Freiheit unter dem individualistischen Wirtschaftssystem; Maier, Volkswirtschaftliche Entwickelung. Litterarische Mitteilungen: Erklärung einer Goethischen Erzählung nach den Akten von A. Riese; Neuere Goethe- und Schillerlitteratur IV und V von M. Koch; Barbara Schultheiß und Ph. Chr. Kaiser von O. Heuer.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich zugesendet.

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt pro Jahrgang Mk. 6.—, pro Heft Mk. 2.—, pro Doppelheft Mk. 3.—.

Anfragen betreffend den den Berichten (Auflage 1000) beigefügten „Litterarischen Anzeiger“ sind zu richten:

An

die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

